

Zeitschrift für Lübeckische Geschichte
96/2016

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2016 by Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde

Printed in Germany

Druck: Schmidt-Römhild, Lübeck

ISSN: 0083-5609

ISBN: 978-3-7950-1495-7

ZEITSCHRIFT
FÜR
LÜBECKISCHE GESCHICHTE

herausgegeben
im Auftrag des
Vereins für Lübeckische Geschichte
und Altertumskunde

von
Antjekathrin Graßmann

Band 96
2016

VERLAG MAX SCHMIDT-RÖMHILD, LÜBECK

Das erste Heft der „Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde“, abgekürzt ZVLGA, erschien 1855. Die Bände 1 (1860) bis 31 (1949) enthielten jeweils zwei, selten drei Hefte. Ab Bd. 32 (1951) wurde jeweils ein Jahresband herausgegeben. Seit Bd. 90 (2010) erscheint die Zeitschrift unter dem verkürzten Titel „Zeitschrift für Lübeckische Geschichte“, abgekürzt ZLG.

Manuskriptzusendungen und Besprechungsstücke werden an die Redaktion, Mühlendamm 1-3, 23552 Lübeck, Tel. 0451 122 4152, Fax 0451 122 1517 (Archiv der Hansestadt Lübeck) oder e-mail: archiv@luebeck.de erbeten. Exemplare im Zeitschriften-tauschverkehr ebenfalls an die genannte Adresse.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft im Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, die zum freien Bezug der Zeitschrift berechtigt, nimmt die Geschäftsstelle des Vereins unter derselben Adresse entgegen. Der Jahresbeitrag beträgt 40 Euro.

Girokonto:

IBAN: DE 89 2305 0101 0001 0127 49 BIC: NOLADE21SPL.

Für unermüdliche fachkundige Korrektur- und PC-Arbeit wird Frau Archivoberinspektorin Meike Kruse M.A. verbindlichst gedankt, ebenso Prof. Dr. Gerhard Ahrens für fleißiges Korrekturlesen.

Die Veröffentlichung dieses Bandes wurde durch namhafte Beihilfen der Possehl-Stiftung, der Jürgen Wessel-Stiftung, der Reinhold-Jarchow-Stiftung, der Gemeinnützigen Sparkassenstiftung zu Lübeck und der Hansestadt Lübeck ermöglicht, – ihnen allen sei vielmals gedankt.

Jeder Autor ist für seinen Beitrag verantwortlich.

Zu unserem großen Bedauern musste der 30. Bericht der Lübecker Archäologie kurzfristig ausfallen.

Inhaltsverzeichnis

Mitarbeiterverzeichnis	7
-------------------------------------	---

Aufsätze

Nachgrabung auf dem Markt von Lübeck: Fritz Rörigs „Gründungsunternehmerthese“ in der deutschen Geschichtsforschung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts <i>Stephan Selzer, Hamburg</i>	9
„Dieser vorzüglich schöne Codex...“. Die Wiederentdeckung des Bardewikschens Codexes von 1294 <i>Natalija Ganina, Moskau</i>	53
Das Triumphkreuz der Lübecker Burgkirche. Auf den Spuren einer verlorenen Chorausstattung <i>Jan Richter, Berlin/Lübeck</i>	65
Lübeck 1500. Kunstmetropole im Ostseeraum. Zum Katalog der Jahrhundertausstellung <i>Jens-Uwe Brinkmann, Hamburg</i>	85
Der Lübecker Bürgermeister Hermen Plönnies († 1532). Teil 3: Nachlassregelung, das Engagement des Matthias Hestorp und das Los der Familie nach der Reformation <i>Heinrich Dormeier, Kiel</i>	93
Warum ging die Hanse zugrunde? <i>Prof. Dr. Rainer Postel, Hamburg</i>	127
Bronzekanonen aus Lübeck – Produktion und Handel der Ratsstückgießer <i>Günter Meyer, Bad Malente-Gremsmühlen</i>	143
Abschied vom Alten Europa. Der letzte gemeinsame Gesandte der freien und Hansestädte erlebt 1916 die Beisetzung Kaiser Franz Josephs in Wien <i>Gerhard Ahrens, Lübeck</i>	165
Eine Lübeckerin in Rom: Die Archäologin Margarete Gütschow (1871-1951) <i>Raffaella Bucolo, Rom</i>	177
Die Handweberei von Alen Müller-Hellwig im Lübecker Burgtor 1926-66 <i>Mitgeteilt von Antjekathrin Graßmann</i>	191
Das Kriegsende 1945 in Lübeck aus persönlicher Sicht. Briefe des Baudirektors Hans Pieper an seine Kinder <i>Mitgeteilt von Jan Lokers, Lübeck</i>	207

Die Lübecker Landeskirche, ihr Umgang mit der NS-Vergangenheit und ihr Verhältnis zum Judentum <i>Stephan Linck, Kiel</i>	235
Besprechungen und Hinweise	
Allgemeines, Hanse	251
Lübeck	256
Hamburg und Bremen.....	270
Schleswig-Holstein und weitere Nachbargebiete	273
Verfasserregister.....	xx
Jahresbericht 2015	281

Mitarbeiterverzeichnis

Ahrens, Prof. Dr. Gerhard, Curtiusstraße 3, 23568 Lübeck

Bachmann, Sarah, Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Juristische Fakultät der Universität Hamburg – Seminar für deutsche Rechtsgeschichte, Rothenbaumchaussee 33, 20148 Hamburg

Brinkmann, Dr. Jens-Uwe, Rahlstedter Straße 29, 22149 Hamburg

Bucolo, Dr. Raffaella, Via S. Pincherle 169, 00146 Roma/Italien

Deeters, Dr. Joachim, Kringsweg 1a, 50931 Köln

Dormeier, Prof. Dr. Heinrich, Schillerstraße 8, 24116 Kiel

Freytag, Prof. Dr. Hartmut, Wakenitzstraße 46, 23564 Lübeck

Funk, Stefan, Diplombibliothekar, Bibliothek der Hansestadt Lübeck, Hundestraße 5-17, 23552 Lübeck

Ganina, Prof. Dr. habil. Natalija Ganina, 119991 Moskau/Rußland, Leninskie gory, GSP-1, Moskauer Staatliche Lomonossov-Universität, Philologische Fakultät, Lehrstuhl für germanische und keltische Philologie, 1022

Graßmann, Prof. Dr. Antjekathrin, Archivdirektorin a. D., Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1-3, 23552 Lübeck

Hammel-Kiesow, Prof. Dr. Rolf, Langer Lohberg 51, 23552 Lübeck

Kruse, Meike M. A., Archivoberinspektorin, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1-3, 23552 Lübeck

Kuhn, Dr. Dominik, Archivrat, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1-3, 23552 Lübeck

Linck, Dr. Stephan, Studienleiter für Erinnerungskultur und Gedenkstättenarbeit in der Evangelischen Akademie der Nordkirche, Königstraße 52, 22767 Hamburg

Lokers, Dr. Jan, Archivdirektor, Archiv der Hansestadt Lübeck, Mühlendamm 1-3, 23552 Lübeck

Meyer, Günter, Studiendirektor a. D., Klaus-Groth-Weg 19, 23714 Bad Malente-Gremsmühlen

Meyer-Stoll, Dr. Cornelia, Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Alfons-Goppel-Straße 11, 80539 München

Postel, Prof. Dr. Rainer, Husumer Straße 19, 20251 Hamburg

Richter, Dr. Jan Friedrich, Moosdorfstraße 10, 12435 Berlin

Scheftel, Dr.-Ing. Michael, Langer Lohberg 49, 23552 Lübeck

Selzer, Prof. Dr. Stephan, Helmut-Schmidt Universität, Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften. Mittelalterliche Geschichte. Postfach 700822, 22008 Hamburg

Vogeler, Dr. Hildegard, Wakenitzstraße 46, 23564 Lübeck

Vogtherr, Dr. Hans-Jürgen, Studiendirektor a. D., Am Stadtgut 68, 29525 Uelzen

Wegner, Hauke, Studienrat, Charlottenstraße 24, 23560 Lübeck

Nachgrabung auf dem Markt von Lübeck: Fritz Rörigs „Gründungsunternehmerthese“ in der deutschen Ge- schichtsforschung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Stephan Selzer

1. Für eine Problemgeschichte des Lübecker Marktes

Die Nachgrabung ist eine Methode der Archäologie.¹ Kommt sie zum Einsatz, werden einstmals schon untersuchte Fundorte erneut erforscht. In solchen Fällen erhoffen sich Archäologen weiterführende Befunde, indem sie eine Altgrabung systematisch mit modernen Verfahren aufarbeiten. Ihnen kommen dabei verfeinerte Grabungsmethoden und neue Analysetechniken zur Hilfe, die zur Zeit der Erstgrabung noch unbekannt waren.²

Im Gegensatz dazu ist bei der hier zu besprechenden Problematik mit besseren Techniken in der Erschließung mittelalterlicher Schriftquellen nicht zu rechnen.³ Die von Fritz Rörig (1882-1952)⁴ herangezogenen Chroniken, Urkunden

1 Vgl. Egon *Gersbach*, *Ausgrabung heute*, 3. Auflage Darmstadt 1998.

2 Vgl. Günter P. *Fehring*, *Die Archäologie des Mittelalters. Eine Einführung*, Darmstadt 2000.

3 Wohl aber mit neuen archäologischen Informationen. Siehe zu neuen Grabungen im Lübecker Zentrum z.B. Ingrid *Schalies*, Gebäude und topographische Strukturen im hoch- und spätmittelalterlichen Lübeck. Ergebnisse stadttarchäologischer Untersuchungen, in: Matthias Untermann u.a. (Hg.), *Holzbau in Mittelalter und Neuzeit* (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 24), Paderborn 2012, S. 111-122; Ulf *Stammwitz*, Aktuelle archäologische Erkenntnisse zur Stadtgründung Lübecks, in: Andreas Diener u.a. (Hg.), *Gründung im archäologischen Befund* (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 27), Paderborn 2014, S. 37-48.

4 Die biografischen Informationen hier und im Weiteren nach Ahasver von *Brandt*, Fritz Rörig. Worte des Gedenkens, gesprochen auf der Hansischen Pfingstversammlung in Höxter, am 3. Juni 1952, in: *Hansische Geschichtsblätter* (=HGbl) 71, 1952, S. 1-8; Wilhelm *Koppe*, Fritz Rörig und sein Werk, in: ders./Ahasver von Brandt (Hg.), *Städtewesen und Bürgertum als geschichtliche Kräfte. Gedächtnisschrift für Fritz Rörig*, Lübeck 1953, S. 9-24; Peter *Neumeister*, Fritz Rörig 1882 bis 1952, in: Heinz Heitzer/Karl-Heinz Noack/Walter Schmidt (Hg.), *Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft. Biographien*, Berlin 1989, S. 216-230; Roland *Pauler*, Artikel, Rörig, Fritz Hermann, in: *Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* (Hg.), *Neue Deutsche Biographie*, Band 21, Berlin 2003, S. 736-737. Zu einzelnen Aspekten von Rörigs Biografie siehe zudem Peter *Lambert*, From Antifacist to „Volkshistoriker“. „Demos“ and „Ethnos“ in the Political Thought of Fritz Rörig, 1921-45, in: Stefan Berger/Mark Donovan/Kevin Passmore (Hg.), *Writing National Histories. Western Europe since 1800*, London 1999, S. 137-149; Peter *Neumeister*, Fritz Rörig – Tradition und Neuanfang historischer Forschung an der Berliner Universität und Akademie 1945/46 bis 1952. Vortrag in der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften am 16.2.2002, Berlin 2002; Birgit *Noodt*, Fritz Rörig (1882-1952): Lübeck, Hanse und die Volksgeschichte, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* (=ZVLGA) 87, 2007, S. 155-180, hier S. 165-167 zu den Gründungsunternehmern.

und Stadtbücher des 12. und 13. Jahrhunderts haben sich in den letzten einhundert Jahren nicht vermehrt.⁵ Neue schriftliche Quellen sind nicht aufgefunden worden, und sie werden zukünftig kaum zu finden sein. Auch dienen die hier unternommenen Nachforschungen nicht der Vorbereitung einer Fritz-Rörig-Biografie⁶ oder gar dem Zweck, eine Abfolge von „Irrtümern“ älterer Historikergenerationen zu präsentieren, um an deren Ende die „richtige“ Gründungsgeschichte von Lübeck vorzulegen. Über eine solche zwingende Neudeutung der Lübecker Frühgeschichte verfügt der Verfasser dieses Aufsatzes nicht – so enttäuschend das für die Leser dieser Zeitschrift auch sein mag.

Doch kann der Autor darauf verweisen, dass forschungsgeschichtliche Analysen wichtige Voraussetzungen für Neudeutungen schaffen können. Denn in aller Regel vermag die Einordnung von Historikerkontroversen in ihren jeweiligen wissenschaftsgeschichtlichen Horizont dazu beizutragen, verschüttete und vergessene Forschungsperspektiven zurückzugewinnen; freilich nicht indem man zu ihnen als Lehrmeinung zurückgekehrt, sondern durch sie die heutigen Forschungsprozesse zu stimulieren sucht.⁷ In dem hier zu betrachtenden Falle ist dabei von dem bemerkenswerten Umstand auszugehen, dass von der zwischen 1915 bis zum Tode Rörigs im Jahre 1952 hitzig und überregional geführten Debatte um das Problem, wie die Wiederbegründung der Stadt Lübeck unter Heinrich dem Löwen im Jahre 1159 abgelaufen sein könnte,⁸ heute nur noch ge-

5 Die sich aber trotz der Auslagerungs-Odyssee der Lübecker Archivalien auch nicht verringert haben. Siehe dazu Antjekathrin *Graßmann*, 1298-1998. 700 Jahre Archiv der Stadt Lübeck (Kleine Hefte zur Stadtgeschichte 15), Lübeck 1998.

6 Der Nachlass von Rörig findet sich im Archiv der Hansestadt Lübeck, 5.5: Familienarchive und Nachlässe, Rörig, Fritz. Anders als für andere Historiker seiner Generation fehlt eine moderne Biografie. Siehe z.B. Jan *Eckel*, Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert (Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts 10), Göttingen 2005; Eduard *Mühle*, Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung (Schriften des Bundesarchivs 65), Düsseldorf 2005; David *Thimme*, Percy Ernst Schramm und das Mittelalter. Wandlungen eines Geschichtsbildes (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 75), Göttingen 2006.

7 So z.B. Michael *Mitterauer*, Markt und Stadt im Mittelalter. Beiträge zur historischen Zentralitätsforschung (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 21), Stuttgart 1980, S. 18: „Eine ideologiekritisch orientierte Geschichte der Stadtgeschichtsforschung zu schreiben, wäre eine lohnende Aufgabe, die manche Hindernisse beseitigen könnte, die sich aus unreflektiert weitertradierten Lehrmeinungen ergeben.“ Siehe zu diesem Zusammenhang für das 19. Jahrhundert Klaus *Schreiner*, „Kommunebewegung“ und „Zunftrevolution“. Zur Gegenwart der mittelalterlichen Stadt im historisch-politischen Denken des 19. Jahrhunderts, in: Franz Quarthal/Wilfried Setzler (Hg.), Stadtverfassung, Verfassungsstaat, Pressepolitik, Sigmaringen 1980, S. 139-168; *ders.*, Die Stadt des Mittelalters als Faktor bürgerlicher Identitätsbildung. Zur Gegenwärtigkeit des mittelalterlichen Spätbürgertums im historisch-politischen Bewußtsein des 18., 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, in: Cord Meckseper (Hg.), Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150-1650. Ausstellungskatalog Landesausstellung Niedersachsen 1985, Bd. 4, Stuttgart 1985, S. 517-541.

8 Ein Überblick zu dieser Forschungskontroverse findet sich bei Burchard *Scheper*, Anfänge und Formen bürgerlicher Institutionen norddeutscher Hansestädte im

ringfügige Spuren in aktueller Forschungsliteratur sichtbar sind.⁹ Zwar existiert ein Artikel im Lexikon des Mittelalters, doch ist in neueren Handbüchern und Überblickswerken die Fragestellung weitgehend passé, während in der Lübecker Stadtgeschichts- und in der Hanseforschung zumindest noch Restbestände der Debatte aufzufinden sind.¹⁰

Vor hundert Jahren hat Rörig seine Überlegungen in dem in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz „Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung“ (1915) entwickelt¹¹ und seinen Grundgedanken dann in der knapp einhundert Druckseiten umfassenden Darstellung „Der Markt von Lübeck. Topographisch-statistische Untersuchungen zur deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ (1921/1922)¹² untermauert: Danach soll im Jahre 1159 bei der Wiederbegründung Lübecks durch Herzog Heinrich den Löwen dieser mit einer Gruppe von fernhändlerischen Unternehmern zusammengewirkt haben. Dieses „Gründerkonsortium“ sei der entscheidende Impulsgeber der ökonomischen und politischen Stadtentwicklung gewesen. Für ihre Aufwendungen habe der Herzog die Gründer mit Grundeigentum am Stadthügel entschädigt und ihnen hoheitliche Rechte übertragen, wodurch sie sich bis um 1200 zum Rat der Kommune fortentwickelt hätten. Analoge Verhältnisse in anderen Städten, zumal in Freiburg im Breisgau, machten diese Annahme plausibel. Vor allem aber sei aus den im ältesten erhaltenen Lübecker Oberstadtbuch für die Zeit von 1285 bis 1325 sichtbaren Besitzrechten an den Marktbuden, die gehäuft bei ratsfähigen Familien lagen, diese Entwicklung aus Lübecker Quellen abzustützen.

Dieses von Rörig errichtete und in zahlreichen Vorträgen und Publikationen wiederholt beschriebene Bauwerk muss trotz aller Kunstfertigkeit seines

Mittelalter. Beiträge zu einer vergleichenden Verfassungsgeschichte Lübecks, Bremens, Hamburgs und Lüneburgs, Diss. Ms. Kiel 1959, S. 341-373. Der Abschnitt wurde nicht in die Druckfassung von 1975 aufgenommen. Vgl. *ders.*, Frühe bürgerliche Institutionen norddeutscher Hansestädte. Beiträge zu einer vergleichenden Verfassungsgeschichte Lübecks, Bremens, Lüneburgs und Hamburgs im Mittelalter (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte NF 20), Köln usw. 1975. Ansätze zu einer Zusammenschau auch bei Johannes *Bärmann*, Die Städtegründungen Heinrichs des Löwen und die Stadtverfassung des 12. Jahrhunderts (Forschungen zur deutschen Rechtsgeschichte 1), Köln-Graz 1961 [überarbeitete Fassung der Habilitationsschrift von 1942], S. 76-155 (Kapitel V „Die Theorie vom Unternehmerkonsortium“), bes. S. 78-80 in Anm. 8.

9 Zeitlich ist dieses Umschlagen des Interesses dabei schon zur Mitte der 1950er Jahren festzustellen. Siehe dazu Anm. 246.

10 Vgl. Wilfried *Ehbrecht*, Artikel „Gründerkonsortium“, in: Norbert Angermann u.a. (Hg.), Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, München 1996, Sp. 1738f.

11 Fritz *Rörig*, Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung, in: ZVLGA 17/1, 1915, S. 27-62, zuletzt nachgedruckt mit Veränderungen in: *ders.*, Wirtschaftskräfte im Mittelalter. Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte, hg. von Paul Kaegbein, Wien usw. 21971, S. 1-35 [hiernach zitiert].

12 Fritz *Rörig*, Der Markt von Lübeck. Topographisch-statistische Untersuchungen zur deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, in: Lübsische Forschungen. Jahrhundertgabe des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Lübeck 1921, S. 157-253 (und separat Leipzig 1922), zuletzt nachgedruckt mit Veränderungen in: *ders.*, Wirtschaftskräfte, wie Anm. 11, S. 36-133 [hiernach zitiert].

Baumeisters mittlerweile als völlig planiert oder als derart demoliert gelten, dass seine Einzelteile wie antike Spolien in mittelalterlichen Gebäuden aus dem Verbund gerissen wirken. Beides indes, die implizite Nutzung von Argumenten der Debatte wie ihr völliges Versickern, lässt eine wissenschaftsgeschichtliche Rekapitulation als lohnend erscheinen, die weniger auf Detailfragen zielt, als in einem doppelten Sinne problemgeschichtlich ausgerichtet ist: Erstens soll an Knotenpunkten der Kontroverse gerade nach denjenigen Grundannahmen gefragt werden, die den gegenteiligen Positionen der Streitenden bei allen Abweichungen in Einzelfragen gemeinsam waren, weil sie von den Kontrahenten unhinterfragt als gültig vorausgesetzt wurden. Zweitens soll es vorrangig um solche Deutungsmuster gehen, die uns heute sichtbar sind, weil in ihnen die Streitenden als involviert in Denkweisen erscheinen, die sich aus ihrer politischen und sozialen Zeitgenossenschaft ergaben.¹³ Dieser Fragehorizont wird aufgespannt durch das Bewusstsein der heutigen Geschichtswissenschaft davon, dass ihre Erkenntnisfortschritte nicht linear von schlechteren zu immer besseren Deutungen verlaufen¹⁴ – wobei in diesem Selbstverständnis vielleicht doch eine Korrespondenz zur eingangs erwähnten besseren archäologischen Grabungstechnik liegen könnte.

Die Analyse soll gleichsam den natürlichen Schichten der Debatte um die Rörig'schen Thesen folgen. Chronologisch liegen die vier Hauptphasen dieser Historikerkontroverse im ausgehenden Kaiserreich, in der Weimarer Republik, im „Dritten Reich“ und im Nachkriegsdeutschland. Vereinfachend personalisieren lässt sich die Schichtenabfolge durch die Namen von fünf Historikerpersönlichkeiten als Widerpart zu Fritz Rörig. Bei ihnen handelt es sich um Georg von Below (1858-1927), Luise von Winterfeld (1882-1967), Ruth Hildebrand (1905-nach 1989) und Otto Höfler (1901-1987) sowie Heinrich Reincke (1881-1960).

2. 1915: Um „private“ oder öffentlich-rechtliche Grundlegung der Lübecker Stadtkommune

Als Hauptopponent in der Kontroverse, die aus seinem Aufsatz von 1915 entstand, hat Rörig selbst stets Georg von Below (1858-1927) empfunden. Als dieser verstarb, gedachte Rörig seiner während der Drucklegung der im Jahre 1928 eigens erschienenen Aufsatzsammlung „Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte“ im Vorwort.¹⁵ Die Passage lässt sich lesen wie eine verbale Verbeugung vor dem eine Generation älteren Kollegen, und es hallt in ihr

13 Vgl. Hartmut *Lehmann* (Hg.), *Historikerkontroversen* (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 10), Göttingen 2000.

14 Vgl. Otto Gerhard *Oexle*, *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 116), Göttingen 1996; *ders.* (Hg.), *Das Problem der Problemgeschichte 1880-1932* (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 12), Göttingen 2001.

15 Fritz *Rörig*, Vorrede, in: *ders.*, *Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte* (Schriften der Baltischen Kommission zu Kiel 9 = Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-gesellschaft 12), Breslau 1928, S. 5-9, hier S. 9.

die Ungleichheit beider Kontrahenten hinsichtlich Lebensalter, Reputation und Amt nach. Denn Georg von Below war zu dem Zeitpunkt, als er zunächst in einer Miscelle in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ von 1915 auf immerhin viereinhalb Druckseiten den Aufsatz Rörigs mitbesprach¹⁶ und noch als er später separat den „Markt von Lübeck“ in seiner Hauszeitschrift, der VSWG, im Jahre 1925¹⁷ rezensierte, vermutlich der bekannteste, aber sicherlich der gefürchtetste deutsche Mediävist. Er schonte keinen seiner wissenschaftlichen Gegner, oder anders gesagt: Er hatte sich mit fast allen bedeutenden deutschen Historikerkollegen zerstritten.¹⁸ Sein Zorn und seine oftmals ungezügeltere Streiftlust trafen zumal diejenigen, die auf seinem ureigensten Arbeitsgebiet, der mittelalterlichen deutschen Verfassungsgeschichte, aktiv wurden und dabei an der von ihm vorausgesetzte Existenz eines deutschen Staates des Mittelalters kratzten. Daran lag Georg von Below mehr als nur an einer wissenschaftlichen Theorie. Denn einen kaiserlichen deutschen Einheitsstaat verstand er in Geschichte wie Gegenwart als entscheidenden Ordnungsgaranten und unverzichtbaren Schutzschild vor Chaos und Anarchie, wofür er in politische wie wissenschaftliche Kämpfe eintrat.

Rörig kam 1915 dem älteren Kollegen weder in Bekanntheit, noch in Erfahrung oder in Ansehen annähernd gleich. Er war beim Erscheinen seines Aufsatzes ein junger Mann und zweiter Archivar am Lübecker Staatsarchiv. Erst 1918 erhielt Rörig eine, indes nur außerordentliche Professur für Historische Hilfswissenschaften an der Leipziger Universität. So mag man sich angesichts dieser Konstellation fast wundern, dass überhaupt ein Aufsatz in der „Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde“ das Interesse des berühmten Freiburger Professors auf sich zu ziehen vermochte. Wie konnte dies also geschehen? Der Impuls dafür dürfte gewesen sein, dass Georg von Below die Arbeit Rörigs vor allem als Diskussionsbeitrag zur Freiburger Stadtgeschichte auffasste.¹⁹ Tatsächlich war Rörig hier einschlägiger Fachmann, denn in den Jahren 1911 bis 1913 hatte er quellenkundliche Abhandlungen zum

16 Georg von Below, Zur Geschichte der deutschen Stadtverfassung, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 105, 1915, S. 651-662, hier S. 658-662.

17 Georg von Below, Rezension von „Fritz Rörig, Der Markt von Lübeck (1922)“, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (=VSWG) 18, 1925, S. 245-250.

18 Zu seiner Biografie siehe Otto Gerhard Oexle, Ein politischer Historiker: Georg von Below (1858-1927), in: Notker Hammerstein (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900, Stuttgart 1988, S. 283-312; Hans Cymorek, Georg von Below und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1900 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 142), Stuttgart 1998.

19 Siehe zum aktuellen Stand der Freiburger Stadtgeschichtsforschung Heiko Haumann/Hans Schadek (Hg.), Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520, Stuttgart 1996, S. 57-75; Mathias Kälble, Zwischen Herrschaft und bürgerlicher Freiheit. Stadtgemeinde und städtische Führungsgruppen in Freiburg im Breisgau im 12. und 13. Jahrhundert (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 33), Freiburg 2001.

Freiburger Stadtrodel vorgelegt.²⁰ Er überschaute mithin die Freiburger Stadtgeschichtsforschung seiner Zeit sehr gut; und aus dieser Diskussion hat Rörig offenbar auch die Begrifflichkeit „Gründerkonsortium“ nach Lübeck mitgebracht. Denn im Freiburger Zusammenhang war ein solcher Gedanke bereits im Jahre 1906 in einem Aufsatz von Otto Oppermann artikuliert worden.²¹ Darüber hinaus witterte Georg von Below in den Rörig'schen Überlegungen offenkundig die Wiederkehr eines wissenschaftlichen Ansatzes, den er im offenen Kampf bereits vollständig besiegt geglaubt hatte, und den die Stadtgeschichtsforschung als Auseinandersetzung um die sogenannte „Gildetheorie“ kennt.²² In diesen Zusammenhängen war ihm der eigentliche Hauptgegner stets Otto von Gierke mit seiner „Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft“ (1868) gewesen.²³ Für Otto von Gierke stellten Herrschaft und Genossenschaft zwei gleichrangige Grundprinzipien mittelalterlicher Verfassung dar. Georg von Below hingegen übersah zwar die Existenz von freien Einungen im Mittelalter keineswegs. Weil er aber dem Staat des Mittelalters einen öffentlich-rechtlichen Anstaltscharakter zuschrieb und ihn als einen einheitlichen Untertanenverband unter einer monarchischen Spitze entwarf, musste er in ihnen nur „privatrechtliche“ Organisationsformen sehen, die den einheitlichen Staatsaufbau illegitimerweise durchbrachen. Auf die Frage, woher eine mittelalterliche Stadtgemeinde ihre Kompetenzen gewann, lautete von Belows strikte Antwort deshalb: Aus der Übertragung von öffentlich-rechtlichen Titeln, was er sich technisch als Exem-

20 Fritz Rörig, Der Freiburger Stadtrodel. Eine paläographische Studie, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrhein (=ZGO) 65 NF 11, 1911, S. 38-64; *ders.*, Nochmals Freiburger Stadtrodel, Stadtschreiber und Beispruchsrecht, in: ZGO 27, 1912, S. 16-32; *ders.*, Der Freiburger Stadtrodel und sein Schreiber, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung (=MIÖG) 34, 1913, S. 197-203.

21 Otto Oppermann, Zur mittelalterlichen Verfassungsgeschichte von Freiburg i. B., Köln und Niedersachsen, in: Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 25, 1906, S. 27-328, hier S. 280: „Die coniuratores fori sind nicht eine Kaufmannsgemeinde in landläufigem Sinne, sondern ein Konsortium von Unternehmern, die der Krämer- und Handwerkerbevölkerung gegenüber in entscheidender Weise privilegiert sind [...]“. Franz Beyerle, Zur Typenfrage in der Stadtverfassung, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung (=ZSRG.GA) 50, 1930, S. 1-114, hat die Genese der Lübecker Unternehmerthese indes so gedeutet, dass Rörig diese in seiner eigenen Arbeit von 1910 kennengelernt habe, die von Rörig rezensiert worden ist: Fritz Rörig, Rezension von „Franz Beyerle, Untersuchungen zur Geschichte des ältesten Stadtrechts von Freiburg i. Br. und Villingen a. Schw. (1910)“, in: Historische Vierteljahrschrift 13, 1910, S. 521-531, hier S. 526f. Doch Rörig war die Arbeit von Otto Oppermann durchaus schon zuvor bekannt. Vgl. *ders.*, Stadtrodel, wie Anm. 20, S. 38 Anm. 1. Eine Herleitung aus der Freiburger Diskussion erscheint mir wesentlich plausibler zu sein, als die Bezugnahme auf die Arbeit von Karl Koppmann, Kleine Beiträge zur Geschichte der Stadt Hamburg und ihres Gebiets. Zweiter Beitrag: Zur Geschichte des Rechts und der Verfassung, Hamburg 1868, wo S. 7 nur vom „Unternehmer und dessen Genossen“ die Rede ist.

22 Vgl. z.B. Georg von Below, Zur Entstehung der deutschen Stadtverfassung, in: Historische Zeitschrift (=HZ) 58, 1887, S. 193-244.

23 Vgl. Otto Gerhard Oexle, Otto von Gierkes „Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft“. Ein Versuch wissenschaftsgeschichtlicher Rekapitulation, in: Notker Hammerstein (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900, Stuttgart 1988, S. 193-217.

tion der Stadtgemeinde aus einer bestehende Landgemeinde vorstellte.²⁴ Dass Gerichtsrechte und politische Machtstellung eines städtischen Rates auch auf seine Funktion als gewählter Ausschuss einer durch Eid gebildeten freiwilligen Einung der Stadtbewohner zurückgehen können sollte, dafür war in seinem Mittelalterbild hingegen kein wirklicher Platz.²⁵ Denn aus einer sozialen (und in Georg von Belows Sinne privaten) Organisation könne keine staatliche hervorgehen, oder in seinen eigenen Worten: „Es stellt eine Art der Ignorierung der Selbständigkeit und Eigenart des Staats dar, wenn man so ohne Bedenken [...] soziale Organisationen unmittelbar zu Staats- oder Gemeindeorganisationen werden läßt.“²⁶

Exakt dieser Zusammenhang war es nun, in dem Georg von Below in seinen Rezensionen der Rörig'schen Lübeckstudien die Rückkehr des Überwundenen witterte.²⁷ Bezeichnend dafür ist, wie er die Auffassungen Rörigs möglichst wegbog von jeder genossenschaftlichen Formierung der Gründer, indem er den Rörig'schen Text folgendermaßen las: „Die Unternehmer (locatores), die das wirtschaftliche Werk der Stadtgründung besorgen, werden nach seiner Meinung als Konsortium zusammengefaßt und Träger öffentlicher Rechte, werden Behörde, eben Gemeindeausschuß.“²⁸ Einen ökonomischen Zusammenschluss am Beginn der Lübecker Stadtentstehung vermochte Georg von Below noch akzeptieren, obwohl ihn auch die Beweisführung nicht überzeugte. Eine Gründergilde hingegen wollte er definitiv ausgeschlossen wissen: „Abzulehnen ist hierbei jedenfalls die Annahme einer Gilde“, so urteilte er im Jahre 1925.²⁹ Und es beruhigte ihn zumindest, dass er fortsetzen kann: „Uebrigens legt R. [Rörig] selbst nicht das Hauptgewicht auf das Vorhandensein einer Gilde.“³⁰

Für Georg von Below war es nicht nur von historischer, sondern von tagespolitischer Relevanz, einen freien politischen Zusammenschluss von Gleichen aus der Stadtgeschichte zu eliminieren.³¹ Denn auf die Verfassungsdiskussion

24 Zu diesem Zusammenhang siehe Jürgen *Weitzel*, Dinggenossenschaft und Recht. Untersuchungen zum Rechtsverständnis im fränkisch-deutschen Mittelalter (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 15), Köln usw. 1985.

25 Siehe dazu *Oexle*, Below, wie Anm. 18, bes. S. 294-296; *ders.*, Gierke, wie Anm. 23, bes. S. 211f.

26 *Georg von Below*, Eine Erneuerung der hofrechtlichen Theorie, in: VSWG 20, 1927/28, S. 109-138, hier S. 133.

27 *Below*, Stadtverfassung, wie Anm. 16, S. 659f.

28 *Ebd.*, S. 660.

29 *Below*, Markt, wie Anm. 17, S. 246.

30 *Ebd.* Ähnlich schon *Georg von Below*, Rezension von „Ulrich Stutz, Zur Erinnerung an Otto von Gierke, Gedächtnisrede (1922)“, in: HZ 129, 1924, S. 108-112, hier S. 110: „F. Rörig z.B. trägt in seiner Schrift ‚Der Markt von Lübeck‘ in dem, was er über die ‚Unternehmergeilde‘ sagt, etwas durchaus von der Auffassung Gierkes Verschiedenes vor, und überdies legt er, wie er sagt (S. 29), den Nachdruck auf ‚die erste Hälfte des Worts‘, nicht auf die Gilde.“

31 Zu den Hintergründen siehe *Otto Gerhard Oexle*, Feudalismus, Verfassung und Politik im deutschen Kaiserreich 1868-1920, in: *ders.* u.a. (Hg.), Die Gegenwart

seiner Zeit angewendet, lautete die Schlüsselfrage eben auch: Sollte die Stadtgemeinde nur die unterste, weisungsgebundene Ebene einer zentralistischen Staatsverwaltung darstellen, oder sollte die autonome, sich selbst verwaltende Bürgergemeinde umgekehrt den Grundbaustein des Staates bilden, und sollten mithin ihre Prinzipien auf den Staatsaufbau übertragen werden.³² In seinem Sinne zwingend, diagnostizierte Georg von Below deshalb in Otto von Gierkes Genossenschaftstheorie eine antimonarchische Gesinnung.³³ Seinen Kampf gegen eine solche, wie er es empfand, gefährliche Relativierung der hoheitlichen Wurzel aller öffentlicher Gewalt steigerte Georg Below während des Ersten Weltkrieges und nach dem Ende der Monarchie zu einer aggressiven Polemik.³⁴ Seine schärfsten Attacken galten dabei Hugo Preuß (1860-1925), Schüler Otto von Gierkes und liberaler Politiker, der an der Formulierung der Weimarer Verfassung maßgeblichen Anteil hatte.³⁵ So überwucherten die volkspädagogischen Absichten Georg von Belows immer mehr seine wissenschaftlichen Argumente. Erstere hatten letztlich die Oberhand gewonnen, als es in einem posthum im Jahre 1928 veröffentlichten Aufsatz so klang, als stünde mit jedem aus genossenschaftlicher Wurzel hergeleiteten mittelalterlichen Stadtrat schon die roten Räte vor der Tür: „Die Vertreter der Gildetheorie in der wissenschaftlichen Literatur sind überwiegend harmlose Gelehrte; keineswegs immer Literaten, die als ‚Soziologen‘ auftreten zu müssen glauben, oder gar Sozialisten, Marxisten und Bolschewiken.“³⁶ Ein solcher „Krypto-Kommunist“ war Rörig in Georg von Belows Augen wohl nicht, aber das schützte ihn nicht davor, wegen Blauäugigkeit scharf zensiert zu werden: „Erstaunlich aber ist die Leichtherzigkeit, mit der sie teils die der Gildetheorie zugrunde liegenden Gedanken vertreten, teils die Vertretung solcher Gedanken als etwas Unbedenkliches hinnehmen und ansehen. Eine solche Leichtherzigkeit findet sich sogar in den besten wissenschaftlichen Kreisen [...]“.³⁷

Rörig hat auf die Below'sche Kritik grundsätzlich reagiert. Doch hat er seine Gegenargumente so niedergelegt, dass ihre Rezeption nicht leicht fällt. Denn sie finden sich verstreut in den für die „Hansischen Beiträge“ von 1928 umgar-

des Feudalismus = Présence du féodalisme et présent de la féodalité = the presence of feudalism (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 173), Göttingen 2002, S. 211-246.

32 Ebd., S. 220.

33 *Oexle*, Gierke, wie Anm. 23, S. 213.

34 *Oexle*, Below, wie Anm. 18, S. 287.

35 Siehe z.B. Georg von Below, Rezension von „Hugo Preuß, Die Entwicklung des deutschen Städtewesens“, in: HZ 102, 1901, S. 524-555. Zu seiner Biografie siehe Detlef *Lehnert* (Hg.), Hugo Preuß 1860-1925. Genealogie eines modernen Preußen (Historische Demokratieforschung 2), Köln usw. 2011.

36 *Below*, Erneuerung, wie Anm. 26, S. 134.

37 Ebd. Dass sich diese Einschätzung direkt auch auf Rörig bezog, macht der das Zitat abschließende in Klammern stehende Zusatz „vgl. Histor. Ztschr. Bd. 129, S. 109ff.“ deutlich, der sich auf die in Anm. 30 genannte Rezension bezieht.

beiteten Versionen seiner beiden Aufsätze von 1915 und 1925.³⁸ Fügt man die einzelnen Passagen zusammen, bemerkt man einen Sachverhalt mit gewissem Erstaunen: Röriqs Einlassungen sind eher kosmetischer Natur; und sie sind eher als punktuelle Widerlegung und nicht als systematische Argumentation angelegt. Zwar stellte Rörig heraus, die Below'schen Argumente eingehend geprüft zu haben.³⁹ Doch gerade auf dessen Grundsatzkritik, in der die Herleitung des städtischen Rats aus einem Unternehmerkonsortium als eine unzulässige Ableitung eines staatlichen Verfassungskörpers aus einer sozialen Vereinigungen dargestellt worden war, reagierte Rörig nur schwankend und ausweichend.⁴⁰ Zwar nahm er für sich in Anspruch, dass er schon im Auftakttext von 1915 Folgendes betont habe: „Daß die private Unternehmervereinigung von Anfang an eben durch diese Übertragung obrigkeitlicher Funktionen durch Heinrich den Löwen eine Behörde war!“⁴¹ Doch trotz des hier anklingenden Einlenkens wandelte er den Begriff der „Unternehmer-Behörde“ aus dem Aufsatz von 1915 zu „Unternehmerkonsortium“ und formte ihn (gegen die von Georg von Below zur Selbstberuhigung ausgesprochene Hoffnung)⁴² einmal gar zur „Unternehmergilde“ weiter.⁴³ Dieses Konsortium sah er obrigkeitliche Rechte von Heinrich dem Löwen abkaufen und seine Stellung „in kurzer Zeit mühe- und reibungslos zur vollen Autonomie des bürgerlichen Rates erweitern [...]“.⁴⁴

Es ist zu vermuten, dass die Antwort Röriqs derart ausfiel, weil er sich auf dem Gebiet rechts- und verfassungsgeschichtlicher Deutungen nicht versiert genug fühlen konnte. Im Vorwort zum Wiederabdruck beider Texte in den „Hansischen Beiträgen“ hat Rörig selbst als Erklärung angeboten, dass seine Untersuchungen einen Weg genommen hätten: „thematisch von der Rechts- und Verfassungsgeschichte zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; methodisch von der einseitigen Verwertung dispositiver Urkunden zu möglichst eindringender Verarbeitung der Zeugnisse über konkrete Vorgänge, vornehmlich der Beweiskunden, vertreten in erster Linie durch die Eintragungen der Stadtbücher; in

38 Fritz Rörig, *Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte* (Schriften der Baltischen Kommission zu Kiel 9 = Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft 12), Breslau 1928, S. 11-39 (Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung) und S. 40-126 (Der Markt von Lübeck). Einzige nachgewiesene Veränderung ist das „Nachwort (1927)“ auf S. 90-92, nicht aber die Umarbeitungen im Text, siehe z.B. Anm. 44. In der Fassung von 1971 sind indes die Änderungen des Herausgebers am Textstand von 1928 dokumentiert.

39 Rörig, Markt, wie Anm. 12, S. 113: Es seien alle Einwände „eingehend nachgeprüft; sie haben mich aber nicht zu einer Aufgabe meines bisherigen Standpunktes [...] bestimmen können. Im Gegenteil. Die Nachprüfung hat zu einer erneuten Festigung geführt [...]“.

40 Siehe insbesondere die markanten Erweiterungen ebd., S. 57f. Anm. 51a; 60 Anm. 56f.; 62-65 Anm. 61a und 62; 108f. Anm. 168; 113-119 „Nachwort“; 276-278 Anm. 60.

41 Ebd., S. 62f. in (der neuen) Anm. 61a.

42 Siehe Anm. 30.

43 Rörig, Ursprung, wie Anm. 11, S. 28f. in (der neuen) Anm. 87.

44 Ebd., S. 26 in dem völlig neuen zweiten Absatz.

der Fühlungnahme mit den Nachbarwissenschaften von der Rechtsgeschichte zur Nationalökonomie und Soziologie.⁴⁴⁵ Tatsächlich sind derartige neue Impulse und die dadurch veränderte Bewegungsrichtung seiner Forschungen nicht zu übersehen. Begonnen aber hatte seine Erforschung der Lübecker Frühgeschichte in traditionelleren Bahnen. Denn motiviert worden zu seiner Publikation von 1915 war Rörig nicht durch wirtschafts- und sozialgeschichtliche Probleme und kaum durch die Frage nach der verfassungsrechtlichen Fundierung der Lübecker Ratsverfassung. Vielmehr ging es ihm vorrangig um Lübecks zeitliche Stellung innerhalb der Ausbildung von Ratsgremien in deutschen Städten, eben um: „Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung“.⁴⁶ Wer so fragt, glaubt an die Bedeutung der Anfänge für die Ausprägung eines späteren Phänomens und sucht nach einer frühestmöglichen Nennung. In einem solchen Wettstreit besaß Lübeck zeitweilig den Spitzenrang, seitdem Siegfried Rietschel (1871-1912) auf der Internationalen Berliner Historikerversammlung von 1908 Herzog Heinrich den Löwen zum deutschen Fundator der Ratsverfassung gemacht hatte.⁴⁷ Allerdings ruhte die Lübecker Spitzenstellung darauf, dass (wenn schon, wie man danach bereits wusste, die sogenannte Lübecker Ratswahlordnung von 1163 gefälscht war) immerhin die im Barbarossaprivileg von 1188 niedergelegten Bestimmungen solche wiederholten, die Lübeck schon durch Heinrich den Löwen in einer Stadtrechtsurkunde verliehen worden waren.⁴⁸ Dass dies nicht uneingeschränkt zutreffen konnte, weil das Barbarossaprivileg nur in einer um 1225 verfälschten Fassung vorliegt,⁴⁹ wies allerdings im Jahre 1914 Hermann Reincke-Bloch (1867-1929) in einem in dieser Zeitschrift publizierten Aufsatz nach.⁵⁰ Damit war der Erstbeleg für Lübecker „consules“ auf das Jahr 1201 verschoben, wodurch die Stadt nach nur fünf Jahren den Spitzenplatz am Ursprung

45 Rörig, Vorrede, wie Anm. 15, S. 5.

46 Vgl. Rolf *Hammel-Kiesow*, Lübeck als Vorbild zahlreicher Städtegründungen im Ostseeraum? Überlegungen zum Verhältnis zwischen geschichtlichen Vorgängen und historiographischer Erklärung, in: Erich Hoffmann (Hg.), *Die Stadt im westlichen Ostseeraum. Vorträge zur Stadtgründung und Stadterweiterung im hohen Mittelalter* (Kieler Werkstücke. Reihe A 14), Frankfurt a. M. usw. 1995, S. 263-323, hier S. 287f.

47 Der Vortrag ist gedruckt als Siegfried *Rietschel*, Die Städtepolitik Heinrichs des Löwen, in: *HZ* 102, 1909, S. 237-276, hier bes. S. 243 (zur Urkunde) und 263-266.

48 Siehe zum Forschungsstand Helmut G. *Walther*, Kaiser Friedrich Barbarossas Urkunde für Lübeck vom 19. September 1188, in: *ZVLGA* 69, 1989, S. 11-48.

49 Vgl. Bernhard *Am Ende*, Studien zur Verfassungsgeschichte Lübecks im 12. und 13. Jahrhundert (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B 2), Lübeck 1975; Michael *Lutterbeck*, Der Rat der Stadt Lübeck im 13. und 14. Jahrhundert. Politische, personale und wirtschaftliche Zusammenhänge in einer städtischen Führungsgruppe (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B 35), Lübeck 2002.

50 Hermann [*Reincke-]Bloch*, Der Freibrief Friedrichs I. für Lübeck und der Ursprung der Ratsverfassung in Deutschland, in: *ZVLGA* 16, 1914, S. 1-43. Zu seiner Biografie siehe Katharina *Colberg*, Der Historiker Hermann Reincke-Bloch (1867-1929). Monumentist, Professor, Politiker, in: Raphaela *Averkorn* u.a. (Hg.), *Europa und die Welt in der Geschichte. Festschrift zum 60. Geburtstag von Dieter Berg*, Bochum 2004, S. 118-149.

der deutschen Ratsverfassung verlor.⁵¹ Ein Jahr später nun verlegte Rörig die Entstehung des Lübecker Rates wieder um mehr als 40 Jahre vor, indem er ihn, zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach, schon mit dem Gründerunternehmerkonsortium von 1159 seinen Anfang nehmen ließ.⁵²

Aus heutiger Perspektive wird man sowohl diese Einschätzung als auch die Maßstäbe des Urteils als eher schwach begründet empfinden.⁵³ Doch was Rörig methodisch unternahm, um seine Auffassung zu belegen, setzte für die Entstehungszeit bemerkenswerte Maßstäbe. Für die damalige deutsche Stadtgeschichtsforschung höchst innovativ waren etwa Rörigs systematischer Zugriff auf das Quellenmaterial der Stadtbücher, seine Einbeziehung topografischer Gegebenheiten oder die kartografische Darstellung seiner Ergebnisse auf einem mehrfarbigen Stadtplan.⁵⁴ Dieses innovatorische Potential der Rörig'schen Arbeiten, das sich gegenüber der rechts- und verfassungsgeschichtlichen Sichtweise Georg von Belows besonders hell ausnimmt, ist nicht erst heute zu bemerken. Kein geringerer als der bedeutendste französische Mediävist aus Rörigs Generation, Marc Bloch (1886-1944), hat dies so empfunden.⁵⁵ In der von ihm mitbegründeten Zeitschrift „Annales“ veröffentlichte Marc Bloch einen umfangreichen Nachruf auf Georg von Below, in dem er bei allem Lob für den deutschen Forscher nicht verschwieg, wie sehr ihn dessen Verehrung des Staates, „la culte de l'État“, irritierte.⁵⁶ Ansätze für das von ihm auf dem Internationalen Osloer Historikertag 1928 vorgetragene Projekt einer vergleichenden europäischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte erkannte Marc Bloch bei Georg von Below nicht.⁵⁷ Hierfür aber meinte er offenbar in Fritz Rörig einen Partner finden zu können. Denn zur selben Zeit als Marc Bloch am Below-Nachruf arbeitete, bemühte er sich intensiv darum, den Vortrag zur Hansegeschichte, den Fritz Rörig in Oslo vorgetragen hatte, in französischer Übersetzung für die Zeitschrift „Annales“ einzuwerben, worüber sich ein Briefwechsel zwischen

51 *Reincke-Bloch*, wie Anm. 50, S. 32: „Wir zerstören vertraute Anschauungen unserer Wissenschaft, indem wir den neuen Städten des 12. Jahrh[underts] den Ruhm absprechen, die Heimat der Ratsverfassung gewesen zu sein [...]“.

52 Vgl. *Rörig*, Ursprung, wie Anm. 11, S. 28 mit (der neuen) Anm. 87.

53 Vgl. Gerhard *Dilcher*, Die Rechtsgeschichte der Stadt, in: ders./Karl S. Bader (Hg.), Deutsche Rechtsgeschichte. Land und Stadt, Bürger und Bauer im alten Europa, Berlin usw. 1999, S. 252-853.

54 Siehe zur Geschichte der deutschen Städteforschung die Beiträge in Peter *Johanek*, Europäische Stadtgeschichte. Ausgewählte Beiträge, hg. von Werner Freitag (Städteforschung, Reihe A 86), Köln usw. 2012.

55 Siehe zu ihm Peter *Schöttler* (Hg.), Marc Bloch. Historiker und Widerstandskämpfer, Frankfurt a. M. usw. 1999; Ulrich *Raulff*, Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch, Frankfurt a. M. 1995.

56 Vgl. Otto Gerhard *Oexle*, Staat, Kultur, Volk. Deutsche Mittelalterhistoriker auf der Suche nach der historischen Wirklichkeit 1918-1945, in: Peter Moraw/Rudolf Schieffer (Hg.), Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert (Vorträge und Forschungen 62), Ostfildern 2005, S. 63-101.

57 Vgl. *Oexle*, Below, wie Anm. 18; *ders.*, Feudalismus, wie Anm. 31, S. 233f.

beiden Mediävisten entspann.⁵⁸ Das Bemühen war erfolgreich, und so ist Rörig einer der wenigen deutschen Historiker, die in einem der Vorkriegsbände der „Annales“ vertreten sind.⁵⁹ Auch in einer ausführlichen Sammelbesprechung neuerer Arbeiten der deutschen Geschichtsforschung ist Marc Bloch auf die Rörig'schen Forschungen anerkennend zu sprechen gekommen. Für die französischsprachigen Leser stellte er präzise die zentrale Neudeutung im Rörig'schen Entwurf der Lübecker Stadtentstehung heraus, indem er referierte, dass diese Stadt in dieser neuartigen Sicht nicht eine „création d'un prince“, sondern vielmehr diejenige eines „consortium d'entrepreneurs“ gewesen sei.⁶⁰

Rörig selbst hatte diese wissenschaftlichen Kontakte zur und die Anregungen aus der westeuropäischen Forschung offenbar in den 1920er Jahren als Gewinn empfunden. Ein für den damaligen Leser deutliches Signal ist der Umstand, dass er dem Nachdruck seines Marktaufsatzes ein Zitat neu in den Hansischen Beiträgen von 1928 voranstellte, das aus den stadtgeschichtlichen Arbeiten des belgischen Historikers Henri Pirenne (1862-1935) stammte.⁶¹ Gegenüber Marc Bloch hat Rörig dazu bemerkt, dass er Pirennes Arbeiten erst nach der Fertigstellung des Lübecker Marktes, etwa ab dem Jahre 1924, kennengelernt habe. In die „Hansischen Beiträge“ habe er den Verweis auf den belgischen Kollegen deshalb aufgenommen, „weil ich von meinen Lübecker Spezialstudien aus zu derselben Auffassung der gleichen Zusammenhänge gekommen war, die ich dann in so glänzender Weise bei Pirenne wiederfand.“⁶²

Galt indes diese Öffnung der engen nationalen Perspektive von 1915 nach Westen nur auf dem wissenschaftlichen oder auch auf dem politischen Feld? Und wie sollte es ein Professor in der Weimarer Republik mit den „westlichen Ideen“⁶³ halten? Auf diese Fragen wurde Rörig sofort nach dem Erscheinen sei-

58 Peter Schöttler, Marc Bloch, Fritz Rörig: correspondance (1928-1932), in: Cahiers Marc Bloch 1, 1994, S. 17-52.

59 Fritz Rörig, Les raisons intellectuelles d'une suprématie commerciale: la Hanse, in: Annales d'histoire économique et sociale 2, 1930, S. 481-498. Eine deutsche Fassung als *ders.*, Die geistigen Grundlagen der hansischen Vormachtstellung, in: HZ 139, 1929, S. 242-251.

60 Marc Bloch, „Sammelbesprechung zur deutschen Geschichte“, in: Revue Historique 164, 1930, hier S. 137-139, die Zitate hier S. 138.

61 Rörig, Markt, wie Anm. 12, S. 36. Bei Fritz Rörig, Magdeburgs Entstehung und die ältere Handelsgeschichte (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Vorträge und Schriften 49), Berlin, 1952 [nachgedruckt zuletzt in: *ders.*, Wirtschaftskräfte, wie Anm. 11, S. 604-637], S. 6, ist Henri Pirenne bezeichnet als „der belgische Meister europäischer Stadtgeschichte“. Siehe zu Henri Pirennes Verhältnis zu deutscher Forschung Peter Schöttler, Henri Pirennes Kritik an der deutschen Geschichtswissenschaft und seine Neubegründung des Komparatismus im Ersten Weltkrieg, in: Sozial. Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts, 19, 2004, S. 53-81; *ders.*, Henri Pirenne, historien européen, entre la France et l'Allemagne, in: Revue belge de philologie et d'histoire, 76, 1998, S. 875-883.

62 Schöttler, Correspondance, wie Anm. 58, S. 44-46 Nr. 23, hier S. 45.

63 Siehe zum Begriff und seiner Verwendung unter deutschen Historikern Karl Ferdinand Werner, Die deutsche Historiographie unter Hitler, in: Bernd Faulenbach (Hg.), Geschichtswissenschaft in Deutschland, München 1974, S. 86-96, hier S. 89f.

ner neugefassten Aufsätze von 1928 in einer zweiten Debatte verwiesen, die sich um seine Sicht auf die Anfänge Lübecks entbrannte.

3. 1929: Um eine demokratische Grundlegung des Lübecker Rates

Diese nächst jüngere, zweite Forschungsschicht auf dem Lübecker Markt ist bestimmt durch eine neue Herausforderin, die an der Richtigkeit der Rörig'schen Überlegungen zweifelte: Luise von Winterfeld (1882-1967).⁶⁴ Sie hatte in Göttingen bei Karl Brandt (1868-1946) studiert und war 1911 zur Doktorin promoviert worden. Seit 1916 am Dortmunder Stadtarchiv tätig, übernahm sie 1927 dessen Leitung und war damit eine der ersten Frauen in Deutschland überhaupt, die ein großes Stadtarchiv leitete. Im selben Jahre hielt sie auf der Soester Pfingstversammlung des Hansischen Geschichtsvereins einen Vortrag über „Gottesfrieden und deutsche Stadtverfassung“. Aus ihm ist auf eine kommende Kontroverse mit Rörig nicht zu schließen, denn Lübeck spielte in der Textfassung, die ihr erster größerer Beitrag für die Hansischen Geschichtsblätter war, gar keine Rolle.⁶⁵ Doch schon damals dürfte Luise von Winterfeld wohl über Lübecker Zusammenhänge gearbeitet haben.⁶⁶ Denn anders wäre es kaum zu leisten gewesen, schon im Jahrgang 1929 dieser Zeitschrift einen Aufsatz mit dem Titel „Versuch über die Entstehung des Marktes und den Ursprung der Ratsverfassung in Lübeck“ zu publizieren, der mit mehr als 120 Druckseiten den Charakter einer Monografie besitzt.⁶⁷ Umfang und Anlage ihres Aufsatzes vermochten und vermögen die Leser allerdings zu ermüden. Denn der Text besteht in seiner ersten Hälfte aus der ausführlichen Diskussion von Details der Lübecker Topografie, in der es Luise von Winterfeld unternimmt, Rörigs Ansichten im Kleinen zu widerlegen: Straßenachsen, Siedlungsgrenzen, Parzellengrößen, Straßennamen, Alter der Pfarrkirchen. Dabei stützt Luise von Winterfeld ihre Argumentation wiederholt auf Analogien zu rheinischen und westfälischen Städten ab, sodass Bedenkenswertes neben Problematischem zu liegen kommt.⁶⁸ Grundsätzlich von Gewicht ist ihr Hinweis auf eine (schon

Vgl. *ders.*, Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft, Stuttgart usw. 1967.

64 Zur biografischen Orientierung siehe den Nachruf von Carl Haase, Luise von Winterfeld, in: HGBll 86, 1968, S. 8-10.

65 Luise von Winterfeld, Gottesfrieden und deutsche Stadtverfassung, in: HGBll 52, 1927, S. 8-56.

66 Und nicht erst durch die Übernahme einer Rezension der Arbeit von Rörig damit begonnen haben. Vgl. Luise von Winterfeld, Rezension von „Fritz Rörig, Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte (1928)“, in: HGBll 53, 1928 [1929], S. 181-188, wo S. 183 angekündigt ist: „Ich werde mich mit ihr in der Zeitschrift des Vereins für Lübecker Geschichte kritisch auseinanderzusetzen.“

67 Luise von Winterfeld, Versuch über die Entstehung des Marktes und den Ursprung der Ratsverfassung in Lübeck, in: ZVLGA 25, 1929, S. 365-488.

68 Als Beispiel sei etwa ihre Deutung des Lübecker Stadtsiegels genannt: ebd., S. 434-437. Siehe dazu etwa Carsten Jahnke, Zur Interpretation der ersten Lübecker Schiffssiegel, in: ZVLGA 88, 2008, S. 9-24.

durch Georg von Below benannte und von Rörig selbst anerkannte)⁶⁹ methodische Grundsatzfrage: Inwiefern kann es beweiskräftig sein, die Verteilung des Lübecker Marktбудenbesitzes nach dem im Jahre 1284 angelegten Oberstadtbuch zu erheben, sie dann auf die Verhältnisse von 1159 zurückzuschreiben und daraus auf die Zahl der Gründungsunternehmer sowie deren Ausstattung mit Grund und Boden zu schließen?⁷⁰

Ein entscheidender neuer Deutungsansatz findet sich im Text von Luise von Winterfeld erst spät. Er steht im vorletzten Teil ihres Aufsatzes und nimmt dort nur wenige Seiten ein.⁷¹ Diese bis heute wichtige Wendung der Problematik ist dabei gespeist aus der tiefen Kenntnis, die Luise von Winterfeld von der hochmittelalterlichen Gottesfriedensbewegung besaß.⁷² Schon in ihrem Aufsatz von 1927 hatte sie dem hansischen Publikum gegen ein rein herrschaftliches Mittelalterbild das Gegenprinzip der „freien Einungen“ präsentiert, „die ihre Mitglieder auf gemeinsam vereinbarte Rechtsnormen verpflichten, allen Streit unter ihnen friedlich durch ausgebildete Ausschüsse oder Schiedsgerichte schlichten, im Notfall jedoch zum Zwang greifen [...]“⁷³. Eine am Gottesfrieden orientierte „coniuratio“ galt ihr zudem als mögliche Grundform der Stadtverfassung, wobei sie die „Entstehung der Kommune“ mit „Schwurverbänden“ zur Sicherung des innerstädtischen Friedens verschränkte und sich dafür bemerkenswerterweise auf den damals von Historikern eher selten rezipierten Stadtaufsatz von Max Weber berief.⁷⁴ Demselben Gedankengang folgte sie 1929 erneut und plazierte Lübeck innerhalb der großen Freiheitsbewegung des 11. bis 13. Jahrhunderts. Im Kontrast zu Rörigs Herleitung nahm sie an, dass auch in Lübeck „die ‚coniuratio‘ oder ‚pax‘ [...] am Beginn der Stadtgründung gestanden haben“ dürfte.⁷⁵ Die Entstehung der Lübecker Stadtgemeinde entwarf

69 Rörig, Markt, wie Anm. 12, S. 56f. in (der neuen) Anm. 51.

70 Zur Diskussion um die Grundeigentumsrechte in Lübeck siehe die Zusammenfassung bei *Am Ende*, wie Anm. 49, S. 108-118. Die Problematik, dass nach Lübischem Recht die Besitzrechte an Gebäude und Grundstück (area) getrennt sein konnten, wurde aufgeworfen von Wilhelm *Ebel*, Erbe, Erbgut und wohlgeordneten Gut im Lübischem Recht, in: ZSRG.GA 97, 1980, S. 1-42, hier S. 11-13, bes. Anm. 22: „Diese unbestreitbare Tatsache dürfte auch das stärkste Argument gegen die von der sogenannten Gründungsunternehmertheorie [...] beanspruchte Beweiskraft des Lübecker ObStb.s für einen angeblich ursprünglichen Arealbesitz von Gründerfamilien an ihrem Marktбудenbesitz sein.“

71 *Winterfeld*, Versuch, wie Anm. 67, S. 425-438.

72 Zur Frage von Gottesfriede und Gemeindeformierung siehe als Überblick Hans-Werner *Goetz*, Gottesfriede und Gemeindebildung, in: ZSRG.GA 105, 1988, S. 122-144.

73 *Winterfeld*, Gottesfrieden, wie Anm. 65, S. 8.

74 Ebd., S. 9f. Die Arbeit von Max Weber ist angemerkt ebd., S. 9 in Anm. 6. Bei Rörig findet sich ein Max Weber Bezug fast zeitgleich: Fritz *Rörig*, Die Gründungsunternehmerstädte des 12. Jahrhunderts [zuerst 1928 in: ders., *Hansische Beiträge*, wie Anm. 38, S. 243-279], zuletzt nachgedruckt in: ders., *Wirtschaftskräfte*, wie Anm. 11, S. 247-287 [hiernach zitiert], das Zitat hier S. 252. Der im Jahre 1928, S. 278f., gedruckte Nachtrag fehlt in der Version von 1971.

75 *Winterfeld*, Versuch, wie Anm. 67, z.B. S. 425 und 437.

sie mithin als einen Vorgang, in dem die Bürger den Friedensschutz selbst in die Hand nahmen, sich als Schwurverband organisierten und einen gewählten Ausschuss mit den notwendigen Kompetenzen zur Sicherung ihrer Vereinbarungen beauftragten.

Ihre Annahme unterschied sich damit grundsätzlich von Rörigs Grundlegung der Lübecker Stadtverfassung. Denn im Entwurf Luise von Winterfelds war der Lübecker Rat gerade keine aus einem Gründerkreis entwickelte Obrigkeit, sondern ein gewählter Ausschuss der Bürgerschaft. Und dieser gewann seine rechtlichen Befugnisse nicht vorrangig aus einer stadtherrlichen Rechtsübertragung, sondern wesentlich aus der freiwillig beschworenen Verpflichtung der Bürger zum Gehorsam. Luise von Winterfeld hat diese gegenüber der Rörig'schen Sicht völlig andersartige Fundierung der städtischen Verfassung explizit benannt, indem sie hinwies auf „Wesensunterschiede, die eine Verquickung von Unternehmerverband und Geschworenenrat unmöglich machen. Denn ein Unternehmerkonsortium begründet durch einen Rechtsakt eine kollektive Stadtherrschaft, die sich wie jede Grundherrschaft auf die Nachkommen vererbt und den zuziehenden Bürgern als geborene Obrigkeit gegenübertritt. Der Geschworenenrat ist dagegen eine von den Bürgern bestellte Wahlobligkeit, eine Behörde, der namens der Gemeinde auf Amtszeit Verwaltungsrechte übertragen werden. Diese Behörde kann [...] faktisch aus einer kleinen Zahl bevorzugter Familien hervorgehen, doch gründet sie sich rechtlich auf einen Wahlakt und nicht auf Geburtsrechte.“⁷⁶

Während es außenstehende Beobachter goutierten, dass die Rörig-Below-Debatte mit einer neuen Opponentin in eine zweite Runde ging,⁷⁷ reagierte Rörig äußerst unlustig und ungehalten.⁷⁸ Anders als in seiner respektvollen Antwort auf den 24 Jahre älteren Georg von Below antwortete er der altersgleichen Luise von Winterfeld äußerst scharf,⁷⁹ was (wie in einem Nachruf auf sie nachzulesen ist) zur Folge hatte, „daß dieser wissenschaftliche Streit einen völligen Bruch der persönlichen Beziehungen zur Folge hatte, den die Freunde dieser zwei be-

76 Ebd., S. 430, und weiter zusammenfassend und prononciert ebd. S. 460: „Im Gegensatz zu Rörig wird man deshalb die verfassungsbildende Kraft oder die ‚freie rechtsschöpferische Initiative‘ der ersten Bewohner des 1158 neugegründeten Lübeck nicht hoch anschlagen. Sie sind tüchtige Kaufleute gewesen [...], aber sie dachten nicht daran, Lübeck auf der Grundlage eines Konsortiums mit Unternehmergesamteigentum in Form eines neuartigen bürgerlichen Gemeinwesens zu errichten, da es ihnen als mittelalterlichen Menschen fern liegen mußte, in bewußtem Rationalismus neue Rechtsverhältnisse klar vorauszusehen und zu gestalten.“

77 So zumindest Hermann *Wätjen*, Rezension von „Fritz Rörig, Hansische Beiträge (1928)“, in: *Weltwirtschaftliches Archiv* 32, 1930, S. 49-51, hier S. 51.

78 Vgl. Luise von *Winterfeld*, Nochmals Gottesfrieden und deutsche Stadtverfassung, in: *ZSRG.GA* 54, 1934, S. 238-240.

79 Ähnlich urteilte Theodor *Mayer*, Die Anfänge von Lübeck. Entstehung und Auflösung eines Schlagwortes, in: *Westfälische Forschungen* 9, 1956, S. 209-212, dann in: *ders.*, *Mittelalterliche Studien. Gesammelte Aufsätze*, Sigmaringen ²1972, S. 266-272 [hiernach zitiert], hier S. 268: „Rörigs Entgegnung richtete sich mit ätzender Schärfe gegen Einzelheiten in der Abhandlung L. v. Winterfelds [...]“

deutenden Hansehistoriker vergeblich zu heilen versuchten.⁸⁰ Ein Grund für die Schärfe in Rörigs Antwort dürfte darin bestehen, dass für ihn mittlerweile weitaus mehr auf dem Spiel stand als die Reputation als Lübeckforscher. Denn er hatte seine am Lübecker Fallbeispiel geschaute Theorie erweitert und auf andere Städte, neben Freiburg im Breisgau beispielsweise auch Wien und Freiberg, ausgedehnt. Diese Expansion hatte der im Jahre 1923 auf einen Kieler Lehrstuhl berufene Rörig in seinem Aufsatz „Die Gründungsunternehmerstädte des 12. Jahrhunderts“ zu einer Grundsatzthese erhoben, die er auf dem Deutschen Historikertag des Jahres 1926 in Breslau vorgetragen hatte.⁸¹

Die hinzu gewonnene äußere Position und die neuen inhaltlichen Interessen verzögerten freilich auch eine ausführliche Antwort auf Luise von Winterfeld, die Rörig erst mit seinem Aufsatz „Heinrich der Löwe und die Gründung Lübecks“ im Jahre 1937 vorgelegt hat.⁸² Weil Luise von Winterfelds nochmalige Gegenantwort, die sie 1938 formuliert hat, erst im Jahre 1955 publiziert worden ist,⁸³ wirkt aus heutiger Sicht die Diskussion zwischen den beiden Opponenten äußerst unübersichtlich. Dazu trägt zudem und entscheidend bei, dass die von Rörig gegen Luise von Winterfeld gerichtete Argumentation eher sprachlich scharf als gedanklich zwingend formuliert ist.⁸⁴ So wies Rörig es zwar eingangs weit von sich, wie ein Anwalt auf jeden einzelnen Punkt der Gegenpartei eingehen zu müssen.⁸⁵ Doch wandte er sich dann zahlreichen Einzeltatsachen ausführlich zu, wobei es auffällt, dass Rörig nicht mehr aus eigener Quellenlektüre argumentierte, sondern sich auf Arbeiten von eigenen und fremden Doktoranden abzustützen versuchte.⁸⁶ Beispielhaft dafür ist etwa die Bezugnahme auf die baugeschichtliche Hannoveraner Dissertation von Fritz Lenz, mit deren Hilfe

80 Haase, Winterfeld, wie Anm. 64, S. 9.

81 Rörig, Gründungsunternehmerstädte, wie Anm. 74.

82 Fritz Rörig, Heinrich der Löwe und die Gründung Lübecks. Grundsätzliche Erörterungen zur städtischen Ostsiedlung, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 1, 1937, S. 408-456, zuletzt nachgedruckt mit Veränderungen in: ders., Wirtschaftskräfte, wie Anm. 11, S. 447-489 [hiernach zitiert].

83 Luise von Winterfeld, Gründung, Markt- und Ratsbildung deutscher Fernhandelsstädte. Untersuchungen zur Frage des Gründerkonsortiums vornehmlich am Beispiel Lübecks, in: Westfalen, Hanse, Ostseeraum (Veröffentlichungen des Provinzial-Instituts für Westfälische Landes- und Volkskunde 1), Münster 1955, S. 7-89. Ebd., S. 19, hat sie selbst das verspätete Erscheinen nicht als Verhinderung ihrer Gegenrede dargestellt, sondern formuliert: „Leider konnte meine schon 1938 abgeschlossene Entgegnung vor Kriegsbeginn nicht im Druck erscheinen und blieb auch nach Kriegsende wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse im Schubfach liegen. Wegen dieses Schweigens galt mein ‚Versuch‘ bei Rörig und den Historikern seiner großen Schule als widerlegt und abgetan.“

84 Die wichtigsten Passagen Rörig, Heinrich der Löwe, wie Anm. 82, S. 430; 448f. Anm. 3; 452 mit Anm. 12; 455 Anm. 21; 459 Anm. 38; 461-463 Anm. 42; 471-479; 483f. Anm. 120; 485f. Anm. 127.

85 Ebd., S. 466f. Anm. 51: „Ich muß es ablehnen, mich mit allen Einzelheiten des also entstandenen Trümmerfeldes auseinanderzusetzen.“

86 Siehe z.B. die Arbeit von Wilhelm Suhr; Die Lübecker Kirche im Mittelalter. Ihre Verfassung und ihre Verhältnis zur Stadt, Lübeck 1938.

Rörig einen Entwurf des Lübecker Straßenplans aus einem Guss zu beweisen glaubte, wohingegen die Lübecker Stadtarchäologie nach 1945 nun gerade die Veränderung der Grundstücksparzellen im 12. und 13. Jahrhundert nachgewiesen hatte.⁸⁷

Indes unterlag auch Luise von Winterfeld solchen Fehleinschätzungen,⁸⁸ weshalb im Folgenden nicht überholte Details diskutiert, sondern widerstrebende Grundannahmen offengelegt werden sollten. Solche liegen gerade dort vor, wo beide eine Antwort auf die Frage zu geben suchen, was die Legitimationsgrundlage der Rats Herrschaft gewesen sei. An diesem Punkt verhalten sich die Arbeiten Rörigs und Luise von Winterfelds in der Tat „wie Feuer und Wasser zueinander“.⁸⁹ Denn Rörig hat gerade die von Luise von Winterfeld in die Diskussion um die Lübecker Anfänge eingeführte Annahme nicht akzeptieren wollen, dass eine gemeindlich-genossenschaftliche Basis der Stadtverfassung gelegt worden sei. Schon vor der Diskussion mit Luise von Winterfeld hatte er eine solche Legitimationsgrundlage auszuschließen gesucht, was mit Karl Fröhlich schon einem ersten Rezensenten aufgefallen war, der 1925 zusammenfasste: „Damit wird die Anschauung von der Entstehung des Rates als eines Gemeindeausschusses, dem die Versammlung der Bürger ihre Befugnisse zuerst für den einzelnen Fall und dann dauernd übertragen habe, für Lübeck mit voller Schärfe abgelehnt.“⁹⁰ Als Luise von Winterfeld gerade an diesem Punkt ansetzte und nach der Angemessenheit einer verfassungsrechtlichen Auffassung fragte, die von einer gleichsam geborenen Obrigkeit ausging,⁹¹ hat Rörig (anders als in dem verfassungsrechtlichen Streit mit Georg von Below) seine Ansicht nicht abgeschwächt, sondern weiter zugespitzt: „Das tatsächliche Verhältnis des Unternehmerkonsortiums der Masse der Zuziehenden gegenüber und der von beiden gebildeten Bürgergemeinde ist ein herrschaftliches, ein Verhältnis der Überordnung; mochte auch nach außen die Sache so scheinen, daß die Unternehmervereinigung als Organ der Gesamtheit handelt.“⁹² Zur Unterfütterung dieser Ansicht schrieb Rörig dem Lübecker Rat in seiner Vorform als Unternehmerkonsortium ein höheres Alter als der Gemeinde zu: „Der Ursprung seiner Macht ist älter als die Gemeinde“.⁹³ In verfassungsrechtlicher Sicht ging er davon aus,

87 Vgl. Fritz Lenz, Die räumliche Entwicklung der Stadt Lübeck bis zum Stralsunder Frieden 1370. Ein bauwissenschaftlicher Beitrag zur deutschen Stadtbaukunst mit besonderer Berücksichtigung der Altstadt, Wolfshagen/Scharbeutz 1936. Zu diesem Zusammenhang siehe Hammel-Kiesow, Vorbild, wie Anm. 46.

88 Vgl. Winterfeld, Gründung, wie Anm. 83, S. 21-36, 43-55 und 73-89.

89 So urteilt Scheper, Anfänge, wie Anm. 8, S. 356.

90 Karl Fröhlich, Die Verfassungstopographie von Köln und Lübeck im Mittelalter, in: ZVLGA 22, 1925, S. 381-430, hier S. 396.

91 Winterfeld, Versuch, wie Anm. 67, S. 366.

92 Rörig, Markt, wie Anm. 12, S. 60. Anders noch lautete die Formulierung im Text von 1921, S. 183: „Der Masse der Zuziehenden und der sich aus ihnen bildenden Bürgergemeinde steht Unternehmerkonsortium und der Rat in seinen Anfängen als übergeordnetes, herrschaftliches Organ, nicht als Gemeindeausschuß, gegenüber; mochte er auch nach außen hin, etwa gegenüber dem Stadtherrn, so aufgefaßt werden.“

93 Ebd., S. 62.

dass es allgemein für einen städtischen Rat nicht notwendig gewesen sei, „daß eine solche bürgerliche Behörde notwendigerweise von den Bürgern ‚bestellt‘ werden müsse [...]“.⁹⁴ Und für die Lübecker Entwicklung nahm er an: „Nicht die Vollversammlung der Gemeindemitglieder hat durch Übertragung der Funktionen eines Gemeindevorstandes den Rat vorbereitet und geschaffen [...]. Das Problem der Ratsverfassung [...] ist nicht einzustellen auf die Frage: wann bildeten die anfangs organlosen Gemeinden einen Bürgerausschuß – sondern: wann wandelte sich die Unternehmervereinigung zum Rat, und wann und in welchem Umfang gewann allmählich die Gemeinde Anteil an der Herrschaft [...]?“⁹⁵

Von einer genossenschaftlichen Kommune als Verfassungselement der mittelalterlichen Stadt sieht mithin diese Beschreibung der Lübecker Verhältnisse durch Rörig völlig ab.⁹⁶ Diese einseitig herrschaftliche Sichtweise hat Luise von Winterfeld in ihrer 1955 publizierten Replik nicht zu Unrecht als besondere Engführung kritisiert.⁹⁷ Ihre Kritik wird man in heutiger Forschungssicht zu unterstreichen haben und dem Entwurf Rörigs weder im Allgemeinen⁹⁸ noch im Konkreten folgen wollen, wobei es für Lübeck vor allem Wilhelm Ebel gewesen ist, der in seinen Arbeiten das Gegenteil herausgestellt hat.⁹⁹ Bei ihm findet man sehr präzise geschildert, dass trotz der im Verlauf des Mittelalters stark obrigkeitlich ausgebauten Position des Lübecker Rates¹⁰⁰ sowohl bei den Ratsherren selbst als auch bei der Bürgergemeinde das Bewusstsein lebendig geblieben ist, dass die Legitimation der Stadtregierung auf genossenschaftlicher Grundlage beruhe. So rührte etwa die Zwang- und Banngewalt des Rates sichtbar vom genossenschaftlichen Eid der Bürger her und war gerade kein Untertanenverhältnis. Wichtig ist zudem, dass die genossenschaftliche Grundlegung der Rats Herrschaft kein einmaliger Vorgang am Beginn der Kommunebildung war, sondern durch Bürgereid, Burspraken und die Rituale der Ratssetzung ein jährlich wiederholter und erinnerter Akt blieb.¹⁰¹

So gesehen ist die mittelalterliche Stadtgemeinde eine eigenständige Rechtsperson, die zur Sicherung des inneren Friedens und der äußeren Freiheiten not-

94 Rörig, Heinrich der Löwe, wie Anm. 82, S. 448f. Anm. 3.

95 Rörig, Hansische Beiträge, wie Anm. 38, S. 55f.

96 Zu dieser in die Zeit vor den Ersten Weltkrieg zurückreichenden eher herrschaftlichen, denn genossenschaftlichen Deutung des Mittelalters siehe Fritz Rörig, Markgenossenschaft und Gerichtsbezirk [Besprechung], in: VSWG 9, 1911, S. 200-206.

97 Winterfeld, Gründung, wie Anm. 83, S. 70.

98 Vgl. Gerhard Dilcher, Bürgerrecht und Stadtverfassung im europäischen Mittelalter, Köln usw. 1996; Beat Kümin, The Communal Age in Western Europe, ca. 1100-1800. Towns, Villages and Parishes in Pre-Modern Society, Basingstoke usw. 2013.

99 Vgl. Wilhelm Ebel, Die Willkür. Eine Studie zu den Denkformen des älteren deutschen Rechts, Göttingen 1953; ders., Der Bürgereid als Geltungsgrund und Gestaltungsprinzip des deutschen mittelalterlichen Stadtrechts, Weimar 1958.

100 Siehe zur mehrstufigen Ausprägung der obrigkeitlichen Stellung des Lübecker Rates zusammenfassend Am Ende, wie Anm. 49, S. 211-214.

101 Siehe zu diesen Zusammenhängen Dietrich W. Poock, Rituale der Ratswahl. Zeichen und Zeremoniell der Ratssetzung in Europa: 12.-18. Jahrhundert (Städteforschung, Reihe A 60), Köln usw. 2003.

wendige Regeln verwillkürt, darüber richtet und dafür einen Rat als ihr Leitungsorgan bestellt. Eine solche Sichtweise allerdings ist in Rörigs Texten nicht aufzufinden. Bei ihm ist der Lübecker Rat nie als ein Exekutivausschuss der Bürgerschaft aufgefasst, sondern wie ein geborener „kollektiver Stadtherr“ entworfen, dem die übrige Bevölkerung als Untertan gegenübersteht. Bezogen auf die soziale Zusammensetzung der Lübecker politischen Führungsschicht deutet Rörig sie als eine sozial homogene fernhändlerische Gruppe. Eine Herkunft der führenden Lübecker Familien aus der Ministerialität oder anderen sozialen Schichten lag hingegen außerhalb seines Deutungshorizonts,¹⁰² während die heutige Forschung gerade in der Überwindung einer gruppenmäßigen Vielgliedrigkeit die bedeutsame Integrationsleitung durch Kommunebildung erblickt.¹⁰³

Sowohl bezogen auf die politischen Verhältnisse als auch hinsichtlich der sozialen Zustände zeigte Rörig somit die Lübecker Verhältnisse starr und harmonisierend. Konflikte, Brüche oder Umschwünge im Zeitverlauf fehlen bei ihm. Dies alles ist bei Luise von Winterfeld deutlich dynamischer angelegt, was schon anderen Betrachtern aufgefallen ist, die zwischen einer geraden („organische Verjüngung“¹⁰⁴) bei ihm und einer zerrissenen Entwicklungslinie bei ihr nicht ohne Werturteil differenziert haben.¹⁰⁵ Wie grundsätzlich dieser Gegensatz ist, zeigt sich zumal in der widerstreitende Sicht beider auf die innerstädtischen Konflikte in den Jahrzehnten vor und nach 1400. Luise von Winterfeld schrieb von „der großen Lübecker Revolution“, in der „die unteren Schichten die politische Gleichberechtigung aller Bürger erstrebten [...]“,¹⁰⁶ wobei ihr die „Politisierung der unteren Bürgerschichten“ als eine durchaus positive Wirkung der mittelalterlichen Stadtverfassung erschien.¹⁰⁷ Rörig hingegen schätzte derartige Forderungen unterer sozialer Gruppen nach Beteiligung am Stadtre Regiment durchaus nicht, was etwa aus seiner Beschreibung des sogenannten Lübecker Knochenhaueraufstands von 1384 herausklingt,¹⁰⁸ die er metaphorisch drohend beginnen ließ: „Vom Westen her rollte gerade in den sechziger und siebziger

102 Siehe zur möglichen Rolle von Ministerialien in der Gründungsphase Lübecks Rolf *Hammel-Kiesow*, *Neue Aspekte zur Geschichte Lübecks. Von der Jahrtausendwende bis zum Ende der Hansezeit. Die Lübecker Stadtgeschichtsforschung der letzten 10 Jahre (1988-1999)*, Teil 1: Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, in: ZVLGA 78, 1998, S. 47-114, hier S. 65-79.

103 Siehe nur Eberhard *Isenmann*, *Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150-1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtre Regiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft*, 2. durchgesehene und erweiterte Auflage Köln usw. 2014.

104 So Ahasver von *Brandt*, *Stadtgründung, Grundbesitz und Verfassungsanfänge in Lübeck*, in: ZVLGA 36, 1956, S. 79-95, hier S. 91.

105 So etwa auch *Scheper*, *Anfänge*, wie Anm. 8, S. 351.

106 *Winterfeld*, *Versuch*, wie Anm. 67, S. 391.

107 *Ebd.*, S. 432.

108 Vgl. Ahasver von *Brandt*, *Die Lübecker Knochenhaueraufstände von 1380/84 und ihre Voraussetzungen. Studien zur Sozialgeschichte Lübecks in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts*, in: ZVLGA 39, 1959, S. 123-202; Claus *Veltmann*, *Knochenhauer in Lübeck am Ende des 14. Jahrhunderts. Eine sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchung (Häuser und Höfe in Lübeck 3,1)*, Neumünster 1993.

Jahren die erste schwere Welle demokratischer Unruhen nach den östlicher gelegenen Städten.“¹⁰⁹

Die Diskrepanz beider Ansichten ist deutlich. Daher ist zu fragen, inwieweit die unterschiedlichen Interpretationen gerade nicht auf widerstreitender Quelleninterpretation beruhen, sondern mitgeformt sind von Wertvorstellungen über die politischen und sozialen Zustände in den Anfangsjahren der Weimarer Republik. Über die Revolutionserfahrungen Rörigs wissen wir bisher kaum etwas, doch wäre darüber mit Gewinn zu arbeiten, zumal Rörig sich 1917/18 in Riga aufhielt und damit den Auswirkungen der Russischen Oktoberrevolution nahegerückt war.¹¹⁰ Hingegen hat sich Rörig zur (von der Mehrzahl seiner Fachkollegen nicht akzeptierten) Weimarer Republik öffentlich geäußert. Am 18. Januar 1928 sprach er in Kiel an der Christian-Albrechts-Universität zum Jahrestag der Reichsgründung von 1871.¹¹¹ Er nutzte diese Gelegenheit nicht dazu, um den „Reichseiniger Bismarck“ gegen die Politiker der Weimarer Republik auszuspielen. Vielmehr sprach er über das Verhältnis von Bürgertum und Staat in der älteren deutschen Geschichte. Dabei stritt er gegen eine Auffassung, derzufolge „Engherzigkeit, Armseligkeit und Ängstlichkeit, mit einem Worte: Spießbürgertum, die typischen Eigenschaften des deutschen Stadtbürgertums von Anfang an gewesen seien.“¹¹² Diese Mentalität sei erst als eine verhängnisvolle Folge des Dreijährigen Krieges aufgekommen. Zuvor und gerade im Mittelalter sei hingegen „über die Bürgerschaft [...] nicht einfach wie über eine Horde willenloser Unfreier zu verfügen“ gewesen.¹¹³ Im Gegenteil, hier und nicht bei Adel und Fürsten seien zukunftsfähiger Sachverstand, energische Tatkraft und neue Ideen vorhanden gewesen, die von Rörig an den „Konsortien der Gründungsunternehmer“ exemplifiziert wurden.¹¹⁴ Leider aber seien, anders als in England und Frankreich und zum Unglück Deutschlands, diese Ressourcen nicht für ein Bündnis von Königtum und Bürgertum genutzt worden.

Am 24. Juli 1929 sprach Rörig erneut auf einer Feierstunde der Kieler Universität. Diesmal fiel ihm die Rolle als Festredner aus Anlass der zehnjährigen Wiederkehr der Annahme der Weimarer Verfassung zu.¹¹⁵ Ausdrücklich wür-

109 Fritz Rörig, Geschichte Lübecks im Mittelalter, in: Fritz Endres (Hg.), Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck, Lübeck 1926, S. 28-56, hier S. 42.

110 Vgl. Eckhard Müller-Mertens, Die Hanse in europäischer Sicht. Zu den konzeptionellen Neuansätzen der Nachkriegszeit und zu Rörigs Konzept, in: ders./Heidlore Böcker (Hg.), Konzeptionelle Ansätze der Hanse-Historiographie (Hansische Studien 14), Trier 2003, S. 19-43, hier S. 26. Siehe auch Fritz Rörig, Hansezeit, in: Eugen von Stieda (bearb.), Livland-Estland-Ausstellung. Zur Einführung in die Arbeitsgebiete der Ausstellung, Berlin 1918, S. 83-94.

111 Fritz Rörig, Bürgertum und Staat in der älteren deutschen Geschichte. Rede zur Reichsgründungsfeier gehalten an der Christian-Albrechts-Universität am 18. Januar 1928, Kiel 1928.

112 Ebd., S. 25.

113 Ebd., S. 7.

114 Ebd., S. 14.

115 Fritz Rörig, Vom Werden deutscher Staatlichkeit. Rede zur zehnjährigen Verfassungsfeier gehalten an der Christian-Albrechts-Universität am 24. Juli 1929, Kiel 1929.

digte er die Arbeit der verfassunggebenden Versammlung. Erreicht habe sie zwar kein perfektes Werk, aber ihr sei gelungen, ein erfolgreiches Instrument zu schaffen, um die „Diktatur eines Volksteils über den anderen“¹¹⁶ zu verhindern und die Einheit des Reiches zu bewahren.¹¹⁷ Mit diesem antirevolutionären Appell und einer Warnung vor dem Rückfall in das „verhängnisvolle Erbe des staatlichen Partikularismus“¹¹⁸ leitete Rörig dann das Kieler Universitätspublikum zum zweiten Mal innerhalb von 1 1/2 Jahren auf die historische Rolle der mittelalterlichen Bürger hin, deren Geisteshaltung nicht von spießbürgerlicher Enge bestimmt gewesen sei, sondern denen der „weite Raum des Reiches die selbstverständliche Grundlage ihrer Wirtschaft und ihrer politischen Einstellung“¹¹⁹ geboten habe und die vom Ideal der „Gemeinschaftsarbeit [...] über die partikularstaatlichen Grenzen hinweg“¹²⁰ erfüllt gewesen seien. Eine strikte Ablehnung der politischen Gegenwart der Weimarer Republik, wie sie etwa Georg von Below pflegte, war das gewiss nicht. Und genauso wenig lassen sich diese universitätsöffentlichen Auftritte von Rörig einreihen in die zahlreichen Rektoratsreden von Professorenkollegen, die den Anlass zur ätzenden Kritik an der Weimarer Republik missbrauchten.¹²¹ Schon eine abwägende Haltung war unter Professorenkollegen nicht gerade häufig, weshalb der Historiker Peter Lambert für Rörig eine „established reputation not only as a methodologically, but as a politically progressive scholar [...]“ konstatiert.¹²²

Ob es angemessen ist, Rörig darüber hinaus gar in die Nähe der „Vernunftrepublikaner“ zu rücken,¹²³ muss eine breitere biografische Analyse erst noch erweisen. Doch schon jetzt scheint erkennbar zu sein, dass das politische Weltbild Rörigs tief in der Lebenswelt seiner Jugend wurzelte, als es im Sinne eines konstitutionellen Verfassungsdenkens darum ging, die historischen Rechte der Monarchie mit den politischen Partizipationswünschen eines befähigten Bürgertums zu verbinden. Wenn man zuspitzen will, mag man sagen, dass der Apothekersohn Rörig gegen den Adelssohn Georg von Below die Integration des gebildeten und besitzenden Bürgertums in den Staat nicht nur als Gelehrte und Wirtschaftsführer, sondern auch als anerkannte politische Akteure verteidigt hat. Und es dürften dieselben politischen Denkmuster aus dem Kaiserreich sein, die in der gewandelten Welt der endenden 1920er Jahre sein Bild vom mittelalterlichen Rat und den Anfängen der Lübecker Stadtgemeinde weithin grundierten, das sicherlich nicht antidemokratisch war, aber doch stark obrig-

116 Ebd., S. 3.

117 Ebd., S. 4. Zu Rörig Einschätzung des „Partikularismus“ in der deutschen Geschichte siehe *Müller-Mertens*, wie Anm. 110, S. 26f.

118 Ebd., S. 13.

119 Ebd., S. 15.

120 Ebd., S. 22f.

121 Vgl. Dieter *Langewiesche*, Die „Humboldtsche Universität“ als nationaler Mythos. Zum Selbstbild der deutschen Universitäten in ihren Rektoratsreden im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, in: *HZ* 290, 2010, S. 53-91.

122 *Lambert*, wie Anm. 4, S. 137.

123 Ebd., S. 138.

keitsfixiert wirkt. Trotz gewandelter politischer und sozialer Verhältnisse ließ Rörig politische Herrschaft auf vorgeblich „natürlichen“ Machtverhältnissen beruhen und leitete sie nicht aus dem Konsens der Betroffenen her. Der ideale städtische Rat erscheint bei ihm wie eine neutrale über dem Parteienstreit stehende Regierung, und die bürgerliche Autonomie des Mittelalters feierte er als das Ergebnis des Handelns von Eliten im Einverständnis mit einer monarchischen Spitze. Wenn man es scharf formulieren will, so wirkt das mittelalterliche Bürgertum, das er im Streit mit Luise von Winterfeld zeichnete, das er in seinen Reden feierte und vor allem in seinem Beitrag zur Propyläen-Weltgeschichte von 1932 pries,¹²⁴ eher als ein verspätetes Identitätsangebot an die bürgerlichen Honoratioren seiner Kindheit als an die Staatsbürger aller Klassen in der Gegenwart der Weimarer Republik.

4. 1937: Um herzogliche Führung und opferbereite Gemeinschaft

Frühzeitig zwar hatte Rörig eine Auseinandersetzung mit den Auffassungen Luise von Winterfelds angekündigt.¹²⁵ Doch eingelöst hat er diese Ankündigung lange Zeit nicht. Während seine Reaktion auf sich warten ließ, wuchs sein wissenschaftspolitischer Rang mit der Berufung an die Berliner Universität im Jahre 1935 erheblich. So mochte es überraschen, dass Rörig im Jahre 1937 doch noch auf Luise von Winterfeld reagierte, denn seine wissenschaftliche Stellung im nationalsozialistischen Deutschland wurde von der acht Jahre alten Attacke einer Dortmunder Stadtarchivarin, die auf die demokratischen Traditionen mittelalterlicher Stadtkommunen und den Wert bürgerlicher Freiheitsrechte verwies, wohl kaum noch sonderlich tangiert. Tatsächlich war die Replik von Rörig anders motiviert und richtete sich vorrangig gegen die Kritik einer anderen Historikerin, deren Namen er schon in der ersten Zeile seiner Publikation von 1937 nennt:¹²⁶ Ruth Hildebrand (1905 - nach 1989)¹²⁷.

124 Fritz Rörig, Die Europäische Stadt, in: Walter Goetz (Hg.), Propyläen-Weltgeschichte Bd. 4, Berlin 1932, S. 270-392, hier S. 284. Der Text wurde nach dem Zweiten Weltkrieg separat nachgedruckt, zuletzt als *ders.*, Die Europäische Stadt und die Kultur des Bürgertums im Mittelalter, hg. von Luise Rörig und Ahasver von Brandt, 4. ergänzte Auflage Göttingen 1964, hier S. 11 die Formulierung „Horde willenloser Unfreier“. Die Argumente kehren wieder bei Fritz Rörig, Die Stadt in der deutschen Geschichte, in: ZVLGA 33, 1952, S. 13-32.

125 Nämlich in Fritz Rörig, Rheinland-Westfalen und die deutsche Hanse, zuerst als Separatdruck Bonn 1933, dann mit Textmodifikationen in: HGBll. 58, 1933, S. 17-51, zuletzt nachgedruckt in: Rörig, Wirtschaftskräfte, wie Anm. 11, S. 392-420 [hiernach zitiert], hier S. 401 Anm. 20.

126 Rörig, Heinrich der Löwe, wie Anm. 82, S. 447.

127 Verstreute biografische Hinweise finden sich in der Dissertation Ruth Hildebrand, Studien über die Monarchie Heinrichs des Löwen, Diss. Berlin 1931, S. 75, sowie in einem Interview von 1989 bei Henry Ries, Abschied meiner Generation, Berlin 1992, S. 82-88 (Kapitel „Ruth Hildebrand: Und meine Juden waren weg“). Unverbunden zu ihren mediävistischen Publikationen ist zuletzt mehrfach ihre Rolle als Hauptabteilungsleiterin in der Reichsfrauenführung thematisiert worden. Siehe z.B. Nicole Kramer, Volksgenossinnen an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wis-

Von Albert Brackmann (1871-1952)¹²⁸ in Berlin betreut und im Jahre 1931 an der Friedrich-Wilhelm-Universität zur Doktorin promoviert, hatte Ruth Hildebrand in der von ihr im Jahre 1937 vorgelegten Studie „Der sächsische ‚Staat‘ Heinrichs des Löwen“ auch die „Städtepolitik“ des Herzogs besprochen. Ihre Auseinandersetzung mit Rörigs Deutung der Lübecker Verhältnisse war in dieser umfangreicheren Arbeit nicht übermäßig lang, aber sie war deutlich gegensätzlich angelegt.¹²⁹ Denn gegen solche Ansichten, „die den Einfluß des Landesherrn dabei völlig ausschalten und (so Rörig) die gesamte Verantwortung für die Entstehung der neuen Stadt auf den Unternehmergeist einer jungen, aus den Gebieten des Westens herbeiströmenden Bürgerschaft zurückführen wollen“,¹³⁰ setzte Ruth Hildebrand das „Bild eines großen deutschen Staatsmanns des Mittelalter“,¹³¹ der alle Fäden in der Hand hielt, sodass „die Gründung Lübecks in ihrer letzten Zielsetzung als eine entscheidende Tat des herzoglichen Landesherrn und nicht etwa der ehrgeizigen Bestrebungen der Bürgerschaft Westdeutschlands anzusehen ist.“¹³²

Das war sachlich recht flott geurteilt; und die Einlassung wurde wohl erst deshalb für Rörig wissenschaftspolitisch problematisch, weil sich die Verfasserin (wie sie im Vorwort frei einräumte) um eine „zeitgemäße“ Neubeschreibung des Löwen bemüht habe.¹³³ Tatsächlich hatte sie sich mit Vokabeln und Sichtweisen munitioniert, deren Nähe zu nationalsozialistischen Ideologien peinlich berühren. Recht bewusst offenbar nutzte eine außerhalb der Universität stehende Forscherin die Chance zur Profilierung und zur Verstärkung ihrer Ergebnisse. Denn ihr wissenschaftliches Thema suchte sie dadurch bedeutungsvoller erscheinen zu lassen, indem sie es der von verschiedenen nationalsozialistischen Institutionen betriebenen ideologischen Aneignung der Gestalt Heinrich des Löwen und seiner Braunschweiger Grabstätte zuordnete,¹³⁴ wovon freilich auch

senschaften 82), Göttingen 2011. Ihre letzte mediävistische Publikation von 1986 enthält keine biografischen Hinweise. Vgl. Ruth Hildebrand, *Herzog Lothar von Sachsen (Beiträge zur Geschichte Niedersachsens und Westfalens)*, Hildesheim 1986.

128 Zu den vielfältigen Funktionen von Albert Brackmann in der Ostforschung siehe z.B. Michael *Burleigh*, *Germany Turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1988, S. 343 (Register); Ingo *Haar*, *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der ‚Volkstumskampf‘ im Osten* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 143), Göttingen 2000, S. 428 (Register). In beiden Publikationen finden sich auch Hinweise zur Kooperation von Albert Brackmann und Rörig in der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft.

129 Ruth Hildebrand, *Der sächsische ‚Staat‘ Heinrichs des Löwen*, Berlin 1937, S. 350-358.

130 Ebd., S. 351.

131 Ebd., S. 8.

132 Ebd., S. 353.

133 Ebd., S. 8.

134 Zur nationalsozialistischen Indienstnahme von Heinrich dem Löwen und seiner Grabstätte siehe Gerhard *Schildt*, *Heinrich der Löwe im Geschichtsbild des 19. und 20. Jahrhunderts*, in: Wolf-Dieter Mohrmann (Hg.), *Heinrich der Löwe* (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung 39), Göttingen 1980, S. 466-489, hier S. 482-486; Karl *Arndt*, *Mißbrauchte Geschichte. Der Braunschweiger Dom als*

weitaus bedeutendere Erforscher Herzog Heinrichs, wie etwa der 1941 auf den einstmaligen Kieler Lehrstuhl von Rörig berufene Karl Jordan (1907-1984),¹³⁵ nicht gänzlich frei waren.¹³⁶

Was die inhaltliche Kritik an Rörigs Thesen anging, so war es gewiss nicht so, dass Ruth Hildebrand dessen Publikationen völlig falsch verstanden hätte, wenn sie darin die Rolle des Welfen als durchaus reduziert wahrnahm. Auch spätere Leser haben es so verstanden, dass Rörig den Herzog geradezu auf eine Art „Strohmann“ für das kaufmännische Unternehmerkonsortium zu reduzieren gesucht habe.¹³⁷ Doch diese Gewichtung einfach in ihr Gegenteil zu verkehren, wie Ruth Hildebrand es unternahm, kann kaum als ein abwägendes wissenschaftliches Urteil gelten. Und weil es das im Jahre 1937 schon nicht konnte,¹³⁸ fiel es Rörig relativ leicht, sich auf die kaum angreifbare Position eines Sowohl-als-auch zurückzuziehen und die Einseitigkeiten seiner Kritikerin zu geißeln. Dafür beschränkte er sich darauf, aus seinen Texten solche Passagen zu sammeln, in denen eine Kooperation von Herzog und bürgerlichen Unternehmern angedeutet war,¹³⁹ um abschließend seiner Kontrahentin die rhetorisch gemeinte Frage vorzulegen: „Ist damit dem wirklichen Verdienst Heinrichs des Löwen zu nahe getreten?“¹⁴⁰ Begrifflich goss er diesen Zusammenhang in eine Formel, die er bereits im Jahre 1930 in einer Reaktion auf Einwände von Theodor Mayer

politisches Denkmal 1935/45, in: Jochen Luckhardt/Franz Niehoff (Hg.), *Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235*. Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995, Bd. 3: Abteilung Nachleben, München 1995, S. 88-95; Johannes *Fried*, Der Löwe als Objekt. Was Literaten, Historiker und Politiker aus Heinrich dem Löwen machten, in: *HZ* 262, 1996, S. 673-693, hier S. 684.

135 Zu seiner Biografie siehe Horst *Fuhrmann*, *Karl Jordan, der Lehrer*, in: ders., *Menschen und Meriten. Eine persönliche Portraitgalerie*, München 2001, S. 291-299; Klaus *Wriedt*, *Karl Jordan*, in: *ZVLGA* 64, 1984, S. 301-304.

136 Vgl. *Karl Jordan*, *Heinrich der Löwe und die ostdeutsche Kolonisation*, in: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung* 2, 1938, S. 784-799; ders., *Die Gestalt Heinrichs des Löwen in der deutschen Geschichtsschreibung*, in: *Germanien* 13, 1941, S. 361-367, hier insbes. S. 361 zur Umgestaltung des Braunschweiger Doms auf Wunsch des „Führers“ zur „Wallfahrtsstätte der Nation“. In seinen späteren Arbeiten ist *Karl Jordan* mehrfach auch auf die Lübecker Stadtgründung zu sprechen gekommen. Siehe z.B. ders., *Nordelbingen und Lübeck in der Politik Heinrichs des Löwen*, in: *ZVLGA* 39, 1959, S. 29-48; ders., *Die Städtepolitik Heinrichs des Löwen. Eine Forschungsbilanz*, in: *HGbl* 78, 1960, S. 1-36; ders., *Lübeck unter Graf Adolf II. von Holstein und Heinrich dem Löwen*, in: *Olof Ahlers/Antjekathrin Graßmann* (Hg.), *Lübeck 1226. Reichsfreiheit und frühe Stadt*, Lübeck 1976, S. 143-160.

137 So *Hartmut Boockmann*, *Freiheit und Zwang in der mittelalterlichen Stadt*, in: *Wilfried Hartmann* (Hg.), *Europas Städte zwischen Zwang und Freiheit. Die europäische Stadt um die Mitte des 13. Jahrhunderts*, Regensburg 1995, S. 11-24, hier S. 18.

138 Vgl. *George A. Löning*, *Staat und Wirtschaft unter Heinrich dem Löwen*, in: ders. u.a. (Hg.), *Festschrift Julius Wilhelm Hedemann zum 60. Geburtstag am 24. April 1938*, Jena 1938, S. 13-33.

139 Vgl. *Rörig*, *Heinrich der Löwe*, wie Anm. 82, S. 460 Anm. 41; 487 Anm. 132.

140 Ebd., S. 449.

(1883-1972)¹⁴¹ gewählt hatte, und bezeichnete sein Konsortium als „bürgerliche Unternehmer, von Heinrich dem Löwen dazu autorisiert, [...]“¹⁴² oder er formulierte: „Herzog und unternehmende Männer [...] fanden sich zur Lösung dieser Aufgabe [...] zusammen.“¹⁴³

Ein solches beide beteiligten Parteien würdigendes Urteil kann noch heute bestehen. Denn letztlich liegt hier eine Einschätzungsfrage vor, die nicht aus dem Quellenmaterial „richtig“ oder „falsch“ zu beantworten ist. Vielmehr hängt ein Urteil letztlich von Voreinschätzungen darüber ab, welche Interessen und Möglichkeiten man Fürsten genauso wie Fernhändlern des 12. Jahrhunderts zuzutrauen bereit ist. Ulf Dirlmeier hat einen ganz ähnlichen Vorgang am Auf- und Abstieg Heinrich des Löwen als „Wirtschaftspolitiker“ im Forschungsgang nachgezeichnet,¹⁴⁴ und ebenfalls lassen die wissenschaftlichen Urteile über „welfische Gründungsstädte“ deutliche Akzentverschiebungen erkennen.¹⁴⁵ Weder ist zu leugnen, dass eine Stadtgründung ohne Verhandlungen mit der landesherrlichen Macht undenkbar gewesen sein dürfte,¹⁴⁶ wie es nicht zu widerle-

141 Zur Argumentation Rörigs gegen die Einwände bei Theodor Mayer; Zur Frage der Städtegründungen im Mittelalter, in: *MIÖG* 43, 1929, S. 261-282, siehe Rörig, Heinrich der Löwe, wie Anm. 82, S. 480f. in Anm. 106 und S. 487 in Anm. 132. Später hat Theodor Mayer in einer Rezension von Luise von Winterfelds Arbeit von 1955 ungleich schärfer gegen Rörigs Vorstellung argumentiert: siehe in Anm. 245. Zu seiner Biografie siehe Helmut Maurer; Theodor Mayer (1883-1972). Sein Wirken vornehmlich während der Zeit des Nationalsozialismus, in: Karel Hruza (Hg.), *Österreichische Historiker 1900-1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträt*, Wien usw. 2008, S. 493-530.

142 Rörig, Heinrich der Löwe, wie Anm. 82, S. 480. Ähnlich *ders.*, Unternehmerkräfte im flandrisch-hansischen Raum, in: *HZ* 159, 1939, S. 265-286, hier S. 270 „wagende Unternehmer im Einvernehmen mit Heinrich dem Löwen und autorisiert von ihm [...].“

143 Rörig, Heinrich der Löwe, wie Anm. 82, S. 454.

144 Ulf Dirlmeier, Heinrich der Löwe und „die Wirtschaft“, in: Johannes Fried/Otto Gerhard Oexle (Hg.), *Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation (Vorträge und Forschungen 57)*, Stuttgart 2003, S. 293-309, hier S. 295: „Gerade was seine wirtschaftlichen Aktivitäten betrifft, gehen die Urteile über Heinrich im Lauf rund eines halben Forschungs-Jahrhunderts also weit auseinander, mit den Extrempunkten ‚ostseeumspannender Raumplaner‘ versus ‚geldgieriger Fiskalist‘.“

145 Siehe aus der umfangreichen Literatur etwa Bernhard Diestelkamp, *Welfische Stadtgründungen und Stadtrechte des 12. Jahrhunderts*, ZSRG.GA 81, 1964, S. 164-224; Helmut G. Walther, *Die Städtepolitik Heinrichs des Löwen*, in: *Salzgitter-Jahrbuch* Bd. 17/18, 1996, S. 62-75; Sven Rabeler, *Eine Städtelandschaft im Wandel. Urbanisierungsprozesse im südwestlichen Ostseeraum des 12. Jahrhunderts*, in: Gerhard Fouquet/Gabriel Zeilinger (Hg.), *Die Urbanisierung Europas von der Antike bis in die Moderne (Kieler Werkstücke, Reihe E 7)*, Frankfurt a. M. usw. 2009, S. 121-146; Gert Biegel, *Idealisierung des Alltäglichen. Welfische „Städtepolitik“*. Momentaufnahme aus dem hochmittelalterlichen Sachsen, in: *Salzgitter-Jahrbuch* 30, 2012, S. 9-20 (ohne Hinweis auf die Rörig-Debatte).

146 Wobei zurzeit eher eine Überbetonung der Kaufleuteinitiative kritisch wahrgenommen wird. Siehe als Übersichten Ferdinand Opll, *Das Werden der mittelalterlichen Stadt*, in: *HZ* 280, 2005, S. 561-589; Michel Pauly, *Stadtentstehung im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Nordwesteuropa*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 60, 2009, S. 406-420. Für den Lübecker Zusammenhang siehe etwa Peter

gen ist, dass ein Landesfürst für den nachhaltigen Aufschwung seiner Stadtgründung die Initiative und das Kapital von Zuziehenden zu mobilisieren suchte.¹⁴⁷

Im Falle der Lübecker Stadtentwicklung überrascht indes aus heutiger Sicht die Fixierung auf das Jahr 1159 und das damit einhergehende Ausblenden der Lübecker Vorgründungen. Trotz aller Gegensätze ist diese Sichtweise beiden Kontrahenten gemeinsam. Obwohl Rörig wie Ruth Hildebrand selbstverständlich von den vorwelfischen Entwicklungen wussten, folgten beide einem Deutungsmuster, das letztlich in der seit dem Chronisten Arnold von Lübeck dominierenden Tradition der stadtlübeckischen Geschichtsschreibung wurzelt, in der Heinrich der Löwen als „primus locus fundator“ erscheint,¹⁴⁸ um stadtherrliche Ansprüche der Grafen von Holstein abzuwehren. So gerieten zu Lebzeiten Rörigs in der gesamten Debatte um den Lübecker Markt die Zustände im schauenburgischen Lübeck und die vielleicht dort liegenden Deutungsansätze für die Lübecker Kommuneentstehung¹⁴⁹ weitgehend aus dem Blick.¹⁵⁰

Bilanzierend wird man somit sagen können, dass Rörig in der inhaltlichen Auseinandersetzung für sein Urteil bessere Gründe vorbringen konnte als Ruth Hildebrand für das ihrige. Indes meinte Rörig offenbar, es dabei nicht belassen zu können. Denn er hat seinen Aufsatz „Heinrich der Löwe und die Gründung Lübecks“ politisch angereichert und flankiert. In einer Passage, die im späteren Wiederabdruck (so der Herausgeber) „nach dem Handexemplar [Rörigs] gekürzt“ wurde,¹⁵¹ erfuhr der Nachkriegsleser zwar noch, dass der „Ruhmestitel“ Heinrichs des Löwen „an der Erschließung der Ostsee für den Deutschen“ daran bestand, „die Grundlage zu alledem gelegt [zu haben], was wir als ‚Deutsche Hanse‘ noch heute als einen der lebensvollsten Tatbestände der Geschichte unseres Volkes empfinden“.¹⁵² Aber ihm blieb unbekannt, was Rörig einstmals weiter abzuleiten glaubte, wenn er schrieb: „Auch hier gilt es aber, Ernst zu machen mit dem Wort von der deutschen Ostkolonisation als der ‚Großtat unseres

Johanek, Stadtgründung und Stadtwerdung im Blick der Stadtgeschichtsforschung, in: Ferdinand Opl (Hg.), Stadtgründung und Stadtwerdung im Blick der Stadtgeschichtsforschung (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 22), Linz 2011, S. 127-160, hier S. 135 und 147.

147 Vgl. Rudolf *Endres*, Fürstliche Stadtgründungen aus der Sicht des Wirtschafts- und Sozialhistorikers, in: Wilhelm Wortmann (Hg.), Deutsche Städtegründungen der Neuzeit (Wolfenbütteler Forschungen 44), Wiesbaden 1989, S. 31-43.

148 Vgl. Helmut G. *Walter*, Als aus Liubice Lubeke wurde, in: ZVLGA 73, 1993, S. 9-24; *ders.*, Lübeck und Heinrich der Löwe, in: ZVLGA 76, 1996, S. 9-26, hier bes. S. 18f.

149 Vgl. *Am Ende*, wie Anm. 49, S. 106-108.

150 Eine Ausnahme bildet die knappe Bemerkung bei Willy *Krogmann*, Die Eigentumsverhältnisse des Lübecker Marktes um 1300 und ihre Erklärung, in: VSWG 20, 1927/1928, S. 165-171, hier S. 168f., sowie *ders.*, Zum Markt von Lübeck, in: VSWG 21, 1928, S. 212f. In dieser Hinsicht eher auf dem Stand von 1942 auch *Bärmann*, wie Anm. 8. *Winterfeld*, Gründung, wie Anm. 83, S. 13f., hat die Bedeutung einer Betrachtung der Lübecker Vorverhältnisse indes bemerkt.

151 *Rörig*, Heinrich der Löwe, wie Anm. 82, S. 488 Anm. 133.

152 *Ebd.*, S. 488.

deutschen Volkes im Mittelalter“.¹⁵³ In dieser gelöschten Passage, die auf den Titel des populären Buches von Karl Hampe (1869-1936) anspielte, das gegen die politische Haltung des Verfassers für politische Ziele der Nationalsozialisten ausgeschlachtet worden ist,¹⁵⁴ deutet sich sowohl eine wissenschaftspolitische als auch eine konzeptionelle Entwicklung in Rörigs Arbeiten an, die sein Berliner Wirken zwischen 1935 und 1945 prägte. Konzeptionell zog es ihn endgültig vom Lübecker Markt hinaus in den Ostseeraum und hin zu einer umfassenden Sicht hansischer Geschichte, oder, wie es Ahasver von Brandt (1909-1977) im Nachruf auf seinen Lehrer Rörig formuliert hat: „Linien [...], die mit tiefer und unentrinnbarer Konsequenz vom ‚Markt von Lübeck‘ ausgehend schließlich sich zusammenflochten mit anderen“.¹⁵⁵ Derart mit Rörig von Lübeck auf die Hanse geblickt, trug sich im Jahre 1159 nur vordergründig eine Stadtgründung an der Trave zu. Im Kern sei es um die Fundierung eines ersten Trittsteins für einen weitaus größeren Plan gegangen: die ökonomische und politische Durchdringung des Ostseeraums durch die deutschen Kaufleute. Diesen Generalplan, den Rörig aufgespürt zu haben glaubte, brachte er auf die in der Hanseforschung späterhin nicht immer recht verstandene Formel: „Das Ganze war früher da, als die Teile.“¹⁵⁶

Weil Rörig den Lübecker Anfang für fest fundiert hielt, folgte für ihn arbeitstechnisch, dass er in Berlin vor allem daran meißelte, weitere Trittsteine des hansischen Gesamtplans für die Querung der Ostsee zu legen. Der erste Schritt von Lübeck aus zielte in Rörigs Anschauung auf Gotland, was er ausführlich in seinem Aufsatz „Reichssymbolik auf Gotland“ entwickelte,¹⁵⁷ den

153 Rörig, Heinrich der Löwe, wie Anm. 82 [Druck von 1937], S. 455, hier dann weiter: „War sie das wirklich, dann gilt es, sie nicht nur aus den Willensimpulsen einzelner Fürsten zu verstehen, indem man sie aus der Planung des in diesem Maße überhaupt noch nicht vorhandenen fürstlichen Obrigkeitsstaates hervorgehen läßt, sondern auch den führenden Schichten innerhalb des damaligen deutschen Volkes gerecht zu werden, die reif waren für die Forderung der Stunde. Für die Gründung Lübecks waren das jene Männer, die als Unternehmerkonsortium die würdigen Partner Heinrichs des Löwen am gemeinsamen Werke wurden.“

154 Karl Hampe, Der Zug nach dem Osten. Die koloniasatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter (Aus Natur und Geisteswelt 731), Leipzig usw. 1921 (5. Auflage ebd. 1939). Vgl. Folker Reichert, Gelehrtes Leben. Karl Hampe, das Mittelalter und die Geschichte der Deutschen (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 79), Göttingen 2009.

155 Brandt, Rörig, wie Anm. 4, S. 11.

156 Zu finden bei Rörig, Grundlagen, wie Anm. 59, S. 246; ders., Rheinland-Westfalen, wie Anm. 125, S. 393.

157 Fritz Rörig, Reichssymbolik auf Gotland. Heinrich der Löwe, „Kaufleute des Römischen Reichs“, Lübeck, Gotland und Riga, in: HGBll 64, 1940, S. 1-67, zuletzt nachgedruckt in: ders., Wirtschaftskräfte, wie Anm. 11, S. 490-541. Die Studie bedarf zusammen mit den Reaktionen der schwedischen Forschung und Rörigs Gegenantworten einer eigenen wissenschaftsgeschichtlichen Einordnung vor dem Hintergrund der militärischen Ereignisse in Skandinavien. Vgl. etwa ders., Gotland und Heinrich der Löwe, in: HGBll 65/66, 1940/1941, S. 170-186; ders., Um die Gotländer Adlerschale, in: HGBll 67/68, 1942/1943, S. 251-259.

er selbst für das eigentliche Gegenstück zum Marktaufsatz hielt.¹⁵⁸ Doch noch weitere Trittsteine legte Rörig in diesen Jahren aus. Im Jahre 1937 sprach er auf der 700-Jahr-Feier der preußischen Hansestadt Elbing¹⁵⁹ und veröffentlichte den erweiterten Redetext im Jahre 1938 unter dem Titel „Die Gestaltung des Ostseeraums durch das deutsche Bürgertum. Anhang: Ist Riga 1201 gegründet worden?“¹⁶⁰ Wiederum war sein Ausgangspunkt die Lübecker „Gründung“ unter Heinrich dem Löwen, die er den Zuhörern und Lesern als ein Ereignis von nicht stadtgeschichtlicher, territorialgeschichtlicher oder hansegeschichtlicher, sondern ins Globale gesteigert als eine „Tat von weltgeschichtlicher Bedeutung“ präsentierte.¹⁶¹ Durch das Lübecker „Ausfallstor zur Ostsee“ sei, so Rörig weiter, Gotland als „wichtigste Etappe und Stützpunkt“ erreicht worden.¹⁶² Von hier aus habe der deutsche Kaufmann dann, „im Zusammenhang mit großen wirtschaftlichen Plänen, das auf das Ostseebecken als Ganzes gerichtet ist“, entlang einer „Linie Lübeck-Wisby-Dorpat“ schließlich „ein organisch festgefügt System deutscher Städtegründungen“ geschaffen.¹⁶³ Auf die Gegenwart des Jahres 1938 bezogen, folgerte Rörig daraus: „Was damals geschaffen wurde, hat Dauer gehabt bis zum heutigen Tag; erst mit der Gründung von Gdingen kam ein fremder Zug in das damals Gewordene.“¹⁶⁴ Diese Passage ist wohl nicht anders zu verstehen, als dass mittelalterliche Entwicklungen eigengesetzlicher Art antipolnische Affekte in der Gegenwart bedienen oder gar befördern sollten. Dabei steht diese Äußerung nicht isoliert, sondern gehört zu einer aus heutiger Sicht schwer erträglichen Annäherung Rörigs an Schlagworte und Deutungen nationalsozialistischer Weltansichten, die bereits Peter Lambert,¹⁶⁵ Birgit Noodt¹⁶⁶ und Reinhard Paulsen¹⁶⁷ diagnostiziert und zu deuten gesucht haben. Warum, um eine Frage von Peter Lambert aufzunehmen, hat also gerade Rörig, dessen Distanz zum Nationalsozialismus vor 1933 gut erkennbar ist, seine Texte zwischen 1935 und 1945 der Sprache und den Denkmustern der NS-Propaganda so

158 Dies nach einem Brief an seinen Schüler Wilhelm Koppe, zitiert bei *Noodt*, wie Anm. 4, S. 176.

159 Vgl. Hermann *Kownatzki* (Hg.), *Vorträge zur 700-Jahr-Feier der Deutschordens- und Hansestadt Elbing, Elbing 1937*, hier S. 5-34.

160 Fritz *Rörig*, *Die Gestaltung des Ostseeraums durch das deutsche Bürgertum. Anhang: Ist Riga 1201 gegründet worden?*, in: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung* 2, 1938, S. 765-783 [hiernach zitiert], dann veränderter Abdruck unter dem Titel „Die Gestaltung des Ostseeraums“, in: ders., *Vom Werden und Wesen der Hanse*, Leipzig 1940, S. 11-45 (Text) und S. 135-140 (Anmerkungen).

161 Ebd., S. 766.

162 Ebd., S. 767.

163 Ebd., S. 768.

164 Ebd., S. 766.

165 *Lambert*, wie Anm. 4.

166 *Noodt*, wie Anm. 4.

167 Reinhard *Paulsen*, *Die Koggendiskussion in der Forschung. Methodische Probleme und ideologische Verzerrungen*, in: *HGbl* 128, 2010, S. 19-112, hier S. 70-86.

weit ausgeliefert?¹⁶⁸ Eine Antwort ist ohne die umfassende Kenntnis des ungedruckten Materials im Nachlass, das die Wechselwirkungen von politischen, institutionellen und sozialen Bezügen vermutlich aufzuzeigen vermag, unmöglich zu geben.¹⁶⁹ Doch zeigt die wandelnde Gestaltung des Lübecker Marktes, die Rörig während der nationalsozialistischen Herrschaft vornahm, einige Mechanismen zumindest bereits auf.

Auf diese Wandlungen hätte sich Rörig, das sei betont, nicht einlassen müssen, denn er war schon vor 1933 ein etablierter Hochschullehrer gewesen und daher nicht gezwungen, sich nationalsozialistische Deutungsvorgaben für seine Publikationen zu Eigen zu machen. Dass er es dennoch tat, hing wohl damit zusammen, dass er öffentliche Sichtbarkeit anstrebte und wissenschaftspolitischen Einfluss suchte.¹⁷⁰ Dabei wird in seiner anwendungsorientierten Geschichte eine Rhetorik hörbar, die sich immer weiter steigerte, weil sie in einen Wettlauf mit tagesaktuellen Ereignissen und noch gesinnungsfesteren Deutern eintrat. Einem solchen Mechanismus war der Elbinger Vortrag von 1937 ausgesetzt: Als Rörig ihn zwei Jahre nach dem Erstdruck von 1938 in dem Sammelband vom „Werden und Wesen der Hanse“ erneut publizieren lassen wollte, war einerseits der politische Bezug der Jahre 1937/38 durch den deutschen Überfall auf Polen von den Kriegseignissen überholt worden. Andererseits hatte Rörig auf deutliche Kritik an seiner Sicht der Hanse zu reagieren. Diese stammte vom Germanisten und Volkskundler Otto Höfler (1901-1987),¹⁷¹ der im Jahre 1940 in der Historischen Zeitschrift unter dem Titel „Volkskunde und politische Geschichte“ einen scharfen Ton angeschlagen hatte.¹⁷²

Otto Höfler hatte seit 1921 in Wien Germanistik und Skandinavistik studiert und war einige Jahre im schwedischen Uppsala als Lektor tätig gewesen. Bekannt geworden war er durch seine Habilitationsschrift über „Kultische Geheimbünde der Germanen“, die thematisch und in dem die Druckfassung von 1934 einleitenden politischen Bekenntnis überaus zeitgemäß daherkommt. Dessen Arbeit brachte ihm 1935 und 1938 Rufe auf germanistische Lehrstühle an den Universitäten Kiel und München ein. In seinem programmatischen Aufsatz

168 Lambert, wie Anm. 4, S. 137-141. Ebd., S. 137, wird noch schärfer formuliert: „one of the most persistent and stridently racist academic contributors to Nazi propaganda [...]“

169 Vgl. Klaus Schreiner, Führertum, Rasse, Reich. Wissenschaft von der Geschichte nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, in: Peter Lundgreen (Hg.), Wissenschaft im „Dritten Reich“, Frankfurt a. M. 1985, S. 163-252.

170 Dazu einige Selbstzeugnisse aus der Korrespondenz Rörigs bei Noodt, wie Anm. 4, S. 174.

171 Vgl. Esther Gajek, Germanenkunde und Nationalsozialismus. Zur Verflechtung von Wissenschaft und Politik am Beispiel Otto Höflers, in: Walter Schmitz/Clemens Vollnhals (Hg.), *Völkische Bewegung, konservative Revolution, Nationalsozialismus. Aspekte einer politisierten Kultur* (Kultur und antidemokratische Politik in Deutschland I), Dresden 2005, S. 325-355; Harm-Peer Zimmermann, Männerbund und Totenkult. Methodologische und ideologische Grundlinien der Volks- und Altertumskunde Otto Höflers 1933-1945, in: Kieler Blätter für Volkskunde 26, 1994, S. 5-27.

172 Otto Höfler, Volkskunde und politische Geschichte, in: HZ 162, 1940, S. 1-18.

von 1940 ging es Otto Höfler um eine neue Sicht auf die Gilden des Mittelalters, die er in eine germanische Kontinuitätslinien zu stellen trachtete. Diese Sicht sei, so Otto Höfler, von der Geschichtswissenschaft bisher ausgeblendet worden, was „über einige geistige Grundtendenzen der vergangenen Epoche lehrreichen Aufschluß“ gäbe,¹⁷³ in denen Gilden als wirtschaftliche Zweckgebilde, „ähnlich den modernen Aktiengesellschaften“¹⁷⁴, entstellt worden seien. So sei es gerade auch im Falle der mittelalterlichen Hanse gewesen, denn: „Auch angesichts dieser Erscheinung hat man geglaubt, daß rein wirtschaftliche Kräfte, wie sie ein Unternehmerkonsortium beseelen, eine ausreichende Erklärung für die Gründung und die länderbeherrschende Lebensmächtigkeit solcher politischen Gemeinschaften böten.“¹⁷⁵ Dieser tiefe Zusammenhalt, der sich in einer den ökonomischen Vereinigungen fremden Opferbereitschaft zeige, sei vielmehr in vorchristlichen sakral-magischen Eigenheiten zu suchen, die sich im rituellen Brauchtum zeigten, „in denen eine Gemeinschaft ihre überpersönliche unverbrüchliche Einheit auf Leben und Tod feierlich besiegelt [...]“.¹⁷⁶ Im Wissen um diese Kontinuitäten liefere dieser Entwurf, so Otto Höfler schließlich, „über das innere Wesen der Hanse Aufschlüsse, die der materialistischen Geschichtsschreibung der vergangenen Epoche aufs schärfste entgegengesetzt sind.“¹⁷⁷

Rörigs Name fiel weder im Haupttext, noch finden sich seine Arbeiten in den Fußnoten. Doch wusste natürlich jeder halbwegs informierte Leser der Historischen Zeitschrift sofort, wer und was gemeint waren. Rörig war jedenfalls kein unschuldig Opfer, denn keineswegs geriet er in den Sog parteiischer Ideologisierung von Vergangenheit hinein, sondern er hatte selbst und bewusst darauf gesetzt, seine Ideen auf diesem Strom schwimmen zu lassen. Nunmehr wurde er von einem scharfen Apologeten einer zeitgemäßen germanisch-heidnischen Mittelalterdeutung an einem Punkt attackiert, der für seinen Entwurf des Lübecker Gründerkonsortiums erheblich war. Denn den Unternehmern am Beginn der Lübecker Stadtgeschichte hatte Rörig zunächst ökonomisches Können und später zwar weitreichende politische Ziele zugeschrieben, aber sie eben nicht durch magisch-sakrale Rituale verbunden gesehen. Doch anders gewendet war die Frage nach der Organisationsform der Gründerunternehmer so neu nicht. Denn tatsächlich hatten schon andere Rezensenten darauf hingewiesen, dass die Vorstellung von einem Konsortium zu sehr als „eine Nachbildung moderner Aktiengesellschaften“ erscheine,¹⁷⁸ als dass sie mittelalterlicher Realität entsprechen könne. Wie aber verteidigte Rörig seine Kaufleuteunternehmer, die in Otto Höflers Deutung als unheroische, raffgierige, kapitalistische Egoisten erschienen?

173 Ebd., S. 4.

174 Ebd.

175 Ebd., S. 10.

176 Ebd., S. 6.

177 Ebd., S. 14.

178 Siehe z.B. *Krogmann*, Eigentumsverhältnisse, wie Anm. 150, S. 170.

Wissenschaftspolitisch suchte er ihnen und sich zu helfen, indem er im vielschichtigen Machtapparat des Nationalsozialismus mächtige Patrone zur Hilfe rief. Den Sammelband von 1940 leitete Rörig solcherart ein: „Von der Landnahme der Germanen bis zum Vierjahresplan Hermann Görings hat die Wirtschaft und ihre Ordnung für unser Volk eine hervorragende Bedeutung gehabt.“¹⁷⁹ Am Ende des Textes berief er sich auf die Autorität des Nationalsozialisten Werner Daitz und auf dessen Ideen für eine europäische Großraumwirtschaft unter deutscher Führerschaft, um schließlich zu konstatieren, dass zwischen dessen und seinen eigenen Veröffentlichungen „ein erfreulicher Zusammenklang von Geschichtsforschung und gegenwartsbezogener Geschichtsdeutung festzustellen“ sei.¹⁸⁰ Man darf daran zweifeln, ob eine solche Anlehnung an den Propagandisten einer verbrecherischen Ideologie die moralische Integrität eines Wissenschaftlers unbelastet lassen konnte. Und es ist darüber hinaus nicht auszuschließen, dass auch der inhaltliche Wert von Rörigs wissenschaftlichen Arbeiten dieser Jahre durch Selbstbeschädigung reduziert worden oder ganz verloren gegangen ist. Rörig hat das nach 1945 nicht so gesehen, sondern die Substanz seiner wissenschaftlichen Arbeiten nach Reinigung des Vokabulars für unbeschädigt gehalten.¹⁸¹ Doch scheint es so, als ob sich die zeitpolitischen Denkweisen durchaus weiter vorgefressen haben könnten und das bloße Löschen von Vokabeln nicht entideologisierend wirkt, weil das Gesamtkonzept kontaminiert ist.

Dies könnte ein zweiter Mechanismus sein, der sich am Markt von Lübeck zeigt und der zukünftig für die übrigen hansischen Arbeiten Rörigs zu überprüfen wäre. Wenn es sich nämlich so verhält, dann wird man eine Formulierung, die Rörig selbst gegen den Vorwurf der „materialistischen Geschichtsauffassung“ gerichtet hat, gegen ihn selbst wenden dürfen: „Das würde das Eindringen fremder Wertmaßstäbe in den Bereich der Geschichtswissenschaft bedeuten.“¹⁸²

In einem stark erweiterten Anmerkungsapparat zum Ostseeraumaufsatz von 1937/38, den er dem Nachdruck von 1940 beigab,¹⁸³ und in einer im Ton zurückgenommenen Antwort auf die Höfler'sche Kritik in der *Historische Zeitschrift* von 1941¹⁸⁴ setzte Rörig die Szenerie des Lübecker Marktes erneut einer veränderten Beleuchtung aus. Am auffälligsten dabei ist die Verwandlung des Un-

179 Fritz Rörig, Zur Einführung, in: ders., Vom Werden und Wesen der Hanse, Leipzig 1940, S. 5-10, hier S. 5.

180 Ebd., S. 10. Auf diese Kooperation mit dem gebürtigen Lübecker Werner Daitz hat bereits früh hingewiesen Thomas Hill, Vom öffentlichen Gebrauch der Hansegeschichte und Hanseforschung im 19. und 20. Jahrhundert, in: Antjekathrin Graßmann (Hg.), Ausklang und Nachklang der Hanse im 19. und 20. Jahrhundert (Hansische Studien 12), Trier 2001, S. 67-88. Eine weiterführende Analyse wäre wünschenswert.

181 Siehe die in Anm. 151 gezeigte Korrektur im Handexemplar.

182 Rörig, Einführung, wie Anm. 179, S. 6.

183 Rörig, Ostseeraum, wie Anm. 160 [Nachdruck 1940], S. 135f. Anm. 2. Die Gdingen-Passage hier S. 13 unverändert.

184 Fritz Rörig, Volkskunde, Hanse und materialistische Geschichtsschreibung, in: HZ 163, 1941, S. 490-502.

ternehmerkonsortiums zu einer Unternehmergeilde.¹⁸⁵ Rörig selbst begründete diese Veränderung folgendermaßen: „Da es sich herausgestellt hat, daß das Wort ‚Unternehmerkonsortium‘ in dem Sinne mißverstanden worden ist, als ob damit eine rein kapitalistisch-egoistisch handelnde Gruppe etwa im Stile einer modernen Aktiengesellschaft gemeint sei, so habe ich neuerdings die berechtigten Zweifel über die Art, wie dieses Konsortium sich zur Gilde verhält – ob selbst Gilde oder ob Gildeausschuß [...] – beiseite gestellt und es als Unternehmergeilde bezeichnet [...]“. ¹⁸⁶ Freilich war das eine eher partielle Selbstlektüre. Denn tatsächlich hatte Rörig den Terminus „Unternehmergeilde“, den er zum Entsetzen von Georg von Below zeitweilig verwandt hatte, in dieser Kontroverse relativ rasch fallengelassen.¹⁸⁷ Und auffälligerweise hatte er diese Charakterisierung als Gilde gerade nicht wieder aufgenommen, als in der anschließenden Diskussion Luise von Winterfeld die Beachtung der genossenschaftlichen Zusammenhänge in der Lübecker Kommuneentstehung eingefordert hatte. Es wäre für Rörig eigentlich naheliegend und vermittelnd gewesen, eine Kaufleutegilde als Nukleus der Lübecker Kommune zu postulieren, wenn man nicht mit Luise von Winterfeld einen Schwurverband der Gesamtbürgerschaft vermuten wollte.¹⁸⁸ Heute mag zwar eine solche Bezugnahme auf eine kaufmännische Gilde am Beginn der Kommunebildung eher schwächer begründet sein,¹⁸⁹ doch war sie im Zeithorizont der 1930er-Jahre eine weit verbreitete Hypothese zur Frühgeschichte der europäischen Stadt. So ist diese Entwicklungslinie bei dem von Rörig als Referenz genannten Henri Pirenne angelegt und wurde in der deutschsprachigen Stadtgeschichtsforschung vor allem in den Veröffentlichungen von Hans Planitz ausgezogen.¹⁹⁰ Doch Rörig schwenkte auf diesen Deutungsweg zunächst nicht ein. Noch im Jahre 1933 rang er sich allenfalls zur Formulierung durch:

185 So auch *Lambert*, wie Anm. 4, S. 146.

186 *Rörig*, Ostseeraum, wie Anm. 160 [Nachdruck 1940], S. 136f. in der erweiterten Anm. 1. Siehe auch *ders.*, *Volkskunde*, wie Anm. 184, S. 496f.

187 Siehe dazu Abschnitt II. Einseitig zu nennen, ist daher die Selbstdeutung ebd., S. 497 Anm. 1: „Damals habe ich mir sogar als Hauptvertreter der leichtherzigen und ahnungslosen Gildetheorie den besonderen Groll G. v. Belows zugezogen!“

188 Siehe dazu Abschnitt III.

189 Gegen die in Anm. 176 angeführten kritischen Stimmen zuletzt noch anders Karlheinz *Blaschke*, *Von der Kaufmannssiedlung zur Stadt. Beobachtungen über den Aufbruch im frühen 12. Jahrhundert*, in: *HZ* 294, 2012, S. 653-685. Vgl. auch *ders.*, *Stadtgrundriss und Stadtentwicklung. Forschungen zur Entstehung mitteleuropäischer Städte. Ausgewählte Aufsätze (Städteforschung A 44)*, hg. von Peter Johanek, Köln 1997.

190 Siehe hier nur Hans *Planitz*, *Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen, Graz/Köln 1954*. Die Theorie modifiziert auch bei Edith *Ennen*, *Frühgeschichte der europäischen Stadt*, 3. Aufl. Bonn 1981, hier S. 177 zu Lübeck: „Ich halte es durchaus für wahrscheinlich, daß die Kaufleute in Lübeck ebenfalls eine *coniuratio* eingingen, hier u.U. ohne so weitgehende Mitwirkung des Herrn [wie in Freiburg]. Diese als Schwurverband konstituierte Gemeinde war dann die für alle Einwohner Lübecks verbindliche Organisation; die Kaufleute nahmen in ihr die Stellung eines Geschworenrates ein. Dieser Geschworenrat übernimmt dann – nach dem Vorbild der italienischen Schwurverbände – den Namen *consules*.“ Siehe dazu Fritz *Rörig*, Rezension von „Hans Planitz, Kaufmannsgilde und städtische Eidgenossenschaft

„Man könnte an eine gildemäßige Organisation eines Unternehmerkonsortiums denken.“¹⁹¹ Und er nahm hypothetisch an, dass die Unternehmer nicht nur gildemäßig untereinander verbunden, sondern zugleich auch Organ einer größeren Kaufleutegruppe, „Vorstand einer Fernhändlergilde“, gewesen sein könnten und sich dann zum Rate weiterentwickelt hätten.¹⁹² Nicht an diesem Punkt der Debatte, sondern durch die Intervention Otto Höflers, der das Denken in germanischen Kontinuitäten einforderte, änderte sich das: Erst im Jahre 1940 wandelte Rörig das Konsortium am Beginn der Lübecker Stadtgeschichte zu einer Gilde.

Angesichts dieser Neueinkleidung wird man sagen dürfen, dass es ein die wissenschaftliche Substanz wahrender Gedanke gewesen wäre, an den alten Grundbegriffen festzuhalten. Doch Rörig sah das offenbar deutlich anders und schritt weiter auf dem eingeschlagenen Weg fort. Immer deutlicher richtete er seine Hanseforschung auf die neuen Denkmuster aus. Musste denn nicht, was für die Lübecker Gründungsunternehmer als ihr Geburtshelfer zutraf, auch für die Hanse selbst gelten?¹⁹³ So schien es ihm durchaus: „Meine früheren Arbeiten haben immer wieder mit dem deutlichsten Nachdruck auf jene Kräfte der Hanse hingewiesen, die mehr sind als nur reine Privatwirtschaft.“¹⁹⁴ Und je mehr sich die Vorstellung von einer Hanse verflüssigte, die rational nachvollziehbar auf ökonomischen Interessen und politischen Verträgen aufbaute, pries Rörig die untergründigen Eigenschaften einer „organischen“ Gemeinschaft¹⁹⁵: „Die geistige Haltung, aus der heraus das alles nun Wirklichkeit wird, offenbart sich aber in politischer Gemeinschaftszucht, in Bindung der Wirtschaft ans Blut [...] und in Wehrhaftigkeit.“¹⁹⁶ So gewendet, waren Hansekaufleute nicht Händler, sondern kampf- und opferbereitete Helden; nicht eine Gesellschaft egoistischer Individualisten, sondern eine auf große nationale Ziele ausgerichtete Blutgemeinschaft;¹⁹⁷ nicht selbstsüchtige Privatiers, sondern eine Elite, die

(1940)“, in: HGbl 65/66, 1940/1941, S. 222-226. Zu den sachlichen Problemen im Lübecker Fall siehe auch *Winterfeld*, *Gründung*, wie Anm. 83, S. 37-42.

191 *Rörig*, *Rheinland-Westfalen* [Separatdruck 1933], wie Anm. 125, S. 9. Später dann modifiziert ebd., S. 402 zu „Man könnte an die gildemäßige Organisation einer Vereinigung von Unternehmern denken [...]“.

192 Ebd., S. 10. Später erweitert und modifiziert ebd., S. 402.

193 Zu dieser Hansesicht siehe etwa Karen *Schönwälder*, *Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus* (Historische Studien 9), Frankfurt a. M. usw. 1992, S. 103f. und 228f.

194 *Rörig*, *Volkskunde*, wie Anm. 184, S. 496. Ähnlich auch bei *ders.*, *Einführung*, wie Anm. 179, S. 8f.

195 Zum Terminus „Gemeinschaft“ siehe Otto Gerhard *Oexle*, „Zusammenarbeit mit Baal“. Über die Mentalitäten deutscher Geisteswissenschaftler 1933 und nach 1945, in: *Historische Anthropologie* 8, 2000, S. 1-27, hier S. 7-9.

196 *Rörig*, *Volkskunde*, wie Anm. 184, S. 500.

197 Bei *Rörig*, *Einführung*, wie Anm. 179, S. 7, ist angemerkt, dass er 1928 in Oslo die Hanse als „Wirtschaftsgemeinschaft, die zurückgeht auf das gemeinsame Band des Blutes“ dargestellt habe. Ebd., S. 7, nach *ders.*, *Grundlagen*, wie Anm. 59, S. 246.

berufen war zum politischen Führertum.¹⁹⁸ Doch war Rörigs Grundidee nicht einst gewesen, dass der Erfolg Lübecks und der Hanse nicht auf fürstlichen Einfluss, sondern auf Tatkraft und Selbstbewusstsein der Bürger beruht habe?

Solche tagespolitischen Verzerrungen der Hanse und ihrer Kaufleute finden sich gesteigert in Rörigs letztem vor Kriegsende gedruckten Hanseaufsatz über „Volk, Raum und politische Ordnung in der deutschen Hanse“, der auf einer Rede vom 27. Januar 1944 an der Preußischen Akademie der Wissenschaften beruhte.¹⁹⁹ Obwohl er am „Friedrichstag“ zu sprechen hatte, variierte er auch hier seine schon aus den Weimarer Reden bekannte Thematik von der Rolle des Bürgertums in der deutschen Geschichte, allerdings nunmehr sprachlich verschoben auf solche historische Entscheidungsmomente, in denen das „deutsches Volkstum große Aufgaben im Rahmen des Reiches“ wahrgenommen habe.²⁰⁰ Dafür sei die Hanse beispielhaft, wenn sie nicht als Städtebund mit wirtschaftlicher Zielsetzung missdeutet werde: „Nie wäre es einzelnen, rein privatwirtschaftlich ihren Geschäften nachgehenden deutschen Kaufleuten gelungen, sich in der Ostsee oder gar auf Gotland selbst durchzusetzen. Das konnte nur eine straff organisierte Gemeinschaft: eine Gemeinschaft von Disziplin und fester, selbstbestimmter Führung, hinter der der Schutz des Reiches stand, in diesem Falle wirksam werdend durch das Eingreifen Heinrichs des Löwen als Stellvertreters des Kaisers.“²⁰¹ Das Vordringen der Hanse in die Ostsee sei nur möglich gewesen, weil sie „auf Kampf gefaßt“ war. Daraus könne jeder erkennen, was der Kern hansischen Wesens sei: „[...] das Leben in einer disziplinierten Gemeinschaft und die Unterordnung der privatwirtschaftlichen Betätigung des einzelnen unter eine selbstgeschaffene politische Leitung.“²⁰² Deshalb gelte: „Von Anfang an ist der hansische Kaufmann auf ein ‚Wir‘ eingestellt, nicht auf sein ‚Ich‘.“²⁰³ Für Lübeck folgerte Rörig daraus: „Schon die erste und unbedingt maßgebliche städtische Großgründung Lübecks von 1159 wurde in ihrer baulichen Gegebenheit durchgeführt von einer Gilde unternehmender Männer aus den altdeutschen Städten [...]“²⁰⁴ Der sich aus ihnen bildenden Lübecker Rat „verkörperte den aristokratisch-genossenschaftlichen Führungsgedanken“.²⁰⁵ Diese und weitere Passagen hatten sich Begriffen und Denkmustern der nationalsozialistischen Weltansicht soweit ausgeliefert, dass kleinere Retuschen am

198 Das Begriffsfeld der Führerschaft dringt in den 1930er Jahren in seine Arbeiten ein, siehe z.B. Fritz Rörig, *Unternehmerkräfte im flandrisch-hansischen Raum*, in: *HZ* 159, 1939, S. 265-286, hier S. 271: „Führertum der fernhändlerischen Oberschicht“. Zum Zusammenhang siehe Klaus Schreiner, „Wann kommt der Retter Deutschlands?“ Formen und Funktionen von politischem Messianismus in der Weimarer Republik, in: *Saeculum*, 49, 1998, S. 107-160.

199 Fritz Rörig, *Volk, Raum und politische Ordnung in der deutschen Hanse* (Preußische Akademie der Wissenschaften. Vorträge und Schriften 19), Berlin 1944.

200 Ebd., S. 4.

201 Ebd., S. 6.

202 Ebd., S. 7.

203 Ebd., S. 12f.

204 Ebd., S. 8.

205 Ebd., S. 17.

Vokabular nicht genügt hätten, um sie nach der Vernichtung des totalitären Regimes wiederabzudrucken.

5. 1956: Um Wiederaufbau in Sozialpartnerschaft

Der totale Krieg hatte die totale Niederlage gebracht. Rörig erlebte den Untergang in Berlin und blieb bis zu seinem Tod am 29. April 1952 der Stadt und bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1950 der nach den Brüdern Humboldt neu benannten Universität verbunden. Neben Berlin lagen andere von Rörig in seinen Texten beschriebene mittelalterliche Stadtgründungen, wie Lübeck, Braunschweig und München, in Schutt und Asche.²⁰⁶ War ihr Wiederaufbau möglich, und gab es dafür gedankliche Anknüpfungspunkte bei den städtischen Anfängen des Mittelalters?

Diese Frage zu bejahen und in Veröffentlichungen zu gestalten, setzte voraus, dass Rörig sich in der veränderten politischen Situation und trotz seiner Veröffentlichungen im nationalsozialistischen Deutschland zu einem Brückenschlag zwischen mittelalterlicher Vergangenheit und Nachkriegsgegenwart legitimiert fühlte.²⁰⁷ Tatsächlich beschienen ihn fachwissenschaftliche oder moralische Bedenken offenbar anhaltend nicht. Von einem längeren Moment des grüblerischen Innehaltens lässt sich nicht sprechen. Denn schon im Februar 1946 meldete Rörig sich zu Wort. Er schrieb in der Berliner „Täglichen Rundschau“ und warf seine fachwissenschaftliche Autorität in die Waagschale, um Orientierung in der Gegenwart zu geben,²⁰⁸ obwohl manchem Überlebenden seine martialische Hansedeutung des Jahres 1944 noch in Erinnerung gewesen sein dürfte. Auch unter seinen Historiker-Kollegen diskreditierten ihn seine propagandakonformen Einlassungen offensichtlich nicht entscheidend. Auf der ersten Berliner Historiker-Tagung der Nachkriegszeit im Mai 1946 sprach Rörig über „Die Stellung der Wirtschafts-, Sozial- und Verfassungsgeschichte im Rahmen der mittelalterlichen Geschichte“.²⁰⁹ Zur Hanse merkte er aus diesem Anlass an, dass diese Organisation ein Beweis für das „politische Können des deutschen Bürgertums“ sei und damit „trostreich in einer Zeit“ wirke, wo man dergleichen den Deutschen meine absprechen zu müssen.²¹⁰ Das war ein be-

206 Eine Reaktion auf die Zerstörung der Lübecker Innenstadt im März 1942 ist Fritz Rörig, Lübeck, in: HGBll 67/68 (1942/1943), S. 25-50.

207 Vgl. Anne Christine Nagel, Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1970 (Formen der Erinnerung 24), Göttingen 2005; Klaus Schreiner, Wissenschaft von der Geschichte des Mittelalters nach 1945, in: Ernst Schulz (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg: 1945-1965 (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 14), München 1989, S. 87-146.

208 Die Artikelfolge von Februar bis August 1946 ist nachgedruckt als Fritz Rörig, Geschichte und Gegenwart. Eine Aufsatzfolge aus der „Täglichen Rundschau“, Berlin 1946.

209 Anke Huschner, Deutsche Historiker 1946. Aus dem Protokoll der ersten Historiker-Tagung in der deutschen Nachkriegsgeschichte vom 21. bis 23. Mai 1946, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 41, 1993, S. 884-918, hier S. 905-909.

210 Ebd., S. 908.

kanntes Leitmotiv seiner populären Texte, doch enthielt, sofern das erhaltene Protokoll hier exakt ist, Rörigs Referat zuvor nicht gehörte Töne – so Motive von Karl Marx und Jossif Stalin.²¹¹ Die Verwendung dürfte man als eine bemerkenswerte Anpassungsleistung an eine neue politische Stimmungslage werten, weshalb die kolportierte Bezeichnung von Rörig durch seine Berliner Kollegen als „Röhricht“ zumindest nicht unzutreffend erfunden wirkt.²¹²

Auch der Hansische Geschichtsverein suchte nach Wegweisung, und so entwarf Rörig in einem auf der Hansischen Pflingsttagung des Jahres 1947 vorgetragenen und 1950 in den Hansischen Geschichtsblättern publizierten Text „Stand und Aufgaben der hansischen Geschichtsforschung“,²¹³ wobei er beiläufig auch ideologische Verzerrungen der Hanse zu politischen Zwecken benannte, wenn er sie auch weniger bei sich selbst wahrzunehmen suchte.²¹⁴ Das von Rörig damals entwickelte Programm ist von Eckhard Müller-Mertens (1923-2015) als Wegweisung für einen Neuanfang der Hanseforschung unter europäischen Vorzeichen gedeutet worden.²¹⁵ Ebenso deutlich, wenn nicht noch sichtbarer, sind diejenigen Ansätze, die eine Wiederanknüpfung an das innovative Potential wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Mittelalterforschung bedeuteten, die Rörig einst die Aufmerksamkeit von Marc Bloch eingebracht hatte und die von ihm selbst nach 1935 beschädigt worden war. Seine erneute Hinwendung zu solchen Fragen ist an allen seinen Nachkriegspublikationen zu erkennen²¹⁶, und sie haben die Forschungen seines Schülers Ahasver von Brandt²¹⁷ und der Greifswalder Hanseforschung²¹⁸ maßgeblich befruchtet. Daher ist es ein reizvolles Ge-

211 Ebd., S. 908f.

212 Dies nach dem Zeugnis von Eduard Spranger überliefert bei Wolfram Fischer, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Berlin, in: Reimer Hansen/Wolfgang Ribbe (Hg.), Geschichtswissenschaft in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert. Persönlichkeiten und Institutionen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 82), Berlin usw. 1992, S. 489-516, hier S. 513.

213 Fritz Rörig, Stand und Aufgaben der hansischen Geschichtsforschung, in: HGBll 69, 1950, S. 1-13.

214 Siehe z.B. ebd., S. 1: „Weltkatastrophe ohnegleichen, an der unser Volk handelnd und leidend mehr als ein anderes beteiligt war“; ebd.: „Selbstbesinnung auch im Bereich der Wirksamkeit unseres Vereins geboten“; ebd.: „Irrwahn eingedämmt oder auch überwunden [...] als die Hansen Wikinger oder Bauern, nur nicht Bürger niederdeutscher Städte sein sollten“; ebd., S. 11: „Schritt zur Gegenwartsbezogenheit hansischer Geschichte für unsere schuld-, leid- und kummerbedrückte Generation“; ebd.: „Allzu furchtbar hat sich der Mißbrauch, der vom Hitlerregime mit einer großen, einmaligen Leistung des deutschen Mittelalters, der Ostkolonisation, getrieben worden ist, gerächt.“

215 Vgl. Müller-Mertens, wie Anm. 110, S. 23-30.

216 Siehe etwa die Betonung ökonomischer Ansätze in dem posthum veröffentlichten Vortrag Fritz Rörig, Die Stadt in der deutschen Geschichte, in: ZVLGA 33, 1952, S. 13-32, zuletzt nachgedruckt in: ders., Wirtschaftskräfte, wie Anm. 11, S. 656-680.

217 Vgl. Klaus Friedland/Rolf Sprandel (Hg.), Lübeck, Hanse, Nordeuropa. Gedächtnisschrift für Ahasver von Brandt, Köln usw. 1979.

218 Vgl. Müller-Mertens, wie Anm. 110, S. 38-42; ders., Hansische Arbeitsgemeinschaft 1955 bis 1990. Reminiszenzen und Analysen (Hansische Studien 21), Trier 2011.

dankenspiel, sich auszumalen, dass Rörig auf diesem Feld in ungebrochener Arbeitskraft bis in die 1960er Jahre hätte publizieren können. Vermutlich wäre er dann für die niederdeutsche Städtewelt in eine ähnliche Position eingerückt,²¹⁹ die heute Erich Maschke (1900-1982) innerhalb der oberdeutschen Städteforschung als stadtgeschichtlicher Erneuerer einnimmt.²²⁰ Erich Maschke selbst hat von Rörig höchst anerkennend als demjenigen Forscher geschrieben, „der mit seinen sozialgeschichtlichen Analysen Lübecks und der Hanse sowie den von ihm angeregten Schülerarbeiten Jahrzehnte hindurch an der Spitze einer sozial- und wirtschaftsgeschichtlich orientierten deutschen Stadtgeschichtsforschung stand [...]“. ²²¹ Freilich kann man sich hier nicht sicher sein; und genauso wenig, wie zu wissen ist, wohin Rörig die Hanseforschung hätte führen wollen, lässt sich sagen, wie er den Markt von Lübeck in der Welt der 1950er Jahre hätte gestalten wollen. Bis zu seinem Tod hat Rörig nur noch beiläufig über die mittelalterlichen Gründungsstädte geschrieben, obwohl ein thematischer Brückenschlag zum Wiederaufbau der kriegszerstörten Städte nahelag und etwa von Theodor Mayer so hergestellt worden ist.²²²

Doch unternahm es ein anderer Hanseforscher aus Rörigs Generation, eine solche Deutung zu entwickeln.²²³ Sie findet sich in Heinrich Reinckes (1881-

219 Ähnlich etwa Ernst *Pitz*, Lübeckische Geschichte. Eine Summe stadtgeschichtlicher Forschung, in: ZVLGA 69, 1989, S. 309-314, hier S. 309.

220 Die Erweiterung der traditionell rechts- und verfassungsgeschichtlichen Stadtgeschichte um die sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Sicht schreibt Erich Maschke zu Michael *Borgolte*, Sozialgeschichte im Mittelalter. Eine Forschungsbilanz nach der deutschen Einheit (Historische Zeitschrift, Beiheft 22), München 1996, S. 66-75 und 446-450. Vgl. Gerhard *Fouquet*, Erich Maschke und die Folgen. Bemerkungen zu sozialgeschichtlichen Aspekten deutscher Stadtgeschichtsforschung seit 1945, in: ders./Gabriel *Zeilinger* (Hg.), Die Urbanisierung Europas von der Antike bis in die Moderne (Kieler Werkstücke, Reihe E 7), Frankfurt a. M. 2009, S. 15-42. Es sei erwähnt, dass Erich Maschke in seiner Rezension der Arbeit von Ruth Hildebrand festgestellt hat: „F. Rörig führte die Bedeutung Heinrichs als Landesherrn bei den Städtegründungen gegen H. auf das rechte Maß zurück [...]“. Siehe Erich *Maschke*, Rezension von „Ruth Hildebrandt, Der sächsische ‚Staat‘ Heinrichs des Löwen (1937)“, in: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde 33, 1939, S. 256f., hier S. 256.

221 Erich *Maschke*, Deutsche Stadtgeschichtsforschung auf der Grundlage des historischen Materialismus, in: Esslinger Studien 12/13, 1966/1967, S. 124-141, hier S. 129. Auch in dem für die Aufnahme der französischen Mentalitätsgeschichte wegweisenden Aufsatz von *ders.*, Das Berufsbewußtsein des mittelalterlichen Fernkaufmanns, in: Willehad Paul Eckert/Paul Wilpert (Hg.), Beiträge zum Berufsbewußtsein des mittelalterlichen Menschen (Miscellanea Mediaevalia 3), Berlin 1964, S. 306-335, ist in Anm. 1 auf Fritz Rörig Bezug genommen.

222 *Mayer*, Anfänge, wie Anm. 79, S. 271: „In unserer Zeit geht der Wiederaufbau zerstörter Städte mitunter sehr schnell vor sich, neue Stadtviertel entstehen, aber auch heute sind noch nicht alle Städte wiederaufgebaut.“ Vgl. auch Erich *Keyser*, Städtegründungen und Städtebau in Nordwestdeutschland im Mittelalter (Forschung zur deutschen Landeskunde 111), Remagen 1958.

223 Zur Verbindung von Rörig und Heinrich Reincke in den 1930 und 1940er unter anderem bei der Herausgeberschaft der Hansischen Geschichtsblätter siehe Helmut *Stubbe da Luz*, „Die Arbeit in der gewohnten Form fortgesetzt“? Der Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, die Bremer Historische Gesellschaft und der

1960)²²⁴ Aufsatz „Über Städtegründung. Betrachtungen und Phantasien“, der erstmals in den Hansischen Geschichtsblättern des Jahrgangs 1957 gedruckt worden ist.²²⁵ Der Text beruht auf einem Vortrag, den Heinrich Reincke am 22. Mai 1956 auf der Lüneburger Pfingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins gehalten hat und den er mit einer Verbeugung vor dem verstorbenen Rörig und seiner Lübeckthese begann: „Diese These ist jetzt ziemlich genau 40 Jahre alt und wirkte zu ihrer Zeit wie ein kühner Fanfarenstoß, als ein Schlag gegen dirigistische Tendenzen damaliger Geschichtsauffassung.“²²⁶ Offenbar sollte letzteres die rechtsgeschichtliche Stadtgeschichtsforschung bezeichnen und die Auseinandersetzung mit Georg von Below andeuten. Auch auf weitere Etappen der Kontroverse um den Lübecker Markt verwies Heinrich Reincke; indes versäumte er es, die Umdeutungen im Zeichen nationalsozialistischer Denkmuster zu thematisieren, obwohl er für die hansische Dimension des Themas durchaus aus eigenen Publikationen hätte schöpfen können.²²⁷ Über andere Entwicklungen, an denen er als Zeitzeuge beteiligt war, sprach und schrieb Heinrich Reincke hingegen offener: So nahm er das Miterleben neuer Stadtgründungen wie „Watenstedt-Salzgitter oder Wolfsburg oder Norderstedt“ als Ausgangspunkt,²²⁸ um einen eigenen Akzent in der Lübeckdebatte zu setzen. Indem er die komplexen Planungs- und Handlungszusammenhänge benannte, die bei solchen Neugründungen bestehen, meinte er auch unter mittelalterlichen Verhältnissen von vielzähligen Helfern ausgehen zu dürfen, die eine Stadtgründung trugen und ermöglichten. Nicht nur Herzog und Unternehmer seien mithin Stadtgründer, sondern eben auch Siedlungstechniker, Architekten, Erd- und Grabenarbeiter, handarbeitende Hilfskräfte und „Kind und Kegel“ der Zuwanderer: „Welche Köpfe haben das alles erdacht, welche Hände es ausgeführt? Hinter und unter dem Stadtherrn, hinter und unter dem Gründerkonsortium standen weitere Kräfte.“²²⁹ In der Summe hielt Heinrich Reincke fest: „Lübeck ist nicht das Werk Heinrichs des Löwen, nicht das Werk von 24 auf individualistischer Basis zusammengeschlossenen einzelnen Kaufleuten, sondern es ist ein großes ge-

Hansische Geschichtsverein in der NS-Zeit, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 141/142, 2005/2006, S. 189-345.

224 Zu seiner Biografie siehe Joist *Grolle*, Von der Verfügbarkeit des Historikers. Heinrich Reincke in der NS-Zeit, in: ders., Hamburg und seine Historiker (Veröffentlichung des Vereins für Hamburgische Geschichte 43), Hamburg 1997, S. 123-149.

225 Heinrich *Reincke*, Über Städtegründung. Betrachtungen und Phantasien, in: Hansische Geschichtsblätter 75, 1957, S. 4-29, dann nachgedruckt in: Carl Haase (Hg.), Die Stadt des Mittelalters, Bd. 1 (Wege der Forschung 243), Darmstadt 1976, S. 331-363.

226 Ebd., S. 4.

227 Siehe als ein Tiefpunkt Heinrich *Reincke*, Gestalt, Ahnenerbe und Bildnis Heinrichs des Löwen, in: ZVLGA 28, 1936, S. 203-224. Siehe z.B. noch *ders.*, Rezension von „Fritz Rörig, Vom Werden und Wesen der Hanse (1940)“, in: HGBll 65/66, 1940/1941, S. 205-207, hier S. 207: „Der hansische Gedanke aber beweist eben jetzt aufs Neue seine zündende Kraft in den großen europäischen Auseinandersetzungen der Gegenwart.“

228 *Reincke*, Städtegründung, wie Anm. 225, S. 9.

229 Ebd., S. 12f.

meinschaftliches Unternehmen, an dem alle Stände des deutschen Reichs teils freiwillig, teil aus öffentlichrechtlicher Verpflichtung zusammenwirken, vom Herzog bis zum Bauern.“²³⁰

Das war in der Tat eine Neuwendung der Lübecker Gründungsdebatte, die Heinrich Reincke selbst in den 1940er Jahren noch um die Pole des herzoglichen Führertums und des bürgerlichen Unternehmergeistes aufgespannt hatte.²³¹ Und vielleicht ist es für die Gedankenwelt der frühen Bundesrepublik nicht asymptotisch,²³² dass hier die Stadtgründung einer herzoglichen Führerpersonlichkeit in das Modell eines sozialpartnerschaftlichen Gemeinschaftswerks transformiert wird, wobei man gerne wüsste, ob und inwieweit diese Lübecker Wiederaufbaugemeinschaft untergründig mit einer einstmals in die Hanse hineingelesene Volksgemeinschaft verbunden sein könnte.²³³

Der gesamte Gedankengang von Heinrich Reincke war zwar eher locker begründet und zudem anmerkungsfrei dargelegt, doch wirkt er bis heute rhetorisch suggestiv. Ganz offenbar traf diese Sichtweise, die zuvor kontrovers diskutierte Gegensätze harmonisierte, die Zeitstimmung vorzüglich. Stark fördernd für die positive Aufnahme erwies sich zudem, dass mittlerweile der immer variantenreicher gebotenen Lübecker Gründungsgeschichte bei vielen Wissenschaftlern eine spürbare Unlust entgegenschlug.²³⁴ Als ein Beispiel für die zahlreichen zustimmenden Voten sei Carl Haase (1920-1990) zitiert, der mit seinem Wiederabdruck des Beitrags im Sammelband „Die Stadt des Mittelalters“ in der Reihe „Wege der Forschung“ entscheidend dazu beitrug, für seine nachhaltige Bekanntheit der Reincke'schen Phantasien unter mehreren Studentengenerationen zu sorgen.²³⁵ Carl Haase urteilte, dass die Positionen von Rörig und seinen Kritikern erledigt seien, denn die Darstellung von Heinrich Reincke „hat weit darüber

230 Ebd., S. 19.

231 Siehe z.B. Heinrich *Reincke*, Die Hanse, in: Heinrich Hunke (Hg.), Hanse, Downing Street und Deutschlands Lebensraum, Berlin 1940, S. 17-37, hier S. 22: „die gemeinsame Tat treibenden Bürgertums und lenkenden Fürstentums“; *ders.*, Der Zug der Deutschen nach dem Osten, in: Mitteilungen der Nordischen Gesellschaft Hamburg 21, 1943, S. 173-204. S. 184: „Die politische Führung bei der Einleitung der Kolonisation und die Werbung im großen lag bei den überragenden Gewalten, bei dem großen Herzog Heinrich dem Löwen und seinen Grafen [...] Ihr Ruhm und Name zog die Helfer herbei.“

232 Vgl. Axel *Schildt*, Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre (Ordnungssysteme 4), München 1999.

233 Bei *Reincke*, Hanse, wie Anm. 231, S. 20, ist dem Leser aufgezeigt, weshalb in der Hanse Personen außerhalb der Gemeinschaft platziert wurden: „Man hielt auf reines Blut.“

234 Siehe z.B. Paul *Johansen*, Umriss und Aufgaben der hansischen Siedlungsgeschichte und Kartographie, in: HGBll 73, 1955, S. 1-105, wo S. 78 von „der fruchtlosen Debatte über den Markt von Lübeck“ die Rede ist. Siehe beispielsweise noch Hans *Patze*, Stadtgründung und Stadtrecht, in: Peter Classen (Hg.), Recht und Schrift im Mittelalter (Vorträge und Forschungen 23), Sigmaringen 1977, S. 163-196, hier S. 164 Anm. 3, wo gefragt ist, „ob das, was das Thema ‚Gründung von Lübeck‘ an Varianten noch ergeben kann, nicht den Bereich gelehrter Spitzfindigkeit streift“.

235 Siehe in Anm. 225.

hinausgeführt und das Problem jenseits der großen Kontroverse gewissermaßen ‚aufgehoben‘²³⁶. Ganz im Banne des Entwurfes eines ‚Gemeinschaftswerkes Lübeck‘ stand auch die beim Rörig-Schüler Wilhelm Koppe (1908-1986) in Kiel entstandene Dissertation von Burchard Scheper (1928-2014), die 1959 fertiggestellt war, aber erst in einer gekürzten Fassung im Jahre 1975 erschienen ist.²³⁷ Trotz anderer Ansätze etwa bei Ahasver von Brandt²³⁸ darf man deshalb abkürzend sagen, dass vom Jahre 1956 und der Darstellung Heinrich Reinckes ein Entwicklungspfad ausgeht, auf dem die Tiefendimension der Kontroverse um den Lübecker Markt verlorenging und nur unverbundene Einzelelemente in Hanseforschung und Lübecker Stadtgeschichte zurückblieben.

Indes ist mit denselben Jahreszahlen 1956 und 1975 noch ein zweiter Entwicklungspfad ausgewiesen, der auf das weitgehende Verschwinden der Rörig-Thesen in der allgemeinen Mediävistik und Stadtgeschichtsforschung hinführt. Im Jahre 1956 hatte nämlich nicht nur Heinrich Reincke in Kenntnis der ein Jahr zuvor gedruckten Darstellung von Luise von Winterfeld argumentiert,²³⁹ sondern es erschien zusätzlich eine überaus positive Rezension Letzterer. Sie stammte von Theodor Mayer, der bilanzierte, dass ‚Rörigs ‚Hypothese‘ nicht mehr zu halten ist‘,²⁴⁰ wobei als atmosphärische Ursache für diese Abwertung nicht auszuschließen ist, dass, wie Hartmut Boockmann bemerkt hat, ‚sich Rörig [...] zu einem in den Augen vieler seiner im Westen lebenden Kollegen erstaunlichen Kooperationsverhältnis mit der Besatzungsmacht und deren deutschen Satrapen bereit fand.²⁴¹ Wie auch immer diese politischen Motive einzuschätzen sind, inhaltlich führt dieser Weg²⁴² hin zur Dissertation von Bernhard Am Ende, die parallel zur Arbeit von Burchard Scheper im Jahre 1975 gedruckt vorlag.²⁴³ Von dieser Studie meinte der Doktorvater Walter Schlesinger (1908-1984) in einem Gutachten, dass sie der Gründungsunternehmertheorie von Rörig ‚end-

236 Carl Haase, Rezension von ‚Johannes Bärmann, Die Städtegründungen Heinrichs des Löwen (1961)‘, in: ZSRG.GA 80, 1963, S. 427-431, hier S. 428.

237 Vgl. Scheper, Institutionen, wie Anm. 8, bes. S. 100-106, hier S. 100 das Zitat. Vgl. ders., Über Ratsgewalt und Gemeinde in nordwestdeutschen Hansestädten des Mittelalters, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 49, 1977, S. 87-108; ders., Anmerkungen zur Entstehung des Rates mit besonderer Berücksichtigung der nordwestdeutschen Städte, in: Die alte Stadt 7, 1980, S. 237-256.

238 Vgl. Brandt, Stadtgründung, wie Anm. 104.

239 Reincke, Städtegründung, wie Anm. 225, S. 22f.

240 Vgl. Mayer, Anfänge, wie Anm. 79, S. 268.

241 Boockmann, wie Anm. 137, S. 18.

242 Vgl. etwa Karl Kroeschell, Deutsche Rechtsgeschichte I (bis 1250), 8. Auflage Opladen 1980, S. 231: ‚Erst in jüngster Zeit aber vermochte der Widerspruch das Feld zu behaupten; [...]‘.

243 Vgl. Am Ende, wie Anm. 49.

gültig den Garaus“ bereitet habe.²⁴⁴ Trotz vermittelnder Stimmen²⁴⁵ wurde damit ein Zustand befördert, der den Ausgangspunkt dieses Aufsatzes bildete: das weitgehende Verschwinden einer einst intensiv geführten stadthistorischen Kontroverse.²⁴⁶

Damit stehen wir am Ende der Nachgrabung auf den Lübecker Markt. So wie Archäologen bei Wiederöffnung von Grabungsflächen die Materialien und Werkzeuge der einstigen Ausgräber zuweilen wiederentdecken, so waren in diesem Fall ähnliche Spuren anzutreffen. Als 1975 die Rörig-Thesen versickerten, existierten zwei deutsche Staaten; als die Diskussion zwischen Georg von Below und Rörig begann, regierte noch der Kaiser. Dazwischen wurde in der Weimarer Republik und unter der nationalsozialistischen Diktatur am Lübecker Markt gebaut. Diese politischen Umbrüche beeinflussten die in den Debatten als gedankliche Werkzeuge benutzten Begriffe und Denkweisen maßgeblich. Dabei dürfte es nicht ohne Bedeutung für eine Beurteilung der Forscherpersönlichkeit von Rörig sein, dass – auf dasselbe Thema im zeitlichen Längsschnitt geblickt – klar zu erkennen ist, wie stark bei ihm die Begriffsbildung oszillierte.²⁴⁷ Zwar ist es sicherlich so, dass Rörigs Werk nicht mit der Richtigkeit seiner Gründungsunternehmerhypothese steht und fällt, wie es Ernst Pitz zutreffend angemerkt hat,²⁴⁸ und sicherlich wird man einem so facettenreichen Werk und Gelehrtenleben im fachhistorischen Feld nicht mit simplen Schlagworten bekommen können. Doch scheint es mir im Falle seiner Arbeit am Lübecker Markt zu einer zu eilfertigen Ausrichtung der mittelalterlichen Vergangenheit an Wertbegriffen der politischen Gegenwart gekommen zu sein. Pessimistisch gestimmt könnte man also bilanzieren, dass die Lübecker Stadtgeschichte als Teil der Hanseforschung ein durch Vereinnahmung und Instrumentalisierung bedrohter Gegenstand war (und vielleicht noch ist) und dass diese Bedrohung gerade von ihren Erforschern selbst ausging (und vielleicht noch ausgeht).

244 Winfried *Schich*, Walter Schlesinger und die Stadtgeschichtsforschung. Von der Heimatgeschichte und mitteldeutschen Landesgeschichte zur Erforschung der Anfänge des Städtewesens in Mitteleuropa, oder: Von der Burg zur Stadt, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 60, 2010, S. 213-236, hier S. 226.

245 Vgl. etwa Erich *Hoffmann*, Der Aufstieg Lübecks zum bedeutendsten Handelszentrum an der Ostsee in der Zeit von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, in: ZVLGA 66, 1986, S. 9-44, hier S. 14-19; *ders.*, Lübeck im Hoch- und Spätmittelalter. Die große Zeit Lübecks, in: Antjekathrin Graßmann (Hg.), Lübeckische Geschichte, 1. Auflage Lübeck 1988, S. 79-340, sowie als Reaktion auf die Kritik *ders.*, Erwiderung, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 118, 1993, S. 440-442.

246 Vgl. etwa Detlef *Kattinger*, Die Gotländische Genossenschaft. Der frühhan-sisch-gotländische Handel in Nord- und Westeuropa (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte NF 47), Köln usw. 1999, S. 35f. in Anm. 188 und S. 65-77.

247 Siehe zu diesem Charakteristikum bei Rörig die Bemerkungen von *Müller-Mertens*, wie Anm. 110, S. 24. Etwas anders urteilt Ahasver von *Brandt*, Knochenhau-erlaufstände, wie Anm. 108, S. 138.

248 Ernst *Pitz*, Rezension von „Fritz Rörig, Wirtschaftskräfte im Mittelalter (1959)“, in: HGBll 79, 1961, S. 101-104, hier S. 102.

Doch wäre die Zielsetzung dieses Aufsatzes missverstanden, würden die Leser es als sein Ergebnis ansehen, dass die Deutungen der Anfänge Lübecks mehr über den beurteilenden Forscher als über den beurteilten Gegenstand auszusagen vermögen. Denn bei Nachgrabungen sind nicht nur forschungsgeschichtliche Zeugnisse zu bergen, sondern auch Ansätze für neue inhaltliche Deutungen zu gewinnen. Tatsächlich waren unterhalb einer versiegelnden Verfüllung wiederholt Problemformulierungen zu erkennen, die nicht in ihren Antworten, aber in ihren Fragstellungen für heutige stadtgeschichtliche Forschungen als relevant gelten müssen und die damit auch die Lektüre von Rörigs wissenschaftlichen Werk durchaus als gewinnbringend erscheinen lassen.²⁴⁹ Zu solchen Fragekomplexen gehört die auf die Entstehungsumstände der Stadtgeschichtsforschung im 19. Jahrhundert zurückverweisende Debatte um die Bedeutung von korporativen versus liberalen Idealen.²⁵⁰ Weiterhin erscheint der sowohl von Rörig als auch von Luise von Winterfeld unternommene vergleichende und typologisierende Zugriff gegenüber einem die Individualität der Einzelstadt beschreibenden Ansatz als wegweisend.²⁵¹ In Kenntnis der in der Rörig-Debatte aufscheinenden Komplexität von Stadtgründungsvorgängen,²⁵² die sich in rechtliche, institutionelle, ökonomische, soziale und topografische Fundierungen auffächern, wäre innerhalb der Lübeckforschung beispielsweise zu überdenken, wann und in welchen Zusammenhängen es zu einer Gemeindebildung in Lübeck gekommen sein könnte, bevor deren Exekutivorgan nach italienischem Vorbild im Jahre 1201 als „consules“ erscheint, und was dafür das Forum und die fordernde politische Situation gewesen sein könnten.²⁵³ Ebenso sowohl die Lübecker als auch die allgemeine Stadtgeschichte befördern dürfte eine Ausrichtung auf die Frage des finanziellen Fundaments der Expansion der neuen Siedlung an der Trave, was etwa Rolf Hammel-Kiesow zutreffend angemerkt

249 Vgl. etwa Stephan *Selzer*, Zweifache Wachstumschancen: Hansische Ökonomie im 16. Jahrhundert und ihre Erforschung, in: ders./Rolf Hammel-Kiesow (Hg.), *Hansischer Handel im Strukturwandel vom 15. zum 16. Jahrhundert* (Hansische Studien 25), Trier (in Vorbereitung).

250 Vgl. Anthony *Black*, *Guilds and Civil Society in European Political Thought from the Twelfth Century to the Present*, London 1984; Reinhart *Koselleck*/Klaus *Schreiner* (Hg.), *Bürgerschaft. Rezeption und Innovation der Begrifflichkeit vom Hohen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert* (Sprache und Geschichte 22), Stuttgart 1994.

251 Diesen Ansatz für die Markt-Debatte weiterführend etwa Klaus *Friedland*, *Kaufmannsmetropolen nach Rigas Vorbild. Stadtgründungspläne genossenschaftlichen Rechts*, in: Ilgvars Misans/Horst Wernicke (Hg.), *Riga und der Ostseeraum. Von der Gründung 1201 bis in die Frühe Neuzeit* (Tagungen Ostmitteleuropa-Forschung 22), Marburg 2005, S. 87-94.

252 Vgl. Bruno *Fritzsche*/Hans-Jörg *Gilomen*/Martina *Stercken* (Hg.), *Stadtplanung-Planstädte*, Zürich 2006; Karsten *Igel* (Hg.), *Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter*. Archäologisch-historischer Workshop Esslingen am Neckar, 29. und 30. Juni 2011 (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96), Stuttgart 2013.

253 Vgl. Klaus *Schreiner*/Ulrich *Meier* (Hg.), *Stadtregiment und Bürgerfreiheit. Handlungsspielräume in deutschen und italienischen Städten des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte 7), Göttingen 1994.

hat: „Die Anlage neuer städtischer Siedlungen kostete große Summen Geldes. [...] Rörig hatte dieses Problem erkannt, auch wenn sein Gründungskonsortium die falsche Lösung war; seine Beweisführung jedenfalls ist nicht haltbar.“²⁵⁴ Tatsächlich wird man es Rörig als ein Verdienst zubilligen können, eine mittelalterliche Stadtgründung nicht zur wirtschaftsfreien Zone gemacht zu haben, was mit neueren Forschungsansätzen korrespondiert.²⁵⁵ Denn eines lehrt diese Nachgrabung vor allem: In diesen und in anderen stadthistorischen Debatten sollten die Lübecker Entwicklungen stets einen Platz finden, weil sie nicht nur für Spaziergänger auf dem Lübecker Markt einen hohen stadthistorischen Erkenntniswert besitzen.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Stephan Selzer
Helmut-Schmidt Universität
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften
Mittelalterliche Geschichte
Postfach 700822
22008 Hamburg
E-Mail: sselzer@hsu-hh.de

254 Rolf *Hammel-Kiesow*, *Die Hanse*, München 2000, S. 42f. Vgl. *ders.*, *Aspekte*, wie Anm. 162, S. 73; *ders.*, *Property Patterns, Buildings and the Social Structure of Urban Society. Some Reflections on Ghent, Lübeck and Novgorod*, in: Finn-Einar Eliassen/Geir Atle Ersland (Hg.), *Power, Profit and Urban Land. Landownership in Medieval and Early Modern Northern European Towns*, Aldershot 1996, S. 39-60.

255 Siehe zukünftig *Stephan Selzer* (Hg.), *Die Konsumentenstadt – Konsumenten in der Stadt des Mittelalters* (Städteforschung), Köln (in Vorbereitung).

„Dieser vorzüglich schöne Codex...“
Die Wiederentdeckung des Bardewikschen Codexes von 1294

Natalija Ganina

Der Bardewiksche Codex (Jurjewetz, ‚Museen der Stadt Jurjewetz‘, JuKM-2010, früher Lübeck, Archiv der Hansestadt Lübeck, Hs. 734) ist eine erstrangige Handschrift des ‚Lübischen Rechts‘, die im Jahre 1294 im Auftrag des Lübecker Kanzlers Albrecht von Bardewik als Normcodex für den offiziellen Gebrauch angefertigt wurde. Johann Friedrich Hach sprach von dieser Handschrift wegen ihrer prachtvollen Buchmalerei und Ausstattung als von diesem „vorzüglich schönen Codex“.¹ Seit 1945 galt die Handschrift als verschollen und blieb nur nach der Erstedition Hachs und nach einigen schwarz-weißen Abbildungen in anderen Publikationen bekannt. Der Bardewiksche Codex wurde von der Kunsthistorikerin Inna Mokretsova und mir in der Wolgaer Kleinstadt Jurjewetz in den Beständen der ‚Museen der Stadt Jurjewetz‘ wiederaufgefunden und identifiziert.² Der Fund ist als eine ‚Frucht der Feldforschung‘ zu bezeichnen, weil bisher weder Spuren des Codexes in Russland nachweisbar, noch Indizien dafür vorhanden waren, dass im Jurjewetzer Museum eine so wertvolle Handschrift aufbewahrt wurde. Seit Jahren kannten wir nur einen mündlichen Bericht der aus Jurjewetz gebürtigen Kunsthistorikerin Natalja Mersljutina (Mitarbeiterin der Filevskij-Filiale des Andrej-Rubjow-Museums für altrussische Kultur und Kunst zu Moskau) über eine in Jurjewetz befindliche deutsche Handschrift, die vermutlich auf das 17. Jahrhundert datiert werden könnte.

Die unbekannte Handschrift wurde in einer Papiermappe aufbewahrt. Als sie ans Licht kam, entdeckten wir einen aufwendig ausgestatteten Pergamentcodex mit vielen Blättern, großzügigen Rändern und zierlichen vergoldeten Initialen. Aufgrund der Schrift, und zwar einer Textura, ließ sich die Handschrift ins 13.-14. Jahrhundert datieren. Die vorne und hinten beigehefteten Pergamentblätter und Fragmente sahen wie Urkundenabschriften aus. Der vor der ersten Urkundenabschrift auf Bl. 1* eingetragene Vermerk in frühneuzeitlicher Schrift „Von den äckern und landereien der Statt lübek“ und die Erwähnungen Lübecks in den Urkundenabschriften wiesen auf die Provenienz des Codexes hin. Wichtig war auch ein Bleistiftvermerk aus dem 19. oder 20. Jahrhundert auf einem der hinten befindlichen Fragmente mit einer Urkundenabschrift: UL.III.№281, der als Verweis auf das „Urkundenbuch der Stadt Lübeck“ zu entziffern war.³ Dies bezeugte, dass der Codex noch in dem genannten Zeitraum in Deutschland aufbewahrt wurde und der Forschung bekannt war.

1 Johann Friedrich *Hach*, *Das alte lübische Recht*, Lübeck 1839 (Neudruck Aalen 1969), S. 56.

2 Natalija *Ganina*/Inna *Mokretsova*, Verschollener ‚Bardewikscher Codex‘ aufgefunden, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 145 (2016), S. 49-69.

3 *Urkundenbuch der Stadt Lübeck* Bd. 3, Lübeck, 1871, Nr. 281, S. 294, mit dem Hinweis: „Nach einer Aufzeichnung des 14. Jahrhunderts, welche auf ein in den Rechtskodex des Albrecht von Bardewik [...] hinten eingeheftetes Pergamentblättchen geschrieben ist“.



Abb. 1: Bardewiksch Codex (Jurjewetz, ‚Museen der Stadt Jurjewetz‘, JuKM-2010). Bl. 1r.

Der materielle Befund stimmte überein sowohl mit den Archivbeschreibungen des Codexes von Paul Hagen und Peter Karstedt aus den Jahren 1906 und 1936, als auch mit ausführlichen Beobachtungen Hachs aus dem 19. Jahrhundert.⁴ Bei Hach wird das Format des Codexes als „Großquart oder Kleinfolio“ bezeichnet.⁵ Die Blattgröße misst 315 x 230 mm, der Schriftspiegel 200 x 145 mm, mit Rücksicht auf Verzierungen gelegentlich auch bis 200 x 166 mm.⁶ Die Handschrift besteht aus 99 Bll., und zwar 3* Bll. Urkundenabschriften (vom August 1343 und vom 1. Mai 1335)⁷ + 96 Bll. ‚Lübisches Stadtrecht‘ mit Nachträgen + 2 Pergamentfragmenten (Urkundenabschrift nach dem 18. Mai 1357 und Aufzeichnungen über die Lübecker Ereignisse aus dem Jahre 1320).⁸ Der Text des ‚Lübischen Stadtrechts‘ ist mit zwei Registern versehen (das erste, sog. neue Register aus den 1540er Jahren und das zweite sog. alte Register aus der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert).⁹ Auf Bl. 96vb befindet sich der Kolophon, der über die Erstellung des Codexes im Auftrag Albrecht von Bardewiks berichtet:

„Indheme namen der hileghen dreuoldigkeit. van ghodes bort ouer dusent. vnde twe hondert. vnde vere vnde neghentich iaar leet dhit buch scriuen har Albrecht. van bardewich to dher stades behuf. Bi desen tiden was Borghere mester der stades to lubeke her. hinrich steneke. vnde her bernart van kusuelde. In desen¹⁰ siluen tiden waren kemerere der stades to lubeke her iohan der olde her brun van warendorp.”

Der Codex ist in kalligraphischer Textura in schwarzer Tinte geschrieben und stammt zum größten Teil von einem einzigen Schreiber. Die Artikelüberschriften, der Kolophon und beide Register sind in roter Tinte ausgeführt. Die Blätter sind mit Bleistift und feiner dunkler Tinte liniert, der Text ist zweispaltig eingerichtet und hat je 22 Zeilen. Am oberen Rand im Zentrum wird die Paginierung mit kleinen gotischen Initialen in Rot von A bis T durchgeführt. Jeweils am linken und rechten Rande sind die Artikelnummern mit römischen Zahlen von I bis CCLVI in dicker schwarzer Tinte angegeben.¹¹ Die Schrift des Codexes im Hauptteil sieht festlich und elegant aus. Es gibt nur wenige Kürzungen, was

4 Hach, wie Anm. 1, S. 56-58; vgl. Ganina/Mokretsova, wie Anm. 2, S. 50-53.

5 Hach, wie Anm. 1, S. 59.

6 In der Archivbeschreibung von Hagen ist die Höhe als ‚32 cm‘ angegeben, was sich wohl auf den Buchblock mit dem Einband bezieht.

7 Auf Bl. 3*v ist ein Papierzettel aus dem Jahre 1376 grob angenäht, der ein Verzeichnis verschiedener Zünfte der Lübecker Handwerker enthält.

8 Zum Inhalt siehe Ganina/Mokretsova, wie Anm. 2, S. 57-60 (mit den Initien und Verweisen auf die Texteditionen).

9 Zu den Registern siehe Hach, wie Anm. 1, S. 58, 60; Ganina/Mokretsova, wie Anm. 2, S. 56, 58, 60.

10 Bl. 96vb, Z. 18 bei Hach, Anm. 1, S. 246: *dessen*, Hs.: *desen*.

11 Siehe dazu Hach, wie Anm. 1, S. 60; Natalija Ganina, Bardewikscher Codex: Problemstellungen und Perspektiven der Forschung, in: Индоевропейское языкознание и классическая филология – XX. Материалы чтений, посвященных памяти профессора Иосифа Моисеевича Тронского. 22-24 июня 2009 г. [Indoeuropäische Sprachwissenschaft und klassische Philologie – XX. Arbeitsmaterialien gewid-

nach Karin Schneider absichtlich zur besseren Lesbarkeit ausgeführt wurde.¹² Diese Besonderheiten sind für eine große Gruppe niederdeutscher Rechtsbücher aus dem Ost- und Nordseeraum seit den 1270/1280er Jahren typisch, die in Lübeck durch aufwendige großformatige Exemplare des ‚Lübischen Rechts‘ vertreten wurde.¹³ Im 14. Jahrhundert wurde der Codex redigiert und fortgesetzt, woran vor allem der Lübecker Domvikar Helmich Timmo umfangreich beteiligt war.¹⁴

Der Codex enthält 237 Ornamentalinitialen mit einer Menge Vertikalverzierungen in Gold und Farbe aus dem späten 13. Jahrhundert, sieben historisierte Initialen, die auf die Wende des 13./14. Jahrhunderts datiert werden können und 15 einfache Initialen aus dem 14. Jahrhundert in Rot und Blau (davon zwei mit Fleuronné). Der Codex befindet sich in gutem Erhaltungszustand und weist keine inhaltlichen Lücken auf. Nur sein ursprünglicher mit dunkelbraunem Leder bezogener Holzeinband ging verloren,¹⁵ was einen wichtigen Anstoß zur Restaurierung der Handschrift gibt.¹⁶

Der Bardewiksche Codex ist im Rahmen der Kodifizierung der Lübecker Rechtstexte am Ende des 13. Jahrhunderts entstanden, die mit der Tätigkeit Albrecht von Bardewiks als Kanzler und Leiter der Ratsschreiberei verbunden ist.¹⁷ Dazu gehört auch der Copiar Albrecht von Bardewiks (Lübeck, Archiv der Hansestadt Lübeck, Hs. 753), der neben dem lateinisch-deutschen ‚Copiarus‘ und einzelnen deutschen Privilegien auch die ‚Chronik‘ (i. J. 1298) und das ‚Lübische Schiffsrecht‘ (i. J. 1299) enthält.¹⁸ Im ‚Urkundenbuch der Stadt Lübeck‘ wird Albrecht von Bardewik in der auf den 8. März 1299 datierten Aufzeich-

mit dem Gedenken an Professor Iossif M. Tronskij. 20.-22. Juni 2016], hg. von Nikolai Kazansky, St. Petersburg 2016, S. 142-151, hier S. 144.

12 Karin *Schneider*, *Gotische Schriften in deutscher Sprache. I. Vom späten 12. Jahrhundert bis um 1300*, Textband, Wiesbaden 1987, S. 266f.

13 Jürgen *Wolf*, *Buch und Text. Literatur- und kulturhistorische Untersuchungen zur volkssprachigen Schriftlichkeit im 12. und 13. Jahrhundert* (Hermaea. Neue Folge 115), Tübingen, 2008, S. 139.

14 Zu den Schreiberhänden im Kontext der Lübecker Rechtscodizes aus dem 13./14. Jahrhundert siehe *Ganina*, wie Anm. 11.

15 Vgl. die Beschreibung bei Hach, wie Anm. 1, S. 57; *Ganina/Mokretsova*, wie Anm. 2, S. 51.

16 Es wurde von uns eine Mappe aus säurefreiem Karton den ‚Museen der Stadt Jurjewetz‘ übergeben.

17 Gundolf *Keil*, Albrecht von Bardewik, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 2., völlig neu bearb. Aufl., hg. von Kurt Ruh [u.a.], ab Bd. 9, 1995, hg. von Burghart Wachinger [u.a.], 11 Bde., Berlin/New York 1978-2004, hier Bd. 1 (1978), Sp. 174f.

18 Gustav *Korlén*, *Die mittelniederdeutschen Texte des 13. Jahrhunderts. Beiträge zur Quellenkunde und Grammatik des Frühmittelniederdeutschen* (Lunder Germanistische Forschungen 19), Lund/Kopenhagen 1945, S. 160-165; Johannes Bernhard *Menke*, *Geschichtsschreibung und Politik in deutschen Städten des Mittelalters. Die Entstehung deutscher Geschichtssprosa in Köln, Braunschweig, Lübeck, Mainz und Magdeburg* (1. Teil), in: *Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins* 33 (1958), S. 1-84, 34/35 (1959/60) 85-194, hier S. 116-119; Antjekathrin *Graßmann*, *Lübecker Archivali-*

nung der Lübecker Schiffs- und Seerechte erwähnt, die wegen der Fahrt nach Flandern niedergeschrieben wurde.¹⁹

Albrecht von Bardewik stammte aus einer Familie, die in den Quellen im Zusammenhang mit dem Lübecker Rat bereits im Jahre 1188 erwähnt wurde. Der Name Bardewik (Bardowiek) weist auf einen der ältesten Orte Niedersachsens, und zwar Bardowick in Lüneburg. Heinrich Reincke unterstreicht die führende Rolle der Auswanderer aus dem westfälischen Soest im Lübeck des 12. Jahrhunderts und bemerkt, dass neben den Soestern allein noch die Namen Bardowiek und Artlenberg in der Überlieferung hervortreten. Dementsprechend gehören die letzteren zum Kern der Lübecker Bürger, wobei Reincke auch ihre mögliche Verwandtschaft mit den Westfalen in Betracht zieht.²⁰ Albrecht von Bardewik war ein wohlhabender ‚Gewandschneider‘.²¹ Die Gewandschneider (Wandschneider) waren Tuchhändler in deutschen mittelalterlichen Städten, die auswärtige Tücher im Ausschnitt verkauften. Ursprünglich nahmen die Gewandschneider eine Zwischenstellung zwischen den Kaufleuten und den Handwerkern ein, denn ihrem Geschäft nach waren sie Händler, während ihr Umgang mit den Tüchern sie meist rechtlich den Handwerkerverbänden zuordnete.²² Mercedes Stöven weist darauf hin, dass die Gewandschneider sich in den meisten nord- und mitteldeutschen Städten sehr früh als besonderer Stand von den ‚mercatores‘ abgespalten haben.²³ In früheren Zeiten brachten Gewandschneider fremde Tücher aus den Niederlanden, aus Flandern und der Toskana heim, später auch aus Süddeutschland und England. Aus diesem Grunde spielten die Gewandschneider im Norden Deutschlands eine wesentlich größere Rolle als im Süden. Der abschnittweise Verkauf der Tücher war sehr lohnend, umso mehr als die Gewandschneider ihre Preise selbst festsetzten. Die Gewandschneider in den norddeutschen Städten gewannen an Wohlstand und Einfluss und näherten sich dem Patriziat an. In Lübeck, Hamburg und Dortmund sind Gewandschneider als Ratsmitglieder bezeugt: „ihre Stimme sprach oft maßgebend im Rat der Stadt“.²⁴

en aus Armenien zurück, in: Der Archivar. Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen 51 (1998), Sp. 687.

19 Urkundenbuch der Stadt Lübeck Bd. 2, Lübeck 1858, Nr. CV, S. 83-89, hier S. 89.

20 Heinrich *Reincke*, Kölner, Soester, Lübecker und Hamburger Recht in ihren gegenseitigen Beziehungen, in: Hansische Geschichtsblätter, Bd. 69 (1950), S. 14-45, hier S. 34.

21 *Keil*, wie Anm. 17; bei Jean-Philippe *Haschold*, Albrecht of Bardewik, in: Encyclopedia of Medieval Chronicle, Berlin 2010, Bd. 1, S. 27f. irrtümlich als „tailor“ gedeutet.

22 Mercedes *Stöven*, Gewandschnitt in den deutschen Städten des Mittelalters, Berlin/Leipzig 1915, S. 32-35.

23 Ebd., S. 34.

24 Ebd., S. 35.

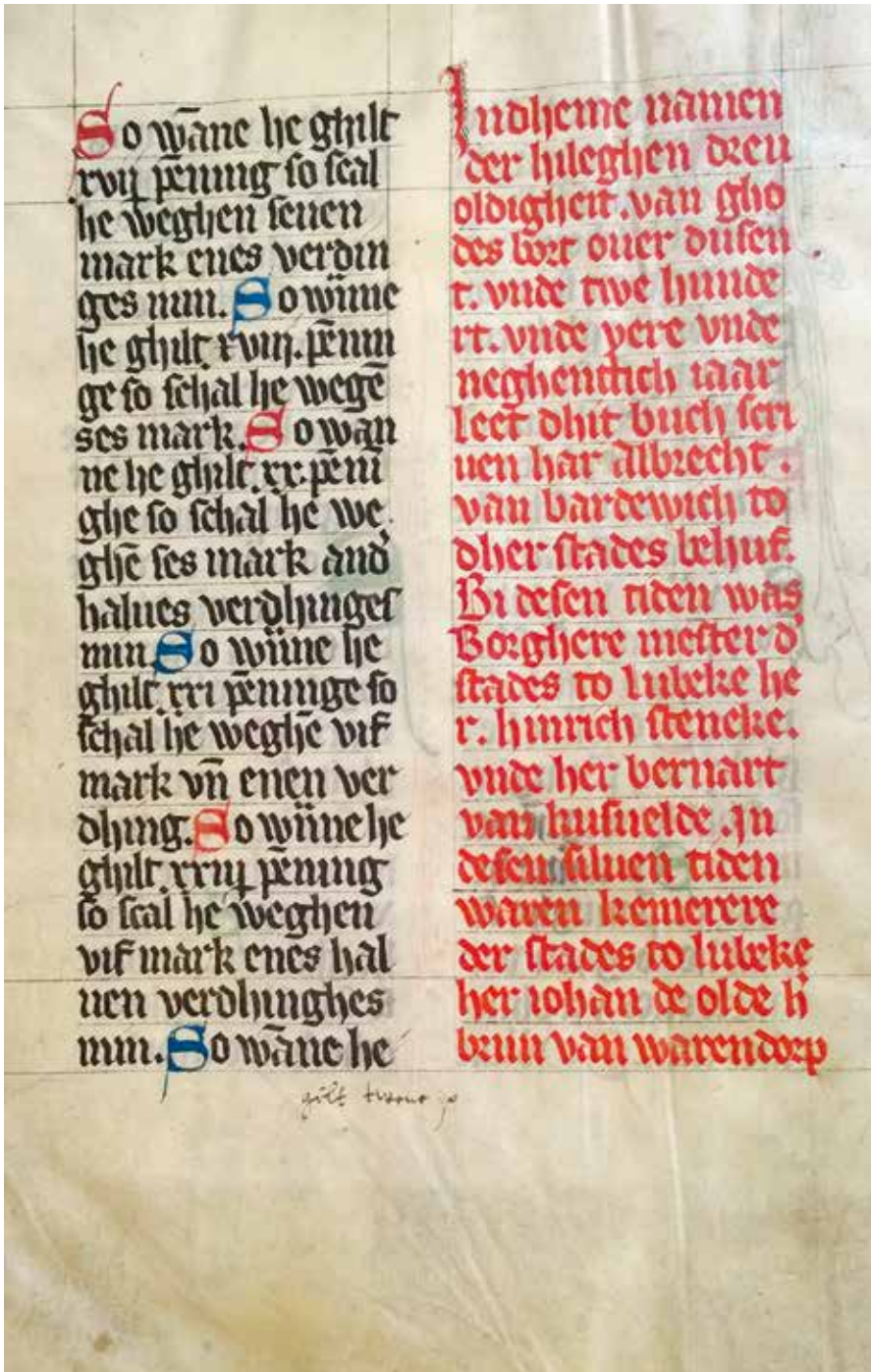


Abb. 2: Bardewikscher Codex. Bl. 96v. Kolophon Albrechts von Bardewik.



Abb. 3: Bardewikscher Codex. Bl. 16r

Albrecht von Bardewik gehörte dem Lübecker Rat von 1291 an, im Jahre 1308 wurde er zum Bürgermeister gewählt und starb vor Dezember 1310.²⁵ Der Bardewiksche Codex wurde in seinem Auftrag als eine repräsentative Handschrift zum offiziellen Gebrauch im Lübecker Rat angefertigt. Die Wahl des Formats der Handschrift wurde im ausgehenden 13. Jahrhundert durch pragmatische Aspekte bedingt, von denen die ästhetische Seite abhing. Hier trifft noch die ohne Autopsie der Handschrift gemachte Äußerung von Jürgen Wolf

25 Keil, wie Anm. 17.

völlig zu, dass in großformatigen Codizes Buchblock, Blattgröße, Ausstattung und Schriftniveau nach repräsentativen Kriterien gestaltet werden.²⁶ Die Prachthandschrift wurde begonnen, als Albrecht noch als Lübecker Kanzler tätig war, sie lag in der Kanzlei, als Albrecht zum Bürgermeister erwählt wurde, weiterhin wurde sie noch etwa 40 Jahre nach seinem Tode fortgeführt und redigiert und diente schließlich als Vorlage einer Reihe weiterer Codizes.²⁷

Die Untersuchungen zeigen, dass von demselben Schreiber auch der Kopenhagener Codex des ‚Lübischen Rechts‘ (Danske Kongelige Bibliotek, Cod. Thott. 1003, 4^o) sowie einige Artikel im Kieler Codex (‚Lübecker Kanzleicodex/Lübecker Ratshandschrift‘; Kiel, Stadtarchiv, 79413, früher ohne Signatur, um 1282) stammen, während die letztgenannten Handschriften wesentlich einfacher ausgestattet sind.²⁸ Dies lässt die Bedeutung der repräsentativen Faktoren bei der aufwendigen Ausstattung dieses Normcodexes des ‚Lübischen Rechts‘ erahnen. Eine große Rolle haben dabei auch finanzielle Möglichkeiten und die Engagiertheit des Auftraggebers Albrecht von Bardewik gespielt.

Der Bardewiksche Codex hatte die ‚Lübecker Ratshandschrift‘ (Kiel, Stadtarchiv, 79413, früher ohne Signatur) oder die mit ihr fast identische, nicht erhaltene Lübecker Handschrift (*L2 nach Gustav Korlén) zur Vorlage.²⁹ Der Text des ‚Lübischen Stadtrechts‘ im Bardewikschen Codex stellt eine systematisierte Fassung mit geringen Erweiterungen dar (250 Artikel in der ‚Lübecker Ratshandschrift‘, 256 Artikel im Bardewikschen Codex). Als Hauptaufgaben bei der Erstellung der Bardewikschen Fassung erweisen sich die Systematisierung der Artikel³⁰ und die prachtvolle Ausstattung der Handschrift. Unsere Untersuchungen lassen darauf schließen, dass der Text erst nach der Abgrenzung und der Ausmalung der Initialen niedergeschrieben wurde.³¹ Diese Vorgehensweise bezeugt, dass die repräsentative Ästhetik bei der Erstellung des neuen Codexes im Jahre 1294 eine nicht unwichtige Rolle spielte.

Die Pracht des Codexes wird völlig zu Recht hervorgehoben. Dabei sei jedoch bemerkt, dass die Buchmalerei im Hauptteil des Codexes (vor den Artikeln 1-221), d.h. sein künstlerisches Programm zu Zeiten Albrecht von Bardewiks festlich und zurückhaltend ist. Die in Blau, Rosa und Gold ausgeführten romanischen Initialen (sporadisch tauchen auch Rot und Grün auf)³² und Rankenaus-

26 Wolf, wie Anm. 13, S. 134.

27 Vgl. das Stemma bei Gustav Korlén, Norddeutsche Stadtrechte, Bd. II: Das mittelniederdeutsche Stadtrecht von Lübeck nach seinen ältesten Formen (Lunder Germanistische Forschungen 23), Lund/Kopenhagen 1951, S. 42.

28 Korlén, wie Anm. 27, S. 17; Ganina/Mokretsova, wie Anm. 2, S. 55f.; Ganina, wie Anm. 11, S. 143.

29 Korlén, wie Anm. 18, S. 136-138; weitere Besprechung bei Ganina, wie Anm. 11, S. 145.

30 Hach, wie Anm. 1, S. 62; Korlén, wie Anm. 18, S. 137.

31 Ganina/Mokretsova, wie Anm. 2, S. 55.

32 An der Illustration des Codexes waren wenigstens drei Miniaturen beteiligt; vgl. Miniaturen aus Handschriften des Staatsarchivs in Lübeck, hg. von Paul Hasse, Lübeck 1897, Geleittext zu den Tafeln A-D; Ganina/Mokretsova, wie Anm. 2, S. 61f.

läufer in verschiedenen Farben sind ‚bildlos‘, wobei der Goldgrund ausgesprochen festlich wirkt. Diese Ausstattung verleiht einen Eindruck erhabener Macht und höherer Realität. Häufig kommen die Endungen der Rankenausläufer in Form von Kreuzen vor. Erst im Schlussteil (Art. 222-241, Bl. 53r-57v) erscheinen „leichtere und gefälligere“³³ gotische historisierte Initialen (weißer Hund, bärtiger Mann im Profil, junger Mann in roter Kapuze u.a.), die allerdings für die Kunst des 14. Jahrhunderts typisch sind, während der Stil der romanischen Initialen ein Hauptspezifikum der Buchmalerei des Codex bildet und weiterer Untersuchung bedarf.

Unter den Nachträgen des Codexes sind die Ratswahlordnung (Ratseinsetzung; Bl. 94vb-95rb) und der Ratseid (Bl. 95rb) von herausragender Bedeutung. Der auf einer Urkunde Heinrichs des Löwen gegründete Text der Ratswahlordnung ist sowohl im Bardewikschen Codex als auch in der ‚Lübecker Ratshandschrift‘ (Kiel, Stadtarchiv, 79413, früher ohne Signatur) und in den Zwillingsexemplaren des Tidemann-Güstrowschen Codexes vorhanden (Kopenhagen, Danske Kongelige Bibliotek, Cod. Ledreborg 13, 2^o und Lübeck, Archiv der Hansestadt Lübeck, Hs. 735, verschollen; i. J. 1348, Schreiber Helmich Timmo), während der Text des Ratseides nur im Bardewikschen Codex überliefert ist:

“Dit is de eed den de nyen Radman zweren schollen

Dat wy des rikes ere vorden vnde vordsetten na vzer moghelicheit vnde vzes stades nut na alle vzer macht vnde rechte richten den armen alze dem³⁴ riken. den riken alze den armen. vnde laten des nicht dor leef noch dor leed. noch dor mede noch dor ghauē. vnde helen dat wi van rechte helen schollen dat vns ghod so helpe vnde de hilghen.”

Die Abschrift des Ratseides ist auch deshalb wichtig, weil sie die verbale Seite der Eidablegung in den Kontext symbolischer Handlungen versetzt. Mit den Heiligen sind hier die Apostel gemeint, weil die Symbolik der Lübecker Ratswahl mit den Vorstellungen über die zwölf Apostel verbunden war. Nach Dietrich W. Poeck war die Idealzahl der Ratsmitglieder eine Zwölferzahl (die 24, obwohl sie mal nicht erreicht, mal überschritten werden konnte), die Ratswahl fand am 22. Februar, am Tag Petri Stuhlfeier statt, der Eid wurde auf die Eideskapelle (*kerkeken*, ein kleiner silbervergoldeter Schrein in Form einer Kirche) mit den Figuren von Christus, Maria und der zwölf Apostel abgelegt, auf die die neugewählten Ratsherren ihre Finger legten.³⁵ Die Abschrift des Ratseides wurde zusammen mit der Ratswahlordnung etwas später, am ehesten im frühen 14. Jahrhundert niedergeschrieben.³⁶

33 *Hasse*, wie Anm. 32.

34 Über der Zeile.

35 Dietrich W. Poeck, *Rituale der Ratswahl. Zeichen und Zeremoniell der Ratseinsetzung in Europa*, Köln 2003 (Städteforschung A/60), S. 177-180.

36 Siehe dazu Axel Christen *Højberg Christensen*, *Studier over Lybæks Kancellisprog fra c. 1300 – 1470*, Kopenhagen 1918, S.48; *Korlén*, wie Anm. 18, S. 159f.; *Ganina*, wie Anm. 11, S. 145.

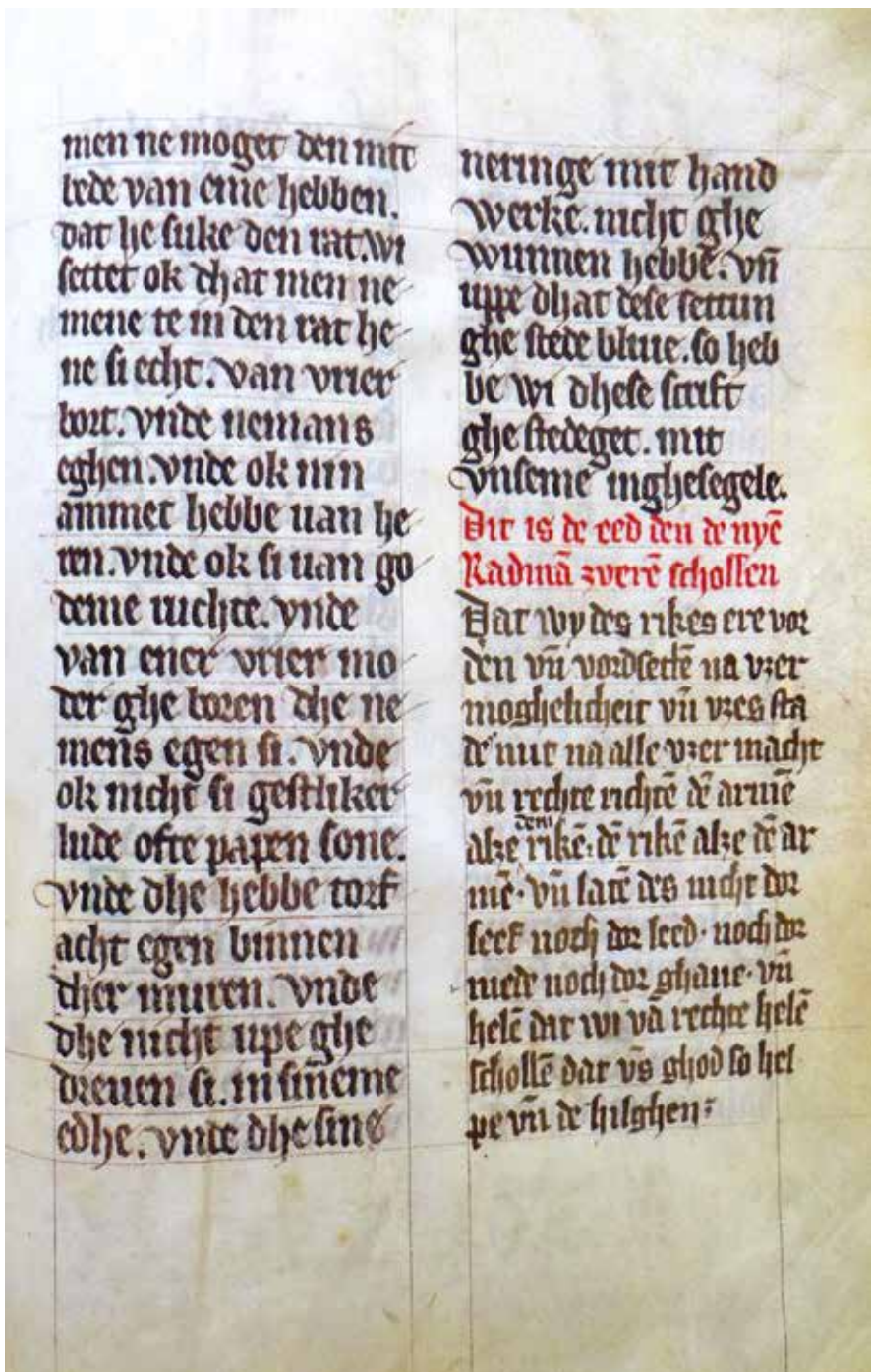


Abb. 4: Bardewiksch Codex. Bl. 95r. Lübecker Ratseid.

Der Stil der Buchmalerei des Bardewikschen Codexes ist grundsätzlich als westfälisch mit Spuren eines nordfranzösischen Einflusses in den Initialen zu bezeichnen.³⁷ Lübeck hatte damals feste Verbindungen mit dem westfälischen Soest, und die Wiederentdeckung des Codex lässt diese Regionalbeziehungen auf dem Gebiet der Buchmalerei neu hervortreten.³⁸ Einerseits ragt der Bardewiksche Codex dank seiner künstlerischen Ausstattung aus der Vielzahl der deutschen und anderen abendländischen Rechtshandschriften des 13. Jahrhunderts weit heraus. Andererseits stellt er ein vorbildliches Denkmal der deutschen Buchkultur des späten 13. Jahrhunderts dar, in der die aufwendige Ausstattung der Handschrift den hohen Status des Textes anschaulich hervorheben sollte.³⁹

Die Wiederauffindung des verschollenen Bardewikschen Codexes ist sowohl für die deutsche Rechts- und Sprachgeschichte als auch für die Geschichte der Stadt Lübeck von Bedeutung. Die wichtigsten Forschungsdesiderate sind eine Faksimile-Edition der Handschrift und eine vollständige kritische Textedition. Die wegen des fehlenden Einbands notwendige Restaurierung des Codexes ist von Inna Mokretsova im Moskauer Staatlichen Forschungsinstitut für Restaurierung geplant. Die Faksimile-Edition und die mit Untersuchungen begleitete Textedition werden von einem internationalen Forschungskreis von Philologen, Historikern und Kunsthistorikern vorbereitet.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. habil. Natalija Ganina
119991 Russland, Moskau
Leninskie gory, GSP-1
Moskauer Staatliche Lomonossov-Universität
Philologische Fakultät
Lehrstuhl für germanische und keltische Philologie, 1022
E-Mail: ganina@philol.msu.ru

37 *Ganina/Mokretsova*, wie Anm. 2, S. 61-64, frdl. Auskunft von Jeffrey Hamburger (Harvard).

38 Vgl. die Erwägungen zum ‚Codex Henrici‘ bei Markus *Müller*, Untersuchungen zum Bildschmuck des ‚Codex Henrici‘, in: Der ‚Codex Henrici‘. Lateinische Bibelhandschrift. Westfalen, 1. Viertel des 14. Jahrhunderts, hg. von Bertram *Haller*, Berlin, Kulturstiftung der Länder 1998 (Kulturstiftung der Länder. Patrimonia 144), S. 44-90, hier S. 82; weiterhin Alfred *Stange*, Deutsche Buchmalerei der Gotik. Die Zeit von 1250 bis 1350. Berlin, 1934, Bd. 1, S. 91.

39 *Wolf*, wie Anm. 13, S. 104-106.

Das Triumphkreuz der Lübecker Burgkirche.

Auf den Spuren einer verlorenen Chorausstattung

Jan Friedrich Richter

In den ersten beiden Bänden der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde veröffentlichte Carl Wilhelm Pauli, Oberappellationsgerichtsrat in Lübeck, Auszüge aus dem „Tagebuche des Lübeckischen Bürgermeisters Henrich Brokes“.¹ Der studierte Rechtswissenschaftler Brokes, Sohn des Lübecker Bürgermeisters Johann Brokes, wurde als Mitglied der Kaufleutekompanie 1601 in den Rat der Stadt gewählt und 1609 zum Bürgermeister ernannt. Als Gesandter unternahm er zahlreiche Reisen zu den europäischen Fürstenhöfen, um dort die Interessen der Hanse zu vertreten. 1608 kam er nach Prag an den Hof Rudolfs II., um im Streitfall der kaiserlichen Acht über die Hansestadt Braunschweig zu intervenieren. Am 4. Januar hatte Brokes eine Unterredung mit dem kaiserlichen Kanzler Lippolt von Strahlendorf. „Und bin folgendes gängen das Schloß, Marstall und Schloßkirche zu besehen, zu Ende welcher steht das Cruzifix, so vor diesem zu Lübeck in der Burgkirche pflag zu stehen und der Kaiserlichen Majestät Ao. 1602 verehret ward.“² Diese kurze Bemerkung ist knapp ein Jahrhundert später ohne weiteren Nachweis ein zweites Mal publiziert worden,³ hat aber keine Beachtung gefunden, vermutlich weil damals die Möglichkeiten fehlten, um die Angaben zu überprüfen, und die Nachricht vergessen wurde.

So abenteuerlich es auch klingen mag, man darf dieser Quelle durchaus Glauben schenken. Brokes berichtet in seinen Aufzeichnungen akribisch über die Reisen und Treffen mit hochgestellten Persönlichkeiten in ganz Europa. Kunst und Kultur spielen dabei nur eine nebensächliche Rolle, wie man bereits an der beiläufigen Bemerkung über die Besichtigung der Prager Burg erkennen kann. Diese scheint aber so präzise formuliert, dass wenig Zweifel an ihrem Wahrheitsgehalt besteht. Rudolf II. war einer der bedeutendsten Sammler seiner Zeit, seine Kunstkammer ist weltberühmt.⁴ Auf der Suche nach Kunstwerken zogen seine Agenten durch ganz Europa. Sollte Lübeck dem Kaiser 1602 wirklich ein Kreuz aus der Burgkirche verehrt haben, dann nur auf Anlass und mit der Genehmigung des Rates, dessen Mitglied Brokes damals bereits war.

Die kaiserliche Kunstsammlung wurde nach dem Tod Rudolfs II. 1612 aufgelöst, die Einnahme Prags durch schwedische Truppen im Jahre 1648 führte dazu, dass deren Reste über ganz Europa verstreut wurden. Das Lübecker

1 Zeitschrift für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde (=ZVLGA), Bd. I (1860), S. 79-92, 173-183, 281-347. Bd. II (1867), S. 1-37, 254-296, 367-470.

2 ZVLGA, Bd. I (1860), S. 321.

3 Ahasver von *Brandt*, Bewahrte Traditionen und gesammelte Kuriositäten. Von den Vorläufern des lübeckischen Sammlungswesens. In: 150 Jahre Lübecker Museen. Eine Festschrift. Museen für Kunst und Kulturgeschichte Lübeck 1950, S. 24-33, hier S. 24.

4 Jiri *Dvorsky* (Red.), Die Kunst am Hofe Rudolfs II. Prag 1991, S. 141-177.



Abb. 1: Prag, Veitsdom. Hl. Kreuz-Kapelle. Triumphkreuz aus der Lübecker Burgkirche. Lübeck oder Danzig um 1400. Foto: Jan Friedrich Richter.

Kreuz jedoch scheint sich bis heute in Prag erhalten zu haben, vermutlich aufgrund seiner damaligen Aufstellung. Brokes Angaben sind trotz aller Kürze relativ präzise: „zu Ende“ der Schlosskirche stehe „das Cruzifix“, heißt es in seinen Aufzeichnungen. Mit dem „Ende“ kann nur der Chor des Veitsdoms gemeint sein. An dessen Südseite befindet sich im Westen die sogenannte Kreuzkapelle, mit deren Errichtung bereits Mitte des 14. Jahrhunderts unter Matthias von Arras begonnen wurde. Über dem Altar an ihrer Ostwand hängt ein Kreuz, bei dem es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um dasjenige handelt, das bei Brokes erwähnt wird.⁵ (Abb. 1) Es stammt nachweislich aus der Sammlung Rudolfs II., allerdings mit unbekannter Provenienz.⁶

5 An dieser Stelle möchte ich meinen Kollegen in Prag, Privatdozent Dr. Jiří Fajt und Dr. Marius Winzeler, meinen herzlichsten Dank für ihre Hilfe aussprechen, ebenso wie Dombaumeister Ing. Arch. Petr Chotěbor, der mir den Zutritt zu der für die Öffentlichkeit nicht zugänglichen Kapelle ermöglicht und mir die in der Burgverwaltung vorhandenen Aufzeichnungen zugänglich gemacht und übersetzt hat.

6 Die Daten zum Kreuz sind relativ spärlich. Die Evidenzkarte in der Abteilung der Kunstsammlungen der Verwaltung der Prager Burg vermerkt folgendes: „das Kruzifix in der Kreuzkapelle, ev. Nr. V 778. Italienische Arbeit um 1600 (1589), aus Zedernholz, die Krone um 1700, Rokoko-Kartusche unter dem Christus mit Inschrift (1763)“. Letztere wurde inzwischen mit dem gesamten unteren Teil des Kreuzstammes abgenommen. Er stand auf einer mehrstufigen Konsole hinter der Figur einer trauernden Maria, beides wohl Ergänzungen von 1763. Möglicherweise bezieht sich darauf auch die eigentümliche Materialangabe Zedernholz*. – Diesen Angaben folgend hat die tschechische Forschung das Kreuz als italienische Arbeit eingeordnet, genauer gesagt als ein Mailänder Werk des 15. Jahrhunderts. Vgl.: Antonín Podlaha, Kamil Hilbert, *Metropolitní chrám svatého Víta v Praze (Soupis památek historických a uměleckých 19, Praha 1)*. Praha 1906, S. 194f. mit der Ergänzung (in Übersetzung) „hergestellt auf Kosten Kaiser Rudolfs II. in Mailand“. – Anežka Merhautová (ed.), *Katedrála sv. Víta v Praze (k 650. Výročí založení)*. Academia Praha 1994, S. 26. – Gleichlautend Pavel

Für die Aufhängung im Veitsdom wurde das Werk Anfang des 17. Jahrhunderts leicht verändert dem Zeitgeschmack angepasst. Vom Originalbestand hat sich nur die Figur erhalten, das Kreuz wurde ergänzt. Über die Dornenkrone wurde eine aus Metall gefertigte und mit Edelsteinen verzierte Krone gesetzt. Der Kopf liegt vor einem breiten Strahlenkranz, der ebenso wie die kleinen Strahlenkränze vor den Wundmalen aus Metall gefertigt wurde. Derjenige vor der Seitenwunde ist innen herzförmig gefasst. Eingreifendere Veränderungen betreffen die wohl damals angefertigte Neufassung, die Inkarnat und Lendentuch fast steinfarben erscheinen lässt. Letzteres dürfte ursprünglich vergoldet gewesen sein. Die Neufassung zeigt geschlossene, die schnitzerische Ausführung dagegen geöffnete Augen.

Christus wird ursprünglich also nicht tot, sondern sterbend gezeigt. (Abb. 2) Die Augen sind noch geöffnet, das Gewicht zieht den Körper aber bereits nach unten. Die Beine sind eingeknickt, die Arme weit gespannt, der Kopf ist zur Seite geneigt, aber noch nicht nach vorne gesunken. Der Körper ist schlank, scheint zumindest in diesem Zustand nicht von der Folter gezeichnet. Details wie Rippen und Adern zeichnen sich unter der Haut ab, wirken aber natürlich, kaum stilisiert. Das Lendentuch ist nicht sehr stoffreich. Seine rechte Hälfte ist vor der Scham unter die linke gesteckt; das Ende fällt hinten von der linken Taillenseite in einem Bündel von tütenförmigen Falten bis auf die halbe Oberschenkelhöhe hinunter.

Diese Faltenbündelung deutet ebenso wie die eng symmetrisch eingedrehte Dornenkrone auf eine Entstehung um 1400. Der Charakterkopf mit der großen Nase, den tief in den Höhlen liegenden Augen, Anlage von Haar und gebartetem Bart sprechen für



Abb. 2: Prag, Veitsdom. Hl. Kreuz-Kapelle. Triumphkreuz aus der Lübecker Burgkirche. Kopf. Lübeck oder Danzig um 1400. Foto: Jan Friedrich Richter.

Vlček a kol., Pražský hrad a Hradčany (Umělecké památky Prahy, Díl 4). Academia Praha 2000, S. 105.

eine Herkunft aus dem Ostseeraum. Hier und nicht in Italien, wie von der tschechischen Forschung vermutet, findet man vergleichbare, etwas herb wirkende Figurentypen. Mit Blick auf die Notiz von Henrich Brokes kann dieser Kreuzifix nur aus der Lübecker Burgkirche stammen.

Die stilistische Datierung passt gut zur Baugeschichte der Burgkirche und gibt damit gleichzeitig einen Hinweis auf seine ursprüngliche Aufstellung. Zwischen 1399 und 1401 wurde der Chor der Kirche durch einen dreischiffigen, gerade geschlossenen Hallenchor ersetzt, der durch eine Stiftung von 1600 Mark des städtischen Münzmeisters Petrus Huk finanziert wurde.⁷ (Abb. 3) Das Projekt war ambitioniert und deutlich auf Repräsentation angelegt. Der zur Burgstraße und damit zur wichtigsten Durchgangsstraße der Stadt gerichtete Chorabschluss diente als Schaufassade. Seitlich der drei Fensterbahnen befanden sich an der Fassade in fünf Reihen insgesamt zwanzig Doppelnischen für Figuren, die sich in dieser Anordnung bis auf das letzte Chorjoch erstreckten. Über das riesige Bildprogramm ist leider nichts bekannt.⁸ In seiner Anordnung und Ausführlichkeit erinnert es an die Bauten des Stettiner Baumeisters Hinrich Brunsberg,⁹ insbesondere an die Brandenburger Katharinenkirche. Die dortigen Figuren bestanden aus Terracotta. Ähnliches ist vielleicht auch für Lübeck anzunehmen, da es hier keine Hausteinvorkommen gab, die das entsprechende Material hätten liefern können.

Der repräsentative Anspruch, der sich in diesem nicht nur für Lübeck, sondern in der Backsteinarchitektur generell ungewöhnlichem Bildprogramm äußert, blieb nicht allein auf den Bau beschränkt, sondern betraf die gesamte Ausstattung des Chors. Obwohl in nachmittelalterlicher Zeit vieles davon verloren gegangen ist und das Gebäude 1818 abgerissen wurde, reichen die Quellen und erhaltenen Reste doch für eine ziemlich genaue Rekonstruktion.

Für die aufwändige, bis mindestens 1437 andauernde Verglasung wurden westfälische Künstler nach Lübeck geholt.¹⁰ Sie kamen aus dem Umkreis

7 Michael *Gorski*, Die Baugeschichte der Burgkirche in Lübeck, in: Der Wagen. Ein Lübeckisches Jahrbuch 1990, S. 244-274.

8 Eine im St. Annen-Museum erhaltene Detailzeichnung des unteren Bereichs der Chorfassade (Inv. Nr. B 5500) lässt immerhin einige Figuren von Bischöfen erkennen.

9 *Gorski* 1990 (wie Anm. 7), S. 265. – Zu Brunsberg allg. vgl.: Innovation und Tradition: Hinrich Brunsberg und die spätgotische Backsteinarchitektur in Pommern und der Mark Brandenburg. Mit Beiträgen von Ernst Badstübner, Jarosław Jarzewicz, Barbara Ochendowska-Grzelak, Wolfgang Ribbe und Dirk Schumann und aktuellen Fotografien von Thomas Voßbeck. Berlin 2014.

10 Jürgen *Wittstock*., Die mittelalterlichen Bildfenster der Burgkirche zu Lübeck. In: Der Wagen. Ein Lübeckisches Jahrbuch. 1978, S. 120-135. – Jürgen *Wittstock*, Kirchliche Kunst des Mittelalters und der Reformationszeit. Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck. Die Sammlung im St. Annen-Museum (Lübecker Museumskataloge I, hrsg. v. Wulf Schadendorf). Lübeck 1981, Kat.Nr. 12, S. 51-53. – Daniel *Parello*, Glasmalerei in Westfalen und Niedersachsen um 1400, in: Bernd Carqué, Hedwig Röckelein: Das Hochaltarretabel der St. Jacobi-Kirche in Göttingen (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 213 = Studien zur Germania Sacra 27). Göttingen 2005, S. 475-511.

Conrads von Soest und etablierten hier eine der bedeutendsten Malerwerkstätten von Lübeck.¹¹ Das Bildprogramm der sechs Fenster behandelte Heiligenlegenden – Maria Magdalena, Petrus und Paulus an der Ostfassade sowie Hieronymus an der Nordseite –, die Kreuzlegende an der Südseite sowie die Darstellung der Kreuzigung über der Kreuzkapelle an der Nordseite.

Aus Westfalen dürften auch die steinernen Bildwerke gekommen sein, die sich in Resten erhalten heute im St. Annen-Museum befinden.¹² Es handelt sich dabei einerseits um einen Zyklus kleinformatiger Figuren, die die klugen und törichten Jungfrauen (Abb. 4) sowie die zwölf Apostel darstellen, andererseits um vier etwas größere Skulpturen eines Christus als Gärtner, einer weiblichen Heiligen und zweier Dominikaner. Letztere dürften vermutlich zum Bildprogramm des Lettners gehört haben,¹³ erstere dagegen befanden sich höchstwahrscheinlich innerhalb einer steinernen Arkatur einander gegenüber-

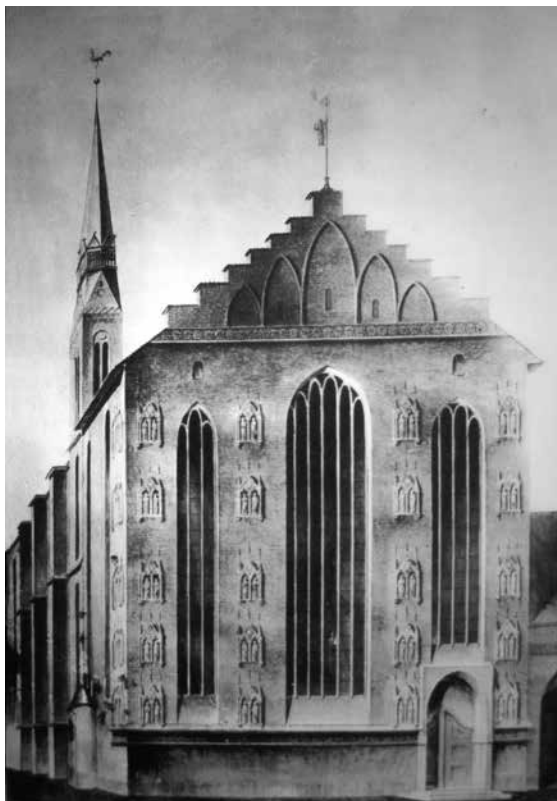


Abb. 3: Lübeck, Burgkirche. Chor von Osten. Lavierte Federzeichnung, Johann Michael Hauttmann, Lübeck um 1818. Repro aus: BuKd 1928 (wie Anm. 17).

11 Vgl. zu den am besten erhaltenen Arbeiten dieser Werkstatt: Götz J. Pfeiffer, „Im Chor war früher der hohe Altar von Holtz geschnitten“ – Zur Geschichte und Malerei des Coronatio-Retabels von 1435 aus St. Jakobi zu Lübeck, in: ZVLGA 87 (2007), S. 9-40.

12 Wittstock 1981 (wie Anm. 10) Kat.Nr. 37, S. 83. – Anna Elisabeth Albrecht, Steinskulptur in Lübeck um 1400. Stiftung und Herkunft. Phil. Diss. Kiel 1994. Berlin 1997, S. 40-45, 56-85), die allerdings eine flämische Herkunft der Figuren geltend machen möchte. Die nächsten Vergleichsbeispiele der Lübecker Figuren finden sich jedoch in Soest, während die von Albrecht angeführten flämischen Werke allenfalls stilistische Wurzeln markieren können. Augenfällig gerade i. d. Z. erscheint die typenhafte Vergleichbarkeit mit den Figuren auf den Glasfenstern der Burgkirche.

13 Max Hasse dagegen nahm noch eine Aufstellung zu Seiten des Hochaltars an. Max Hasse, Die törichten und klugen Jungfrauen. Lübecker Museumshefte. Aus der Arbeit der Museen für Kunst- und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck. Heft



Abb. 4: Törichte Jungfrau aus der Lübecker Burgkirche. Westfalen (Soest?) um 1400. Lübeck, St. Annen-Museum. Foto: Jan Friedrich Richter.

gestellt oberhalb des Chorgestühls.¹⁴

Während diese Werke in der Forschung des Öfteren besprochen wurden, ist über das ehemalige Hochaltarretabel nur wenig bekannt. Möglicherweise entstand es durch eine weitere Stiftung von Petrus Huk nach 1418. In diesem Jahr beurkunden die Dominikaner ihren großen Dank an den Stifter des Chor Neubaus, stellen ihm eine Begräbnisstätte vor dem Hochaltar und ein ewiges Totengedenken in Aussicht.¹⁵ Unter anderem wird dabei angeführt, dass Huk „denket noch yn tokomenen tyden vnseme kloster mer almissen to gheuende vnde mer ghudes to donde, alzo dat he wil maken vnde bekosteghen laten achter vnseme hoghen altare ene nyge taffelen, darynne stan moghe besloten vnde wol bewaret dat werde hilghe sacrament des hilghe liches vnse Heren Jhesu Cristi in ener monstancien edder enen marienbilde“. Bei Lübecker Retabeln sind Sakramentsnischen sehr ungewöhnlich.¹⁶ Generell

3. Berlin 1961, unpag. Die vermutliche Herkunft des Herrnburger Retabels war damals noch nicht bekannt.

14 Hasse 1961 (wie Anm. 13). – Albrecht 1997 (wie Anm. 12), S. 43.

15 Urkunden-Buch der Stadt Lübeck. Hrsg. v. d. Vereine für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde. Sechster Theil. Lübeck 1881, Urkunde Nr. XV, S. 15f. vom 25. März 1418.

16 Das einzige erhaltene Beispiel stammt aus dem Aegidien- oder Michaeliskonvent und zeigt die Nische innerhalb eines gemalten Bildprogramms unter der Kreuz-



Abb. 5: Herrnburg, Pfarrkirche. Retabel aus der Lübecker Burgkirche. Lübeck Ende 14. Jh. bzw. um 1420. Foto: Jan Friedrich Richter.



Abb. 6: Herrnburg, Pfarrkirche. Retabel aus der Lübecker Burgkirche. Schrein. Lübeck Ende 14. Jh. bzw. um 1420. Foto: Jan Friedrich Richter.

sind sie üblicherweise in der Predella angeordnet, was man wohl auch für das Retabel in der Burgkirche voraussetzen darf. Die für Lübeck ungewöhnliche Konstruktion sollte hier einen bestimmten Zweck erfüllen. In der genannten Urkunde verpflichteten sich die Dominikaner, dass sie „scholen de doren edder de taffelen vor deme sulven hilghen sacramento to aller tyd vpsluten vnde openen, wanne iumment van den armen luden vor deme richte to deme dode ys vorordelt vnde syne bicht spreket in deme huseken, dat darto ghemaket ys vor vnseme nygen kore.“ Mit dem „huseken“ war die sogenannte Armesünderkapelle am Ostende des Chors gemeint, in der den in Lübeck zum Tode Verurteilten die letzte Beichte abgenommen wurde. Diese Kapelle war auf Veranlassung der Gerichtsvögte und des Rates bereits 1377 an der Südseite des Vorgängerbaus errichtet worden und wurde bei der Neuerrichtung des Chores als zweiteiliger Anbau an der Ostfassade erneut aufgeführt.¹⁷

Anna Elisabeth Albrecht führt die genannte Quelle als Beleg dafür an, dass das Hochaltarretabel nach 1418 von Petrus Huk gestiftet worden sei.¹⁸ Sicher belegen lässt sich dies jedoch nicht, da in einer späteren Urkunde die Weisung der Monstranz anders beschrieben wird. Am 13. Dezember 1470 verpflichten sich die Dominikaner dazu, den zum Tode Verurteilten das Sakrament in der Monstranz zu zeigen, „de dar steyt in der capellen des hylghen cruces“. ¹⁹ Diese Kapelle befand sich an der Nordseite des Chors, direkt neben dem Ostportal. Die Bearbeiter der BuKD nehmen dies als Beleg dafür, dass das von Huk in Aussicht gestellte Hochaltarretabel überhaupt nicht ausgeführt worden sei, da der Stifter bald nach Ausstellung der Urkunde von 1418 in „Vermögensverfall

zigung Christi im Schrein. Vgl. Corpus der mittelalterlichen Holzsulptur und Tafelmalerie in Schleswig-Holstein. Hrsg. v. Uwe Albrecht. Bd. 1. Hansestadt Lübeck, Sankt Annen-Museum. Bearb. v. Jörg Rosenfeld und Christiane Saumweber. Kiel 2. Auflage 2009, Kat. Nr. 88, S. 288-292. – Es sei allerdings angemerkt, dass die Mehrzahl der Lübecker Retabel nicht vollständig mit Predella erhalten ist, das Retabel der Burgkirche also möglicherweise keine besondere Ausnahme gebildet hat.

17 Die Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck (=BuKD). Bd. 4. 2.: Die Klöster. Die kleineren Gotteshäuser der Stadt. Die Kirchen und Kapellen in den Außengebieten. Denk- und Wegekreuze und der Leidensweg Christi. Hrsg. vom Denkmalrat. Bearb. von Joh[annes] Baltzer, F[riedrich] Bruns und H[ugo] Rahtgens. Lübeck 1928, S. 174. Beim Abriss der Kirche 1819 war der Anbau nicht mehr vorhanden und ist daher auch auf der Zeichnung von Johann Baptist Hauttmann nicht dargestellt. Mit Blick auf die aufwändige Nischengestaltung der Ostfassade kann die Kapelle nur ein schmaler Annex in Breite des auf der Zeichnung sichtbaren Portals gewesen sein. – *Gorski* 1990 (wie Anm. 7, S. 264) dagegen lokalisiert die Armesünderkapelle an Stelle der im 18. Jahrhundert an der Südseite des Chors eingerichteten Küsselschen Kapelle. Angesichts der archivalischen Überlieferung „...in den nyen ghevel des koeres twe kameren, dar de mysdedeschen vorrichteden lude ere bicht mochten ynne don“ wirkt das allerdings wenig überzeugend, da die Südseite kaum als „ghevel“ (Giebel) bezeichnet worden wäre. Vgl.: Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck. 3. Bd. (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. 28. Bd.). Leipzig 1902, S. 18.

18 *Albrecht* 1997 (wie Anm. 12), S. 40-43.

19 BuKD Bd. 4.2., 1928 (wie Anm. 17), S. 173, nach einer Abschrift Ernst Deeckes aus einem Kopiar des Burgklosters von 1474. Stadtbibliothek, Bibl. Deeckiana, Nr. 35.

geriet“.²⁰ Das würde aber bedeuten, dass dann das Hochaltarretabel erst durch eine weitere Stiftung unbekannter Herkunft frühestens in den späten zwanziger Jahren entstanden sein könnte. Das lässt sich aber kaum noch mit dem stilistischen Befund des möglicherweise in Herrnburg erhaltenen Retabels verbinden. Vielleicht muss man aber auch die Formulierung der Urkunde von 1418 etwas vorsichtiger lesen, „dat he wil maken vnde bekosteghen laten achter vnseme hoghen altare ene nyge taffelen“. Der Chor der Burgkirche diente trotz seines geraden Ostabschlusses als Hallenumgangschor, da das von Osten gerechnet zweite bis fünfte Joch des Mittelschiffs abgeschrankt war. Im Westen befand sich ein Lettner, zu den Seitenschiffen dienten die Rückseiten des Chorgestühls als Schranke, wahrscheinlich sogar vor eingezogenen Wänden, da die erwähnten Steinskulpturen sicherlich innerhalb einer Arkatur aufgestellt waren. Wäre die Sakramentsnische wirklich für die Predella des Hochaltarretabels bestimmt gewesen, so hätte man die Delinquenten für die Weisung der Monstranz durch den Chor führen müssen, anders wäre sie nicht sichtbar gewesen. Angesichts der 1470 beschriebenen Wegeführung, die eine Aufstellung der Mönche an beiden Seiten des nördlichen Seitenschiffs auf Höhe der Kreuzkapelle anführt, scheint dies aber offensichtlich nicht erwünscht gewesen zu sein. Insofern war das von Huk in Aussicht gestellte Retabel vielleicht für eine Aufstellung bestimmt, die man sich – wörtlich genommen – „achter vnseme hoghen altare“ vorstellen darf, nämlich hinter dem Hochaltarretabel an der Außenseite der Chorschranke gegenüber der Armesünderkapelle.

Letztgültig entscheiden lässt sich diese Frage nicht, denn die wenigen Daten, die sich zum Bildprogramm des Hochaltarretabels überliefert haben, würden wiederum gut zu einer Sakramentsnische passen. Es wurde 1662 demontiert und durch eine Stiftung des Ritters Henning Paul von Weissenau ersetzt.²¹ In „Lubeca Religiosa“ beschreibt Jacob von Melle „inwendig an den untern kleinen Flügeln“, also vermutlich an der Predella dieses Retabels, die Seelenscheidung des Jüngsten Gerichtes: „zur Rechten Innocentes, penitentes, perfecti (S. Enwaldus) und die Stimme: Talium est regnum celorum, zur Linken Peccantes, continuantes, judicati und die Stimme: Amen, dico vobis, nescio vos.“²² Diese Notiz gibt gleichzeitig einen Hinweis auf das weitere Schicksal des Werkes. In der Erstausgabe der „Gründlichen Nachrichten...“ von 1713 wird diese Beschreibung nämlich nicht mehr erwähnt, vermutlich weil die Malereien bereits zerstört worden waren. „Gegen Osten ist neben der Thür / so nach der grossen Burg-Strassen führet / die geschnitzte Tafel des ehemahligen hohen Altars befestiget.“²³ Das Retabel muss damals direkt unter dem mittleren Fenster an der

20 BuKD Bd. 4.2., 1928 (wie Anm. 17), S. 174.

21 BuKD Bd. 4.2., 1928 (wie Anm. 17), S. 195.

22 Jacob von Melle, *Lubeca Religiosa*. Entwurf, Lübeck 1708, S. 465; Reinschrift, Lübeck 1720, S. 372e. – Vgl. BuKd Bd. 4.2., 1928 (wie Anm. 17), S. 195. – Albrecht 1997 (wie Anm. 12), S. 43 mit falschem Quellennachweis.

23 Jacob von Melle, *Gründliche Nachricht von der Kayserlichen, Freyen, und des H. Römisch. Reichs Stadt, Lübeck, welche Einheimischen und Fremden, aus unverwerflichen Documenten, mit aufrichtiger Feder ertheilet wird*. Lübeck, Anno 1713, S. 163.



Abb. 7a: Herrsburg, Pfarrkirche. Retabel aus der Lübecker Burgkirche. Apostel. Lübeck Ende 14. Jh. Foto: Jan Friedrich Richter.

werden. Vermutlich nutzte man diese Gelegenheit auch zu einer Erneuerung der Ausstattung. Der örtlichen Überlieferung zufolge soll nämlich das auf dem Hochaltar befindliche Retabel aus der Lübecker Burgkirche stammen. Vom ursprünglichen Bestand ist heute nur noch das Gehäuse mit den Skulpturen erhalten; Fassung, Malereien und Predella sind verloren. Der geöffnete Zustand des Triptychons zeigt zentral im Schrein über der Verkündigung die Marienkrönung, flankiert von Heiligen und ei-

Ostwand des Chores aufgestellt gewesen sein, eine Situation, die unverändert in der Zweitaufgabe der „Gründlichen Nachrichten...“ 1742 genannt wird.²⁴ In der dritten Auflage von 1787 dagegen fehlt jeder Hinweis auf das Retabel, das sich zu diesem Zeitpunkt vermutlich nicht mehr in der Kirche befand.

Der zeitliche Ablauf korrespondiert gut mit dem Auftauchen eines in der Forschung nur wenig bekannten Retabels in der Dorfkirche von Herrsburg östlich vor Lübeck. (Abb. 5) 1767 muss das Kreuzgewölbe im Chor der Kirche wegen Baufälligkeit abgerissen und durch eine Holzbalkendecke ersetzt



Abb. 7b: Prophet an der Endwange des Gestühls der Hansischen Gesandten aus dem Lübecker Rathaus. Lübeck um 1380-90. Lübeck St. Annen-Museum. Foto: Anette Henning. © Lübeck St. Annen-Museum. Bildarchiv der Hansestadt Lübeck.

24 Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. Lübeck, Anno 1742, S. 206.

nem Apostelzyklus in den Flügeln. Angesichts der Ausführlichkeit des über zwei vollständige Register laufenden Bildprogramms kann es sich bei dem Retabel eigentlich nur um den ehemaligen Aufsatz eines Hochaltars handeln. Leider ist die Quellenlage zur Provenienz des Werkes denkbar



Abb. 8a: Herrsburg, Pfarrkirche. Retabel aus der Lübecker Burgkirche. Hl. Katharina. Lübeck um 1420. Foto: Jan Friedrich Richter.



Abb. 8b: Apostel Petrus vom Mindener Retabel. Lübeck bzw. Minden um 1420. Berlin, Bodemuseum. Foto: Jan Friedrich Richter.

schlecht. Die Herkunft aus der Burgkirche findet in der Literatur keinerlei Erwähnung,²⁵ wird in der Kirchengenge-

25 Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz. Bd. II: Das Land Ratzeburg, bearb. v. Georg Krüger. Neubrandenburg 1934, S. 299-301. – Hans *Wentzel*: Der Altar in Herrsburg. In: *Lübische Blätter*, Bd. 79, Beilage vom 28.3.1937, Nr. 13 (unpag.). Ders., Das Taufbecken des Beno Korp und einige verwandte Skulpturen in Schweden und Norddeutschland, in: *Fornvännen*, Jg. 33 (1938), Heft 3, S. 129-154, hier S. 142f. – Gerhard *Lutz*, Das Hochaltarretabel aus dem Mindener Dom: Ein Beitrag zur Stellung Lübecks als Kunstzentrum im Hanseraum. In: *Figur und Raum. Mittelalterliche Holzbildwerke im historischen und kunstgeographischen Kontext*, hrsg.

meinde aber schon seit der Mitte des letzten Jahrhunderts kolportiert. Aufgrund der damaligen Kontaktsperre nach Westdeutschland kann diese Information eigentlich nur aus einer Quelle des Kirchenarchivs stammen, die sich bisher aber nicht hat nachweisen lassen. Eine gewisse Unsicherheit ergibt sich auch aus dem Figurenprogramm. Der heutige Zustand stammt von einer Restaurierung 1936, bei der eine jüngere, vermutlich barocke Fassung entfernt wurde.²⁶ Mit ihr gingen auch die Namensbezeichnungen der einzelnen Heiligen auf den Sockeln verloren. Sie dürften, wie Johannes Warncke wohl zurecht vermutet hat, von der Inschrift an den Nimbren übernommen worden sein, die sich bei der ursprünglichen Fassung an der Rückwand des Gehäuses befanden.²⁷ Mit ihnen lässt sich das Figurenprogramm vollständig rekonstruieren. (Abb. 6) Im oberen Register im Schrein befanden sich neben der Marienkrönung die Heiligen Ignatius von Antiochien, Katharina, Dorothea und Polycarp, im unteren Register neben der Verkündigung die Heiligen Margarethe (in der Inschrift eigenartigerweise als Salomon bezeichnet), Gertrud, Barbara und Agnes. Der Umfang des Bildprogramms ist für norddeutsche Altäre eher ungewöhnlich und lässt insbesondere Maria Magdalena, die Patroziniumsheilige der Burgkirche vermissen. Andererseits wird sie im Wechsel mit Dorothea zu den *Virgines Capiales* gezählt, so dass sie ihrer Bedeutung gemäß auch auf den Außenseiten der Flügel dargestellt gewesen sein könnte, wo sich in der barocken Fassung Malereien von Christus als Weltenherrscher und Johannes dem Täufer befanden.²⁸

Setzt man trotz aller Unsicherheiten für das Herrnburger Retabel eine Herkunft aus der Lübecker Burgkirche voraus, so müsste man das Werk als Stiftung von Petrus Huk nach 1418 datieren, aus stilistischen Gründen aber kaum später als 1420. Das Retabel bildet einen für Lübeck eigentümlichen Zwitter aus altertümlichen und modernen Elementen. Marienkrönung und Apostel stammen von einem Bildschnitzer, der seine Ausbildung im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts in Lübeck erhielt. Als Vergleich sei auf die um 1380-90 entstandene Prophetendarstellung an der Wange des Gestühls der hansischen Gesandten des Lübecker Rathauses verwiesen.²⁹ (Abb. 7a,b) Die restlichen Figuren dagegen sind in ihrer Gewandauffassung eng mit den Aposteln des sog. Mindener Retabels im Berliner Bodemuseum verwandt, (Abb. 8a,b) Arbeiten einer Werkstatt, die ab etwa 1420 die Produktion in Lübeck dominiert.³⁰ Die ältere Stilform der Apostel des Herrnburger Retabels ist zu diesem Zeitpunkt nicht mehr nachweis-

v. Uwe Albrecht und Jan von Bonsdorff in Zusammenarbeit mit Annette Henning. Berlin 1994, S. 153-171, hier S. 163. – Jan Friedrich *Richter*, Das mittelalterliche Hochaltarretabel der Lübecker Marienkirche. in: ZLG 94 (2014), S. 9-38, hier S. 35f.

26 *Wentzel* 1937 (wie Anm. 25) (unpag.).

27 J[ohannes] *Warncke*, Der Altarschrein in der Kirche zu Herrnburg. In: Heimatkalender für das Land Ratzeburg. Schönberg 1929, S. 102f.

28 Im Gegensatz zu den KuGD Mecklenburg-Strelitz (wie Anm. 25, S. 301) spricht *Warncke* (wie Anm. 27, S. 103) allerdings von zwei Christusdarstellungen.

29 *Corpus I* (wie Anm. 16), Kat.Nr. 24, S. 110-112. – *Wentzel* 1938 (wie Anm. 25, S. 143) dagegen sieht wenig überzeugend Bezüge zum Petersdorfer Altar und zum Hamburger Petrikirchenretabel.

30 *Richter* 2014 (wie Anm. 25).

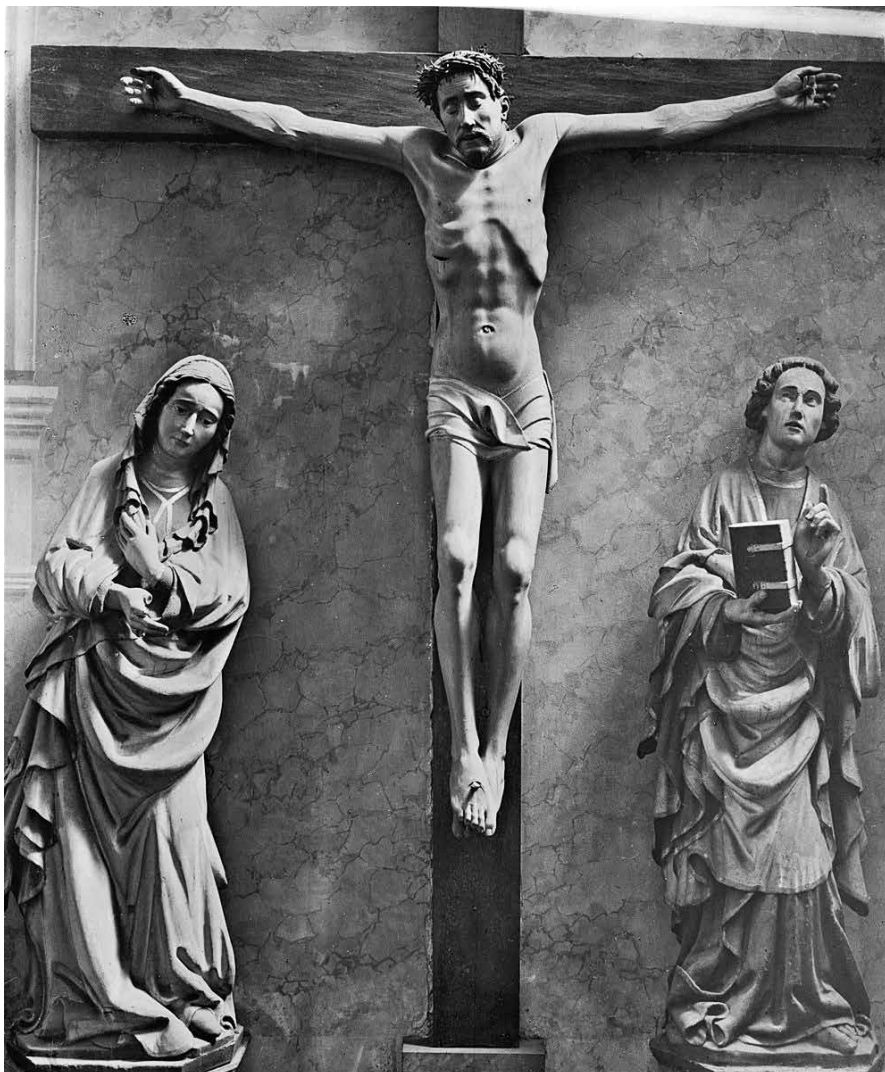


Abb. 9: Danzig, Marienkirche. Kapelle der Elftausend Jungfrauen. Kreuzigungsgruppe, Danzig um 1430. Foto: Foto Marburg.

bar, so dass es sich hiermit um das Werk einer Übergangsphase um 1420 handeln könnte. Bezieht man dagegen die oben genannte Urkunde nicht auf dieses Retabel, dann würde man das Herrnburger Werk aus stilistischen Gründen eher um 1400-10 datieren.

Vielleicht lässt sich für die stilistischen Unterschiede der einzelnen Teile aber auch eine andere Erklärung anführen. Die alttümlichen Figuren – Marienkrönung und Apostel – bilden den üblichen Bestand eines Marienkrönungsretabels, also desjenigen Typs von Retabel, der um 1400 im Norden am weitesten verbreit-



Ab. 10: Apostel aus der Bergenfahrerkapelle der Lübecker Marienkirche. Lübeck nach 1406. Lübeck, St. Annen-Museum. Foto: Jan Friedrich Richter.

Figuren könnten durchaus noch von einem Retabel stammen, dass vor dem Umbau der Burgkirche Ende des 14. Jahrhunderts entstanden ist. Die jüngeren Figuren wären dann als Folge einer Erweiterung dieses Altaraufsatzes – also möglicherweise einer Zustiftung von Petrus Huk – aus der Zeit um 1420 zu werten.

Unabhängig von dieser Feindatierung hat sich in Herrnhurg vermutlich das älteste der Lübecker Hochaltaretabel erhalten, ein Werk, das wohl vor Ort in der Hansestadt entstanden sein dürfte. Hans Wentzel hat auf das

tet war. Doppelzeilige Konstruktionen sind zu dieser Zeit eher ungewöhnlich, und im Fall des Herrnburger Retabels fällt auf, dass alle Figuren, die über den üblichen Bestand hinausgehen, zu der jüngeren Stilstufe gehören. Es wäre also durchaus denkbar, dass sich die Stilunterschiede durch zwei verschiedene Bauphasen erklären. Die altertümlichen



Abb. 11: Roskilde, Domkirche. Grabmal Königin Margarethes von Dänemark. Johannes Junge (?), Lübeck um 1423. Repro aus: Danmarks kirker 1951 (wie Anm. 43)

Hochaltarretabel der Kirche von Burs auf Gotland hingewiesen, das wohl aus derselben Werkstatt stammen dürfte.³¹ Peter Tångeberg hält sie allerdings nicht für lübisch, ohne jedoch das Herrnburger Retabel zu kennen.³² Burs bildet insofern eine Ausnahme, als hier gegen die Lübecker Regeln Nadelholz für die Anfertigung der Predella verwendet wurde.³³ Ungewöhnlich wirken in Herrnburg und Burs auch die hohen wangenartigen Sockel unter den Säulen. Dieser Eindruck wird aber durch die Denkmälerüberlieferung bestimmt, da sich aus dem frühen 15. Jahrhundert keine weiteren Retabel aus Lübeck in dieser Vollständigkeit erhaltenen haben. Ihre Herkunft aus ein und derselben Werkstatt ist kaum zu bezweifeln, da in beiden Fällen auf identische Konstruktionsprinzipien und Figurentwürfe zurückgegriffen wird. Die an der Predella in Burs erhaltenen Malereien – Christus mit den törichten und klugen Jungfrauen – sind wiederum eng mit den Arbeiten derjenigen Malerwerkstatt verwandt, die, ausgehend vom Auftrag für die Fenster der Lübecker Burgkirche, für mehrere Jahrzehnte die Malerei in Lübeck dominieren sollte. Für beide Retabel die Entstehung in einem anderen Kunstzentrum anzunehmen, erscheint daher wenig wahrscheinlich.

In diesem Überblick zur Chorausstattung der Lübecker Burgkirche fehlt bisher noch ein zentrales Stück: das Triumphkreuz, das über dem Lettner als unabdingbarer Scheidepunkt zwischen Langhaus und Chor hing. Die Größe des in Prag erhaltenen Kreuzes spricht nicht dafür, dass es sich dabei um ein Kapellenkreuz gehandelt hat.³⁴ Als Schenkung an Kaiser Rudolf II. wird man sich auch kaum mit einem zweitrangigen Stück begnügt haben. Im Gegenteil, es handelt sich dabei um ein Werk von außergewöhnlich hoher Qualität, dem sich in Lübeck kaum etwas zur Seite stellen lässt. Dem war man sich wohl auch Anfang des 17. Jahrhunderts noch bewusst, denn es dürfte ziemlich aufwändig gewesen sein, das Kreuz von seiner hohen Position abzunehmen, selbst wenn man Brokes Formulierung „pflag zu stehen“ wörtlich nehmen will. Selbst bei einer Aufstellung auf dem Lettner dürfte die Demontage nicht einfach gewesen sein. Der Aufwand ließ sich sicherlich nur für eine kaiserliche Gabe rechtfertigen, die den damit verbundenen Anspruch offensichtlich voll erfüllt hat.

Die nähere stilistische Einordnung erweist sich als auffallend schwierig. Mit einer durch die oben genannten Motive vorgegebenen Datierung um 1400 gehört das Werk in die Phase des „Schönen Stils“. Ungewöhnlich und ohne nähere Parallele in Lübeck ist die Anordnung des Lententuchs, das in weiche Falten gelegt vor der Scham einen ösenförmigen Überschlag zeigt. Dieses Mo-

31 *Wentzel* 1938 (wie Anm. 25), S. 143.

32 Peter *Tångeberg*, *Mittelalterliche Holzskulpturen und Altarschreine in Schweden. Studien zu Form, Material und Technik*. Stockholm 1986, S. 141, 144.

33 Ein Einzelfall ist dies jedoch nicht, wie das prominente Beispiel des Laienretabels im Lübecker Dom beweist. Vgl. *Corpus der mittelalterlichen Holzskulptur und Tafelmalerei in Schleswig-Holstein*. Hrsg. v. Uwe Albrecht. Bd. 2. Hansesstadt Lübeck, Die Werke im Stadtgebiet. Bearb. v. Uwe Albrecht, Ulrike Nürnberger, Jan Friedrich Richter, Jörg Rosenfeld und Christiane Saumweber. Kiel 2013, Kat.Nr. 19, S. 114-118.

34 Die Maße sind aufgrund der großen Höhe nur proportional anhand einer Raumaufnahme zu schätzen. Demnach dürfte die Figur eine ungefähre Höhe von 170 cm, eine Breite von 160 cm und eine Tiefe von 40 cm besitzen.

tiv ist umso auffälliger, als sich zu dieser Zeit im ganzen Ostseeraum eine überschaubare Anzahl von Entwürfen ausbildet, nach denen der Faltenwurf der Lententücher gestaltet wird. Hier dagegen wirken die Falten unschematisch, wie zufällig durch die Lage des Stoffes aufgeworfen. Das „Fehlen“ eines vorgegebenen Entwurfes korrespondiert mit der natürlichen Darstellung des Körpers. Im Gegensatz zu den sonst üblichen Gepflogenheiten wird hier darauf verzichtet, sich abzeichnende Adern und Rippen in ein mehr oder minder stilisiertes System zu bringen. Der Körper ist zwar schlank, ihm fehlt aber das übertrieben Ausgezehrte, das sonst üblicherweise die Stilisierung der Anatomie ermöglicht. Dieses Abweichen von weitverbreiteten Schemata spricht für eine relativ frühe Entstehung am Beginn des „Schönen Stils“ um 1400. Das Kreuz dürfte demnach für die Neuausstattung des Chorneubaus 1401 entstanden sein.

Die Freiheit in der künstlerischen Ausführung spricht für eine hervorgehobene Werkstatt, mit der sich ein weiteres Mal der hohe repräsentative Anspruch bestätigt, den die Dominikaner mit ihrem Chorneubau verbunden haben müssen. Denn auch hier wird offensichtlich nicht auf eine örtliche Kunsttradition zurückgegriffen. Der Entwurf für den Fall des Lententuches ist so selten, dass sich die künstlerischen Wurzeln der Figur eindeutig benennen lassen. Die Vorbilder dafür liegen nicht in Lübeck, sondern im Deutschordensland, genauer gesagt in Danzig, wo sich in der Kapelle der Elftausend Jungfrauen der Marienkirche ein eng vergleichbares Werk erhalten hat (Abb. 9).³⁵ Zwar wirkt der Corpus dieser gegen 1430 entstandenen Gruppe hagerer, sind Anatomie, Dornenkrone und Lententuch weitaus stilisierter gebildet als in Prag, die Grundkonzeption ist jedoch bis hin zum Faltenverlauf oder der starken Hautfalte an der rechten Halsseite identisch. Ein zweites Beispiel dieses Kreuztypes, das wohl gleichfalls in einer Danziger Werkstatt entstanden sein dürfte, ist das Triumphkreuz der Kirche von Färentuna auf Svartsjölandet in Uppland.³⁶ Hier wirken die Formen insgesamt weicher, im Vergleich zu Prag aber immer noch auffallend stilisiert.

Hat man es beim Triumphkreuz der Lübecker Burgkirche demnach mit einem Danziger Importstück zu tun? Leider lässt sich nichts zum Material der Figur sagen, denn bei einem Importstück würde man Nussbaumholz und nicht das üblicherweise in Lübeck verwendete Eichenholz erwarten. Etwas zögerlich bei der Einordnung bleibt man auch mit Blick auf die künstlerische Freiheit der Darstellung. Das Fehlen jeglicher Stilisierung ist nicht nur den Lübecker, sondern auch den Danziger Werken völlig fremd. Und gerade in Lübeck wirkt es doch seltsam, dass man sich für die Anfertigung einer Holzskulptur nach Danzig gewandt haben sollte. Denkbar wäre auch die Tätigkeit eines aus dem Osten nach Lübeck eingewanderten Künstlers, dem der Wechsel eine neue Freiheit in der Darstellung seiner Werke erlaubte. Es sei als zeitgleiche Parallele nur an

35 Willi *Drost*, Die Marienkirche in Danzig und ihre Kunstschatze (Bau- und Kunstdenkmäler des deutschen Ostens. Hrsg. im Auftr. des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates Marburg von Günther Grundmann. Reihe A: Kunstdenkmäler der Stadt Danzig, Bd. 4). Stuttgart 1963, S. 125. – Peter *Tångeberg*, Das „Schöne Kruzifix“ in Vadstena und Nussbaumholzskulpturen aus dem Deutschordensland (Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien, Antikvariskt arkiv 75). Västervik 1993, S. 27f.

36 *Tångeberg* 1993 (wie Anm. 35), S. 22-28.

die Stralsunder Junge-Madonna erinnert, die wohl von einem aus Thorn nach Lübeck eingewanderten Künstler stammen dürfte.³⁷

Die Ösenfalten des Prager Kreuzes sind um 1400 öfters in Lübeck nachweisbar, allerdings an Steinskulpturen, etwa denjenigen aus der Bergenfahrerkapelle der Lübecker Marienkirche.³⁸ (Abb. 10) Seit der Forschung von Anna Elisabeth Albrecht werden sie als niedersächsische Importe gewertet, ohne dies allerdings näher eingrenzen zu können. In vielen Details lassen sich enge Bezüge zur Lübecker Kunst nachweisen, wo aber eigentlich eine Tradition für Steinbildhauerei fehlt. Vielleicht darf an dieser Stelle noch einmal an den sagenumwobenen Lübecker „magister lapiscidarum“ Johannes Junge erinnert werden, dem die ältere Forschung zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahezu alle qualitätsvollen Werke um 1400 im Ostseeraum zuschreiben wollte, während Anna Elisabeth Albrecht ihn als „namentlich verbürgten Bildhauer zu den Archivalien“ legen möchte.³⁹ Beide Einschätzungen gehen sicherlich an der Realität vorbei. Die von der Forschung getätigten Zuschreibungen sind größtenteils unhaltbar, andererseits sind die überlieferten Quellen zu Junge viel zu konkret, um sie einfach beiseiteschieben zu können. Zwischen 1406 und 1428 wird er in Lübeck mehrfach als „magister lapiscidarum“ oder „lapiscida“ erwähnt, aber auch als „byldemaker“ und „byldesnyder“.⁴⁰ Aufgrund der Bezeichnung „magister“ muss Junge in führender Position als Steinmetz, gleichzeitig aber auch als Bildschnitzer tätig gewesen sein, so eigenartig dies im Gebiet der Backsteinarchitektur klingen mag.⁴¹ Andererseits wissen wir nichts über das Material der Skulpturen, die sich am Chor der Burgkirche befanden. Es wäre durchaus denkbar, dass es sich dabei um Werke aus Haustein gehandelt hat. Der Umfang des Bildprogramms würde die Anwesenheit einer Steinmetzwerkstatt in Lübeck voraussetzen. Klären lässt sich das nicht mehr, aber Johannes Junge scheint offensichtlich eine Stellung besessen zu haben, die in ihrer Bedeutung weit über

37 Jan Friedrich *Richter*, Das Hochaltarretabel der Lübecker Marienkirche. Rekonstruktion und künstlerischer Kontext. In: Palmarum 1942. Neue Forschungen zu zerstörten Werken mittelalterlicher Holzskulptur und Tafelmalerei aus der Lübecker St. Marienkirche. Kiel 2015, S. 72-96, hier S. 86-89.

38 *Albrecht* 1997 (wie Anm. 12), S. 34-39, 119-134. – *Richter* 2014 (wie Anm. 25), S. 30-33.

39 *Albrecht* 1997 (wie Anm. 12), S. 95-102, hier S. 101.

40 Adolph *Goldschmidt*, Lübecker Malerei und Plastik bis 1530. Lübeck 1889, S. 109f. – Vollständig abgedruckt bei: Rudolf *Struck*, Die Werke lübeckischer Steinplastik aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts und ihr Meister (Beiträge zur lübeckischen Kunstgeschichte II), in: Jahrbuch des Museums für Kunst- und Kulturgeschichte zu Lübeck IV-VII (1920), S. 91-117, hier S. 114f.

41 Eine interessante Parallele bildet Ulm, wo mit dem Münster ab 1377 einer der größten erhaltenen Backsteinbauten der Spätgotik errichtet wird. Beginnend mit den Aposteldarstellungen am Chor, besitzt die Kirche ein großes Figurenprogramm aus Haustein. In städtischen Quellen wird bereits Ende des 13. Jahrhunderts ein „magister lapiscidarum“ erwähnt, wohl eine der führenden Persönlichkeiten unter den örtlichen Steinmetzen. Vgl.: Carl *Jäger*, Ulms Verfassungs-, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter: Meist nach handschriftlichen Quellen samt Urkundenbuch (Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters Bd. I). Stuttgart 1831, S. 566-569.



Abb. 12: Roskilde, Domkirche. Grabmal Königin Margarethes von Dänemark. Johannes Junge (?), Lübeck um 1423. Detail: Ölberg. Repro aus: Albrecht 1997 (wie Anm. 12).

Lübeck hinausging. Dies scheint eine Urkunde von 1446 zu bezeugen, in der die Brüder Hinrik und Johannes Junge, Malergesellen, bekunden, beim kaiserlichen Hofgericht eine Klage einzureichen „von eynes houses wegghen zu Lubeck, van eines grabes wegghen, das ir vatter in Dennemarcken hatte gemacht“.⁴² Steinerne Grabmäler sind in dieser Zeit höchst ungewöhnlich. Der Auftrag dazu kann nur aus dem Hochadel gekommen sein und man hat diese Quelle wohl nicht zu Unrecht mit dem Grabmal Königin Margarethes von Dänemark im Dom von Roskilde in Zusammenhang gebracht.⁴³ (Abb. 11) Denn in Lübeck hat sich vermutlich ein verworfenes Werkstück dieses Grabmals erhalten, die Portraitbüste einer weiblichen Adelligen, die große Ähnlichkeit mit der Grabfigur der Königin aufweist.⁴⁴ Sollte das Grabmal wirklich in Lübeck entstanden sein, so muss man hier die Tätigkeit einer sehr leistungsfähigen Steinmetzwerkstatt voraussetzen, die mit Blick auf die überlieferten Quellen am ehesten von Johannes Junge geleitet worden sein dürfte – den man wiederum auch als „byldesnyder“ bezeichnet hat.

42 Urkunden-Buch der Stadt Lübeck. Hrsg. v. d. Vereine für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde. Achter Theil. Lübeck 1889, Urkunde Nr. CCCXLI, S. 407f. vom 8. September 1446.

43 Walter *Paatz*., Die lübeckische Steinskulptur der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Veröffentlichungen zur Geschichte der Freien und Hansestadt Lübeck 9). Lübeck 1929, Kat.Nr. 29, S. 77-80. – Danmarks kirker, udg. af Nationalmuseet, Bd. 3: Københavns Amt, under red. af Erik Moltke og Elna Møller. Bd. 4: Roskilde Domkirke. Kopenhagen 1951, S. 530-563.

44 *Paatz* 1929 (wie Anm. 43), Kat.Nr. 20, S. 72. – *Wittstock* 1981 (wie Anm. 10), Kat.Nr. 42, S. 92, 98.

Die Diskussion um Johannes Junge ist von der älteren Forschung durch ein Unmaß an Zuschreibungen belastet worden, die den Blick auf das Erhaltene verstellt haben. Die starke Rezeption französischer Vorbilder, die sich an dem dänischen Grabmal abzeichnet, sprechen für einen Künstler mit internationaler Erfahrung. Hier finden sich ähnliche Formen, wie am Prager Kruzifix (Abb. 12), die es zumindest denkbar erscheinen lassen, dass der Zusammenhang zwischen Stein- und Holzskulptur in Lübeck ursprünglich weitaus enger gewesen ist, als er sich heute an den wenigen erhaltenen Werken noch abzeichnet. Damit könnte aber auch das Prager Kreuz zu den in Lübeck entstandenen Arbeiten gehören, als eines der großen Ausnahmewerke, die einmal mehr den hohen repräsentativen Anspruch bestätigen, den die Dominikaner mit dem Neubau ihres Chores verbunden haben. Für die endgültige Klärung dieser Frage wird man jedoch eine Materialuntersuchung der Prager Figur abwarten müssen.

Anschrift des Autors:

Dr. Jan Friedrich Richter
Moosdorfstr. 10
12435 Berlin
E-Mail: jf.richter@gmx.de

Lübeck 1500. Kunstmetropole im Ostseeraum. Zum Katalog der Jahrhundertausstellung

Jens-Uwe Brinkmann

Der durch Jan Friedrich Richter herausgegebene und redigierte Katalog¹ entspricht in Opulenz und Qualität – soviel vorweg – durchaus der großartigen Ausstellung, welche neben ihrem „Hauptschauplatz“, dem Museumsquartier St. Annen, auch die vier Innenstadtkirchen und das Heiligen-Geist-Hospital einbezog.

Nach den obligatorischen Gruß- und Dankesworten umreißt zunächst Jan Friedrich Richter in einer kurzen Einführung Rahmen und Konzept der Ausstellung. Die folgenden drei großen Abschnitte gliedern die Ausführungen der verschiedenen Autoren in: I. Rahmenbedingungen, II. Kunst und III. Kunst- und Sammlungsgeschichte.

Den Anfang im ersten Abschnitt macht Heinrich Dormeier mit seinen Betrachtungen über *Lübecker Kunst aus historischer Perspektive. Auftraggeber, Frömmigkeitsüberlieferung und schriftliche Überlieferung*. Mit der Methode des Historikers, der von den Schriftquellen auszugehen pflegt, nähert er sich drei Beispielen aus der sakralen Kunst in Lübeck im späten 15. Jahrhundert – den Stiftungen des Flandernfahrers Albert Bisschop in St. Marien und im Dom, dem Bergenfahrer Hans Rese als Stifter des sogenannten Rese-Altars aus der ehemaligen Bergenfahrerkapelle in St. Marien sowie dem 1488 bei Steffen Arndes gedruckten „Passionale“, einer Sammlung von Heiligenlegenden. Ausgehend von vorhandenen Schriftquellen zu den jeweiligen Stiftungen und ihren Initiatoren, erörtert Verf. die geistlichen Inhalte der Stiftungen und verweist mittels der Ikonographie der gestifteten Objekte auf die äußeren Bedingungen, welche die Stifter zu der gewählten Auswahl von bestimmten Heiligen angeregt haben. Dem Erscheinen des „Passionale“ als Ursache wird das Auftauchen „neuer“ Heiliger in der Verehrung der Zeit zugeschrieben. Dagegen ließe sich einwenden, daß gerade am Ende des Mittelalters nicht nur in Lübeck einige Heilige besonders hohen Status erhielten; dazu gehören die heiligen Rochus und Antonius – nicht zuletzt aufgrund der Erfahrungen mit den immer wieder aufflackernden Pestepidemien und mit der bis dahin unbekanntem, aus Amerika eingeschleppten Syphilis –, aber auch, und dies offenbar im Zusammenhang mit dem verstärkten Marien-Kult, die heilige Anna.

Mit dem Blick der Kaufleute. Drachen und Greifen in Lübeck überschreibt Barbara Welzel ihre Ausführungen, in welchen sie über mögliche Auswirkungen der Reiseberichte des Jean de Mandeville (um 1356 verfaßt) und des Marco Polo auf die Bildwelt der spätgotischen Kunst in Lübeck berichtet. Daß die im 15. Jahrhundert auch im Druck erschienenen abenteuerlichen Geschichten der beiden Reisenden – von denen nicht erwiesen ist, daß sie das, was sie beschrieben haben, wirklich gesehen und erlebt haben – bei den reisenden Kaufleuten

1 Jan Friedrich *Richter* (Hrsg.), *Lübeck 1500 – Kunstmetropole im Ostseeraum*. Ausstellungskatalog. Petersberg: Michael Imhof Verlag 2015, 448 S., zahlr. Abb.

der Zeit zur beliebten Lektüre gehörten, mag seine Berechtigung haben. Von den dort geschilderten Fabelwesen allerdings neue Impulse für die Darstellungen von Drachen und Greifen in der lübischen Sakralkunst ableiten zu wollen, scheint Rez. sehr gewagt. Drachen und Greifen finden sich seit der Antike in der europäischen Kunst – vom Orient und Asien zu schweigen – und haben als Symbolgeschöpfe für das Böse/den Teufel (Drachen, vgl. Offenbarung des Johannes) und Abwehr/Schutz (Greif) bereits sehr früh Einzug in die christliche Kunst gehalten. Daß die ebenfalls bereits in der Antike und im frühen und hohen Mittelalter nachzuweisenden Trinkhörner aus Büffelhorn oder Elfenbein als „Greifenklauen“ oder die durch den Ausbau der Handelswege nach Europa gelangten Straußeneier als „Greifeneier“ bezeichnet wurden und damit eine hohe Wertigkeit im Bereich der Kunst bekamen, zeigt sich an verschiedenen Erzeugnissen des Goldschmiedehandwerks seit dem späten Mittelalter.

In seinem Beitrag *Lübecker Kunst – Handelsware im Ostseeraum* erörtert Jan van Bonsdorff den Export von Erzeugnissen der Lübecker Werkstätten sakraler Kunst nach Skandinavien und Livland, der im 15. Jahrhundert seinen Höhepunkt hatte. Anhand von Altären verschiedener Provenienz in Kirchen im Bereich des baltischen Meerbusens weist Verf. nach, daß sich in der Zeit um 1500 die Situation des lübischen Kunstexports entscheidend verändert: Neben Exportstücken aus Lübeck finden sich mehr und mehr Altarretabel aus der lokalen Produktion, wie anhand der Inschriften einiger in Schweden untersuchten Altäre nachgewiesen werden kann. Parallel zum Rückgang der Kunstproduktion in Lübeck finden sich in den wendischen Städten, im Ordensland und in Skandinavien nun lokale Werkstätten, die in einigen Fällen Folge der Abwanderung von Kunst-Handwerkern aus Lübeck sein dürften, aber wohl auch der verstärkten Spezialisierung des jeweils lokalen Handwerks zu verdanken waren.

Die Bedeutung der Reformation als der großen Zäsur in Europa nicht nur im religiösen Bereich verdeutlicht – lokal bezogen – Johannes Schilling, indem er *Die Reformation in Lübeck* in ihren verschiedenen Phasen nach 1517/19 darstellt. Zunächst als Laienbewegung der gehobenen Schicht in der Stadt auftretend gegen Domkapitel und Bischof, verstärkte sich die Wirkung der lutherischen Lehre rasch, bedingt auch durch die Produktion reformatorischer Literatur in den örtlichen Offizinen. Am 7. April 1530 entschied der Rat, daß in den Kirchen der Stadt nur noch lutherisch gepredigt werden sollte, und die 1531 veröffentlichte, von Johannes Bugenhagen formulierte Kirchenordnung mit ihren Aussagen zum Gottesdienst, zum geistlichen Amt, zum Schulwesen und zur Armenfürsorge bildete den Abschluß. In Lübeck wurden die Bilder in den Kirchen geduldet, aber die Heiligenverehrung fand ein Ende: Mittler zwischen Mensch und Gott war allein Christus; damit änderte sich grundlegend die Ausstattung der Kirchen. Als Ort der Wortverkündung im lutherischen Gottesdienst wurde die Kanzel aufgewertet; beispielhaft weist Verf. auf die 1533/34 für St. Marien in der Werkstatt von Benedikt Dreyer geschaffene Kanzel hin, deren Korbreliefs in der ehemaligen Klosterkirche Zarrentin erhalten haben. Ihre bildlichen Darstellungen, begleitet und erläutert durch niederdeutsche Inschriften, stehen für ein reformatorisches Programm.

Den zweiten Abschnitt eröffnet Jörg Rosenfeld mit der Frage *Kunst um 1500 in Lübeck. Was ist das? – Versuch einer Annäherung*. Zunächst referiert er die Rezeptionsgeschichte der lübischen Kunst seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts und bestimmt den zeitlichen Rahmen der Ausstellung, die Werke von ca. 1460 bis 1540 präsentiert. Die große Nachfrage führt im späteren 15. Jahrhundert zu hoher Produktion sakraler Kunstwerke; in dieser Zeit waren in der Stadt 14 namentlich bekannte Werkstätten tätig – was nicht zuletzt auch zur gegenseitigen Konkurrenz führte. Es sind vor allem die Familien der reichen Kaufleute und die verschiedenen Bruderschaften, welche als Stifter auftreten. Mit den jeweiligen Stiftungen werden Verträge geschlossen, die das Recht der stiftenden Personen oder Institutionen auf das Eigentum festlegen; interessant ist die Tatsache, daß diese Verträge in Lübeck auch über die Reformation gültig blieben – daraus läßt sich zum Teil der relativ große erhaltene Bestand mittelalterlicher Kunst in den Kirchen und den Hospitälern herleiten. Beispielhaft für solche Stiftungen werden die Retabel der Antoniusbruderschaft und der Fronleichnambruderschaft sowie die St. Jürgen-Gruppe im St. Annen-Museum besprochen. Bereits im 15. Jahrhundert wächst die Konkurrenz aus den Niederlanden, die durch serienmäßige Ausführung von Retabeln zu günstigeren Preisen liefern kann; nebenbei werden aber auch künstlerische Impulse aus der niederländischen Kunst übernommen, zu denen zu Beginn des 16. Jahrhunderts Einflüsse aus der süd- und südwestdeutschen Sakralkunst hinzukommen. Verf. faßt den Inhalt der Ausstellung prägnant zusammen: Sie zeige Kunst in, aus und für Lübeck.

Die westlichen Einflüsse auf die lübische Kunst behandelt Jan Friedrich Richter unter dem Titel *Lübeck und der Westen*. Ein wichtiges Importstück aus dem frühen 15. Jahrhundert ist der in Brügge geschaffene sog. Grönauer Altar im St. Annen-Museum, ehemals Hochaltar der Kirche St. Ägidien. Mit seinen szenischen Darstellungen der Passion, vor allem aber mit der zentralen Darstellung der Kreuzigung im Mittelfeld wird er zum Vorbild zahlreicher Retabel aus lübischer Produktion nach der Mitte des 15. Jahrhunderts; dabei wird jedoch auf den für die niederländische Produktion typischen Aufsatz verzichtet. Verschiedene Beispiele finden sich in Schleswig-Holstein und Skandinavien; in ihrer Kombination von mittlerer Kreuzigungsszene und seitlichen Einzelfiguren bleiben sie der in Norddeutschland üblichen Gestaltung verbunden. In Lübeck ist in dieser Zeit die Werkstatt des Johannes Stenrat führend, deren Produkte weite Verbreitung finden; sie können beispielhaft als Zeugnisse eines ausgeprägten Konservatismus angesehen werden. Erst mit Bernd Notke und Hermen Rode kommen zwei Künstler in die Hansestadt, die offensichtlich in Westeuropa wesentliche Impulse empfangen haben, welche sich im jeweiligen Werk deutlich zeigen. Wie groß die Ausstrahlung dieser beiden Werkstätten war, läßt sich konkret und vor Ort noch heute in Tallinn erfahren, wo der Hochaltar des Heiligen-Geist-Hospitals aus der Werkstatt von Bernd Notke nur eine kurze Wegstrecke entfernt vom Hochaltar der Kirche St. Nikolai von Hermen Rode zu betrachten ist, wobei im Heiligen-Geist-Hospital nun auch der in den Niederlanden übliche Aufsatz zur Anwendung kommt. Dieses Element wird schließlich auch in Lübeck im Rosenkranz-Retabel für das Heilig-Geist-Hospital – heute

im St. Annen-Museum – übernommen – ein gutes Beispiel dafür, wie die lübische Kunst Einflüsse von außen verarbeitet.

Bernd Notke – Enigma trotz Erfolg überschreibt Matthias Weniger seinen Essay, in welchem er die Problematik um das Phänomen „Bernd Notke“ thematisiert, welche in den letzten Jahren einmal wieder sozusagen neu aufgerollt worden ist. Er skizziert zunächst die vorwiegend nationalistisch geprägte Rezeption der Arbeiten Notkes seit den zwanziger Jahren, führt dann sämtliche Nachweise für die Person Bernd Notke und die Werke der Werkstatt an und plädiert für die Tätigkeit Notkes als Bildhauer. Zum Schluß seiner Ausführungen betont er die Notwendigkeit genauerer formaler und kunsttechnischer Untersuchungen der für Aarhus und Tallinn nachgewiesenen Arbeiten und damit einen neuen Beginn der Diskussion um die St. Georgs-Gruppe in der Storkyrkain Stockholm.

In ihren Ausführungen *Die Lübecker Tafelmalerei um 1500* beschäftigt sich Miriam J. Hoffmann mit der zweiten künstlerischen Technik, die neben der Bildhauerei die Retabelproduktion in Lübeck prägt und weist zunächst auf die zahlreichen Exportstücke in Skandinavien, Finnland und im Baltikum hin, die bei dieser Betrachtung zu berücksichtigen sind. In der Folge führt sie einige Beispiele auf und stellt in diesem Zusammenhang die Methode der stilkritisch begründeten Zuschreibung infrage, da in zahlreichen Fällen mehrere Maler am Objekt beteiligt seien. Da Signaturen und schriftliche Quellen nur in seltenen Fällen vorliegen, schlägt sie die Erfassung in Werkgruppen vor. Die Entwicklung der Malerei in Lübeck im 15. Jahrhundert und die Organisation der tätigen Künstler/Werkstätten im Amt der Maler und Glaser werden kurz geschildert. Die bedeutende Wirkung, die Bernd Notke und Hermen Rode in der Stadt, aber auch für den „Kunstexport“ ausgeübt haben, wird thematisiert, schließlich die neue Situation durch die um und nach 1500 zuwandernden Künstler, die ihre Ausbildung in den Niederlanden oder in Süddeutschland erhalten haben und damit eine starke Konkurrenz für die lübische Malerei wurden.

Das große Überlieferungsproblem für die *Goldschmiedekunst in Lübeck* spricht Lothar Lambacher zu Beginn seines Aufsatzes an: Die für die Kirchen im Mittelalter – wie im profanen Bereich – wichtigen Gegenstände aus Edelmetall hatten neben ihrer liturgischen Funktion durchaus auch als Repräsentationszeugnisse sowie als Kapitalanlage ihren Wert; so kam es nach der Reformation, aber auch in späteren Zeiten gerade in diesem Bereich zu immensen Verlusten. Das Lübecker Goldschmiedeamt ist seit 1318 nachzuweisen, und es sind stets 22 Goldschmiede im mittelalterlichen Lübeck tätig gewesen – ein deutlicher Hinweis auf den Wohlstand der Stadt. Bereits im 14. Jahrhundert wurde der verbindliche Feingehalt festgelegt, der seit 1468 durch städtische Stempelung bestätigt wurde. Die Lübecker Goldschmiede hatten ihre Verkaufsbuden am Rathaus; diese standen im Eigentum des Rates und wurden an die jeweiligen Goldschmiede vergeben. Ein Überblick über die aus dem Mittelalter erhaltenen 40 lübischen Goldschmiedearbeiten nach ihren Funktionszusammenhängen beschließt den Beitrag.

„*Ghedichtet unde ghesath in der Keyserlichen Stadt Lubeck*“. *Der frühe Lübecker Buchdruck* ist das Kapitel überschrieben, das der Autor Hubertus Menke

einem Bereich der Kultur widmet, der für das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit von immenser Bedeutung war. Bereits kurz nach der Erfindung des Buchdrucks entstand in Lübeck ein großer Absatzmarkt, der Schriftgut niederländischer oder süddeutscher Herkunft nach Skandinavien und in den östlichen Ostseeraum vermittelte. Als erste Buchdrucker ließen sich Lukas Brandis und Bartholomäus Ghotan aus Magdeburg in der Hansestadt nieder, ihnen folgten weitere, darunter Steffen Arndes, von dessen 100 Druckwerken – darunter die „Lübecker Bibel“ 1494–60 in niederdeutscher Sprache erschienen. Die Drucker jener frühen Zeit entwickelten ihre Schriften selbständig; etliche beherrschten auch Latein, so daß Übersetzungen lateinischer Texte ins Niederdeutsche entstehen konnten und Lübeck sich bald gegen Köln und Magdeburg als niederdeutscher Druckort absetzen konnte. Eine der wichtigen Offizinen war die „Mohndruckerei“ (bezeichnet nach ihrer Marke), die von 1487 bis 1520/27(?) tätig war und mehr als 30 niederdeutsche Texte auf den Markt brachte, darunter u.a. den Totentanz (1489 ff.), die „Nachfolge Jesu Christi“ des Thomas von Kempen und die Offenbarungen der hl. Birgitta von Schweden. Die in den späteren Jahren zunehmenden Publikationen theologischer und profaner Art bedienten sich mehr und mehr der Volkssprache nach dem Muster des im gesamten Ostseeraum gesprochenen Mittelniederdeutsch und wurden so zu Wegbereitern der Literarisierung in der Stadt, die dazu führte, daß sich Buchbinder und Buchhändler in Lübeck ansiedelten.

Der dritte Abschnitt beginnt mit dem Beitrag von Iris Wenderholm *Aus den Tiefen der „Vaterländischen Vorzeit“*. Carl Friedrich von Rumohr, der *Memling-Altar und die Vorgeschichte des St. Annen-Museums*. Rumohr gehört zu den frühen Kunstgelehrten, die sich der mittelalterlichen sakralen Kunst annehmen. Die Nachbarschaft zur Stadt Lübeck – er hatte seinen Wohnsitz auf Rothenhausen, südwestlich der Hansestadt, – richtete seinen Blick dorthin und führte dazu, daß er 1813 mit seiner Schrift „Einige Nachrichten von Alterthümern des transalbingischen Sachsens“ die erste Publikation zur sakralen Kunst des Mittelalters in Lübeck veröffentlichte und damit ein neues Forschungsfeld für die noch junge Kunstgeschichte eröffnete. Rumohr „entdeckte“ sozusagen den Memling-Altar und stieß mit seiner Arbeit auf großes Interesse, das zum einen in Lübeck dazu führte, daß auf Betreiben des Senatssekretärs Roeck, der sich auf Rumohrs Schrift bezog, 1818 der Senat den Beschluß zum Schutz der beweglichen Kunst in Lübeck faßte. Zum anderen fand er ein Echo bei jungen Künstlern in Hamburg, von wo sich 1823 die Maler Erwin Speckter und Carl Julius Milde auf den Weg nach Lübeck machten und vor Ort Zeichnungen von Details des Memling-Altars schufen; diese waren Grundlage für eine Publikation lithographischer Reproduktionen, die 1825/26 mit einem Vorwort Rumohrs erschien. Den bereits 1818 durch den Prediger an St. Ägidien, Heinrich Christian Zietz, geäußerten Wunsch nach einem Museum für die zu bewahrende Kunst in der Stadt nahm Rumohr 1837 auf und plädierte dafür, die seit 1826 auf dem oberen Chor der Katharinenkirche bewahrten Kunstwerke der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, was dann 1848 tatsächlich geschah. Rumohr kann damit nicht nur als Entdecker der mittelalterlichen sakralen Kunst in Lübeck gelten, sondern auch als Initiator von Entwicklungen, welche schließlich 1915/16 zur

Einrichtung des St. Annen-Museums führten, dessen 100jähriges Jubiläum zugleich mit der Ausstellung gefeiert wurde.

Eine Geschichte von Entdeckungen und Verwerfungen. Bildproduktion in Lübeck im Spiegel der Kunstgeschichte umreißt Barbara Schellewald in ihrem Aufsatz, der mit der Feststellung beginnt, daß in den jüngeren Veröffentlichungen zur deutschen Kunstgeschichte die Spätgotik im Norden so gut wie gar nicht thematisiert wird. Der Trend der Kunstgeschichte, Innovation zum Bewertungsmaßstab zu machen, führt dazu, daß eher die oberdeutsche Entwicklung im Zentrum dieser Publikationen steht. Im Anschluß referiert Verf. die Geschichte der kunsthistorischen Publikationen über die lübische Spätgotik, beginnend mit Adolf Goldschmidt 1885, der die Grundlagen für die Späteren vorgegeben hat; von ihm bereits werden Bernd Notke und Hermen Rode als die führenden Gestalter in der Kunst des 15. Jahrhunderts benannt. Carl Georg Heise in den zwanziger Jahren und Max Hasse in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg sind diejenigen, die sich der spätgotischen Kunst in der Hansestadt besonders angenommen haben, wobei sie an die Vorgaben bei Goldschmidt anknüpften. Walter Paatz mit seinem zweibändigen Werk über Bernd Notke von 1939 stilisierte diesen – im Sinne der Ideologie dieser Zeit – zum norddeutschen Großmeister und schuf damit den „Mythos Notke“, der noch lange Zeit – wenn auch unterschwellig – in der lübischen Kunstgeschichtsschreibung nachwirkte. Eine Wende kam mit den neuen kunsttechnischen Erkenntnissen im Zusammenhang mit der Konservierung der Triumphkreuz-Anlage im Lübecker Dom in den siebziger Jahren, weitergeführt 1993 durch Jan von Bonsdorff, der in seiner Arbeit Schriftquellen zur Produktion und Distribution von Kunstwerken erschloß und damit von einer auf Personen und Orte fixierten Bezüglichkeit zur allgemeineren Formulierung einer „Kunst des Ostseeraumes“ fand. Das von Uwe Albrecht initiierte und herausgegebene Corpuswerk der mittelalterlichen Holzsulptur und Tafelmalerei in Schleswig-Holstein verfolgt diese Linie weiter, und auch neuere Publikationen zu einzelnen Künstlerpersönlichkeiten schließen sich dem an. Für die zukünftige Forschung weist Verf. auf die notwendige Einbeziehung von Kunsttechnologie und Kunsttopographie wie auf die Funktionsbestimmung der Kunstobjekte hin und betont die große Bedeutung interdisziplinärer Forschung.

Thorsten Albrecht vermittelt mit seinen Ausführungen über *Das Lübecker St. Annen-Museum. Vom Kloster zum Museum* einen guten und ausführlichen Überblick über die Anlage und ihre Funktionen in der kurzen klösterlichen Zeit und in jener der anschließenden, über fast vier Jahrhunderte sich erstreckenden profanen Nutzung, vorwiegend zu sozialen Zwecken bis zum Brand von 1843, der die Kirche und die Räume im Obergeschoß der ehemaligen Klausur zerstörte. Die Fassade der Kirche, bis zum Ende des 20. Jahrhunderts die dahinterliegende Ruine nach Westen abschließend, verweist mit der Verwendung von Sandsteinelementen auf Vorbilder in der niederländischen Sakralarchitektur, ebenso wie ehemals im Innenraum die beim Brand zerstörte hölzerne Deckung des Mittelschiffs bei gewölbten Seitenschiffen. Mit dem Einbau der Kunsthalle St. Annen in den Ostteil der Kirchenruine und der Nutzung der Seitenschiffräume für Gastronomie und Kasse/Museumsshop in den Jahren 2000 – 2002 bekam

das bis dahin verschlossene große Westportal der Kirche seine alte Funktion zurück: Es ist nun nicht mehr der Eingang in die Kirche, sondern in die Museumsanlage.

Zum anschließenden umfangreichen Katalogteil – er umfaßt immerhin 103 Exponate, darunter auch interessante Zeugnisse aus dem Alltag, die der Bereich Archäologie und Denkmalpflege als anschauliche „Illustrationen“ zu den mittelalterlichen Skulpturen und Malereien zur Verfügung gestellt hat, und als veritable Sensation die drei silbernen St. Jürgen-Figuren aus Berlin, Bremen und Hamburg – läßt sich bemerken, daß er, wie die gesamte Publikation, durch hervorragende Abbildungen wie auch durch umfangreiche, dabei sehr informative und – auch dies muß gesagt werden – gut lesbare Texte sich auszeichnet. Rez. empfiehlt allerdings dem geneigten Leser, sich eines Lesepultes zu bedienen: Der Ausstellungskatalog erweist sich vom Gewicht her als wirklich „schwere Lektüre“.– Abschließend sei noch ein Hinweis auf den neben dem Katalog publizierten Ausstellungsführer² gestattet, dessen Bearbeitung Sinah Witzig und Barbara Lanz übernommen haben und der mit knappen, guten und informativen Texten und ebenfalls guten Abbildungen etwa die Hälfte der in der Ausstellung gezeigten Exponate erläutert. Als Begleiter in der Ausstellung dürfte er vielen Besuchern gute Dienste geleistet haben.

Anschrift des Autors:

Dr. Jens-Uwe Brinkmann
Rahlstedter Straße 29
22149 Hamburg
E-Mail: brinkmann@surimono.de

² Jan Friedrich *Richter* (Hrsg.), *Die Jahrtausendausstellung. Lübeck 1500. Kunstmetropole im Ostseeraum*, 132 S., zahlr. Abb. [Lübeck 2015].

Der Lübecker Bürgermeister Hermen Plönnies († 1532). Teil 3: Nachlassregelung, das Engagement des Matthias Hestorp und das Los der Familie nach der Reformation.

Heinrich Dormeier

Der Lübecker Bürgermeister Hermen Plönnies ist nach seinem spektakulären Auszug aus der Hansemetropole am Osterabend 1531 und ungefähr ein Jahr nach seiner Erhebung in den Ritterstand durch Kaiser Karl V. bereits im Sommer 1532 in Münster gestorben.¹ Ob er dort noch vor den Täuferunruhen in der Lambertikirche oder in einem Familiengrab in der Umgebung der Stadt seine letzte Ruhestätte gefunden hat, wissen wir nicht. Jedenfalls ist er nicht, wie er es in seinem Testament von 1522 gewünscht hatte, in der Greveradenkapelle der Lübecker Marienkirche begraben worden. Zudem waren nach Einführung der Reformation im Jahr 1530 auch die Totenmemorien und Gedächtnisgottesdienste, die Plönnies in seinem Letzten Willen so detailliert beschrieben hatte, obsolet geworden. Abgesehen von der standesgemäßen Bestattung konnten auch etliche seiner Legate ad *pias causas* weder in Lübeck noch in Münster wie geplant ausgeführt werden.² Nachdrücklich wird man auch in diesem Fall daran erinnert, dass Testamente damals wie heute in der Regel keine Abschlussbilanzen waren, die man auf dem Sterbebett erstellte und die dann 1:1 umgesetzt wurden. Der Letzte Wille war eben keineswegs der wirklich letzte Wille des Verstorbenen. Ungewiss ist auch das weitere Schicksal des sogenannten Gavnø-Retabels, das Hermen Plönnies zwischen 1517/18 und 1520/21 von Jacob Claesz von Utrecht hatte malen und auf dem er sich gemeinsam mit seiner ersten Frau Ida, geborene Greverade, hatte darstellen lassen (Abb. 1).³ Ob Plönnies zusätzlich auch das

1 Vgl. generell die ersten beiden Teile dieser Untersuchung: Heinrich *Dormeier*, Der Lübecker Bürgermeister Hermen Plönnies († 1532). Teil 1: Retabelstiftung, Testament und soziales Engagement, in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte (=ZLG) 94 (2014), S. 75-136 [künftig zitiert: *Dormeier*; Plönnies 1]; *ders.*, Der Lübecker Bürgermeister Hermen Plönnies († 1532). Teil 2: Handelsaktivitäten, gesellschaftliches Umfeld und das „Exil“ während der Reformation, in: ZLG 95 (2015), S. 63-112 [künftig zitiert: *Dormeier*; Plönnies 2], hier bes. S. 103f. (Auszeichnung durch Karl V. 1531/32), S. 108-110 (Tod in Münster nicht 1533, sondern 1532); zum Todesjahr (1532) vgl. ergänzend die Angaben einer weiteren Ratslinie in Lübeck, Stadtbibliothek (Ms. Lub. 2° 330) unter: <http://digital.stadtbibliothek.luebeck.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:gbv:48-1-138250>, hier Bl. 69r: „Anno 1522 den 28. Janu(arii) worden tho Rade gekaren:“ u.a. „Her Herman Plonnies, consul et eques auratus ab impera(tore) Carolo V. Obiit in Munster, anno 1532. Vixit in senatu annos 10“; dazu das gebesserte Familienwappen mit dem doppelköpfigen Adler!

2 Archiv der Hansestadt Lübeck (=AHL) Testamente 1522 Sept. 27 (Hermen Plönnies), ediert von *Dormeier*; Plönnies 1 (wie Anm. 1), S. 131-135 (Anhang II).

3 Zum Retabel vgl. *Dormeier*; Plönnies 1 (wie Anm. 1), bes. S. 75-80, 85f., 96-103, 106-109 (mit weiterer Lit.); die dort vorgeschlagene Datierung ist im übrigen noch zu präzisieren: Ida Plönnies kann nicht erst im Spätherbst 1518, sondern muss bereits Anfang März 1518 gestorben sein, da am 8. März (Montag nach „Oculi in der vasten“) in der Antoniusbruderschaft ein Gedächtnismahl zu ihren Ehren abgehalten wurde (so AHL Antonius-Bruderschaft Nr. 3, fol. 197v zu 1518): „Ideke Plonies is in der broderscop sunte Antonius began des mandages na Oculi in der vasten; Hermen Plonius gaff eret



Abb. 1: Lübeck, St. Annen-Museum, Jacob Claesz von Utrecht, Gavnr-Retabel, Innenansicht.

Kreuzigungsretabel in Auftrag gab, das sich heute in der Sakristei von St. Jakobi befindet und das auf den Flügelinnenseiten einen Stifter mit dem Hl. Thomas und auf der anderen Seite die Ehefrau mit dem Hl. Jakobus zeigt, erscheint ungeachtet einer gewissen Ähnlichkeit des Stifterbildnisses mit dem des Hermen Plönnies auf dem Gavnr-Retabel äußerst fraglich.⁴

halven in desse gemelten broderscop 2 ½ m und vor en licht 20 s, hydr aff Werneken 6 d, is 3 mark 11 schilling 6 d.“ Das Retabel dürfte also bereits 1517/18 in Auftrag gegeben und um 1519/20 fertiggestellt worden sein; diesbezüglich korrekturbedürftig die neueste Beschreibung des Retabels bei Jan Friedrich *Richter* (Hrsg.), Lübeck 1500. Kunstmetropole im Ostseeraum. [Katalog anlässlich der gleichnamigen Ausstellung. Museumsquartier St. Annen, Lübeck. 20. Sept. 2015-10. Jan. 2016], Petersberg, Kr. Fulda 2015, S. 328-331 (mit Abb.).

4 Uwe *Albrecht* (Hrsg.), *Corpus der mittelalterlichen Holzskulptur und Tafelmalerie in Schleswig-Holstein*. Bd. 2: Hansestadt Lübeck. Die Werke im Stadtgebiet, Lübeck 2012, S. 303-311 Nr. 98 (309); *Richter* (wie Anm. 3), S. 222-225 Nr. 23, hier bes. S. 224. Skeptisch gegenüber dieser spekulativen Identifizierung des Stifterpaares wird man wegen der Auswahl der Schutzheiligen und vor allem deswegen bleiben müssen, weil auf dem Kreuzigungsretabel anders als auf dem Gavnr-Retabel jegliche Stifterwappen fehlen. Auch das ikonographische Programm und die Psalmverse verweisen nicht näher auf Plönnies und seine zweite Ehefrau. Zu den Stifterbildnissen in Lübeck vgl. er-

Doch wie erging es der Familie des verstorbenen Bürgermeisters in Lübeck nach 1532? Wenn man sich an die polemische Charakteristik des Reimar Kock erinnert, der noch in der Rückschau kein gutes Haar an diesem angeblich so selbstgerechten und hochfahrenden Westfalen ließ und ihm alle Schuld an dem spektakulären Auszug der beiden Bürgermeister aus der Stadt am Osterabend 1531 in die Schuhe schob⁵, wenn man die erregte öffentliche Reaktion auf diesen Exodus und die nicht minder harten Vorwürfe Brömses und Plönnies' gegen das „mutwillige Regiment“ der Ausschüsse, die gegen göttliches und natürliches Recht, gegen die christliche Kirche, gegen Kaiser und Reich und alle Stände des Christentums verstoßen hätten, in Betracht zieht⁶, wenn man ferner die weiter schwelenden Animositäten zwischen den nunmehr tonangebenden Lutheranern und den (ehemaligen) Anhängern des alten Glaubens berücksichtigt und wenn man nicht zuletzt an die turbulente Herrschaft des Jürgen Wullenwever in Lübeck vom Frühjahr 1533 bis zum Spätsommer 1535 denkt, dann könnte man annehmen, dass die Familie des geflohenen Bürgermeisters in den nächsten Jahren und Jahrzehnten einen ausgesprochen schweren Stand in der Hansemetropole gehabt haben müsste.⁷ Doch das war ganz offensichtlich nicht der Fall,

gänzend zu Dormeier, Plönnies 1 (wie Anm. 1), S. 77-79 auch Kerstin *Petermann*, Bernt Notke - Stifterbildnisse, in: *Anu Mänd/ Uwe Albrecht* (Hrsg.), *Art, Cult and Patronage. Die visuelle Kultur im Ostseeraum zur Zeit Bernt Notkes*, Kiel 2013, S. 66-80, sowie den zitierten Ausstellungskatalog „Lübeck 1500“ (wie Anm. 3), bes. S. 228-283 Nr. 25 (Kreuzigungsretabel, sog. Greveraden-Retabel), 332f. Nr. 58 (Kerckring-Retabel), 360f. Nr. 69 (Portrait des Hans Sonnenschein), 362f. Nr. 69 (Ecce Homo-Tafel des Hinrich Gerdes), S. 364f. Nr. 70 (Epitaph Wittinghoff).

5 Zum Urteil Kocks über Plönnies siehe *Dormeier*, Plönnies 1 (wie Anm. 1) S. 83 mit Anm. 24 (mit weiterer Lit.); vgl. nun auch die digitalisierte Fassung seiner Chronik in der Stadtbibliothek Lübeck (Reimar Kock, *Cronica der Keiserliken Stadt Lubeck*, I.-III. Teil, 1549, hier Teil III, bes. 1531 (ab fol. 338v = Nr. 638:338); zum Autor im übrigen die Skizze von Alken *Bruns*, Kock, Reimar, in: Alken *Bruns* (Hrsg.), *Neue Lübecker Lebensläufe*, Neumünster 2009, S. 338-341 (mit weiterer Lit.).

6 Zu den Reaktionen auf den Auszug der beiden Bürgermeister 1531 vgl. *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 94-101; die dort [S. 97f. nach Georg Waitz, *Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik*, 1-3, Berlin 1855-1856, hier Bd. 1, S. 100f. und 300f.] zitierte und als „Plakat“ in Lübeck veröffentlichte Stellungnahme der beiden Bürgermeister vom 20. Mai 1531 („sonavendes nha der hemmelfart Christi“) findet sich im Wortlaut bei (Caspar Sagittarius,) Jacob von Melle, *Historia Lubecensis ab anno MDI ad annum MDC*, Jena 1677, S. 286-298 [Lübeck, *Stadtbi.*, Ms. Lub. 4° 183 = Hs. Fortsetzung bis 1701 in Abschrift durch Jacob von Melle nebst vielen handschriftlichen Nachträgen und Bemerkungen von der Hand des Cantors Johann Hermann Schnobel; vgl. Digitalisat]; die äußere Beschreibung dieses Manifests nach Exemplaren im Stadtarchiv zu Rostock und in der Sammlung des Autors bei Carl Michael Wiechmann, *Meklenburgs altniedersächsische Literatur. Ein bibliographisches Repertorium* (Ende des 15. Jahrhunderts - 1625), 3 Bände, Rostock bzw. Nieuwkoop 1864/1870/1885; Nachdruck 1968, hier Bd. 1 (1864) S. 155f. Nr. LXXVI: Das Schreiben wurde „mit den dietzischen Lettern No. 2 [also von Ludwig Dietz] zu Rostock gedruckt. Der Brief ist ein Placat, welches zwei an einander geklebte Bogen in Fol. einnimmt, 115 (60+55) Zeilen enthält“. Zur Antwort der Bürgerausschüsse (12 Bll., 8°, gedruckt von Balhorn in Lübeck), ebd. S. 155 Anm. 1.

7 Zur unruhigen Zeit unter Wullenwever vgl. *Waitz* (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 36-67, S. 266-281; Antjekathrin *Graßmann* (Hrsg.) *Lübeckische Geschichte*, 4. Aufl., Lü-

weder in materieller noch in religiöser Hinsicht. Dafür waren mehrere Gründe ausschlaggebend: Vor spontanen und rücksichtslosen Zugriffen auf Leib, Leben und Besitz der Familie bewahrte schon der Schutzbrief Kaiser Karls V. von 1531. Vormundschaften und Testamentsvollstrecker waren bereits seit langem festgelegt. Wie schon zu Lebzeiten, so konnte sich der Lübecker Familienzweig auch nach dem Tode des Bürgermeisters auf den engen Zusammenhalt zwischen den Familienangehörigen, verschwägerten Ratsfamilien, Geschäftsfreunden und Prokuratoren verlassen.⁸ Selbst im kirchlichen Bereich waren die Plönnies nach dem Tod des Bürgermeisters nicht etwa zu Außenseitern in der Stadt geworden. Die Reformation war zwar seit 1530 und spätestens mit der neuen Kirchenordnung Bugenhagens (27. Mai 1531) recht fest in Lübeck etabliert, aber für Anhänger des katholischen Glaubens gab es durchaus noch Luft zum Atmen. Das Domkapitel blieb katholisch, das Johanniskloster besaß dank dem Einsatz der beiden emigrierten Bürgermeister am Kaiserhof einen Sonderstatus, und selbst einflussreiche Ratsmitglieder gaben die Hoffnung nicht auf, dass es noch einmal eine Rückkehr zur alten Lehre geben könnte.

1. Die Regelung des Nachlasses des Hermen Plönnies

Doch zunächst zu den Auseinandersetzungen um das Erbe des Verstorbenen: Die Nachlassregelung zog sich wie üblich über Jahre hin, verlief aber anscheinend ohne größere Komplikationen. Nur ein einziger der Testamentsvollstrecker des ehemaligen Bürgermeisters, der vielbeschäftigte Gotke Engelstede, der inzwischen ein eifriger Anhänger des neuen Glaubens geworden war, hat sich offenbar nicht mehr an sein Wort gebunden gefühlt oder sein Mandat aus anderen Gründen niedergelegt. Ansonsten sind sowohl die Vormünder der Kinder

beck 2008, bes. S. 401-421; zusammenfassend (mit neuerer Literatur) Rainer Postel, Wullenwever, Jürgen, geb. 1488 oder früher (nicht 1492/93) Hamburg, gest. 24. (nicht 29.) 9. 1537 bei Wolfenbüttel, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck 13, Neumünster 2011, S. 494-506.

8 Zusätzlich zu den bereits früher genannten Geschäftsfreunden [*Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 66-85] unterhielt Plönnies auch gute Kontakte zu seinem Vetter, dem aus (Haselünne oder) Münster stammenden Borchard Herde, der vermutlich identisch ist mit jenem Borchard Herde, der bereits beim gleichnamigen Onkel des Lübecker Bürgermeisters in die Lehre ging, später Bürgermeister in Reval war und Finanzgeschäfte in Lübeck durch den Ratsherrn Hermen Plönnies abwickeln ließ; vgl. *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 89 mit Anm. 78, S. 107 mit Anm. 130; S. 112 Anhang II (1526 Aug. 24); Roland *Seeberg-Elverfeldt*, Revaler Regesten, Bd. III: Testamente Revaler Bürger und Einwohner aus den Jahren 1369-1851 (Veröffentlichungen der niedersächsischen Archivverwaltung, H. 35), Göttingen 1975, S. 105f. Nr. 97f.; zu den Kapitalanlagen Herdes unten Anhang Nr. II. Zu diesem oder einem gleichnamigen Münsteraner Verwandten, einem 1539 verstorbenen Sohn des Wolter Plönnies und der Elsa Lidermann, siehe Ronnie Po-chia *Hsia*, Society and religion in Münster, 1535-1618, New Haven 1984, Appendix S. 224 Nr. 57; zum fortwährenden Einfluss der Gruppe der Westfalen in Lübeck nach der Reformation auch Marie-Louise Pelus, Niederdeutsch-westfälische Einwanderer in Lübeck 1500-1570. Formen und Bedeutung einer Emigrationsbewegung in der frühen Neuzeit, in: Bernhard *Sicken* (Hrsg.), Herrschaft und Verfassungsstrukturen im Nordwesten des Reiches. Beiträge zum Zeitalter Karls V. - Franz Petri zum Gedenken (1903-1993), Köln 1994, S. 31-45, bes. S. 34-43.

des Bürgermeisters aus seinen beiden Ehen als auch die Prokuratoren seiner Witwe offenbar ihrer Verantwortung pflichtgemäß nachgekommen. Das Haus in der Engelsgrube, das Hermen Plönnies 1525 erworben hatte, wurde Ostern 1534 von den Vormündern der Kinder (aus der 2. Ehe), nämlich von Matthias Hestorp, Hieronymus und Andreas Witte, wieder verkauft. Allerdings verblieben den Bevollmächtigten zunächst noch 10 Mark, später nach Ablösung eines Teils noch 5 Mark Jahresrente, über die dann Matthias Hestorp in seinem Testament von 1554 verfügte.⁹ Anfang 1535 bemühten sich die Bevollmächtigten der Witwe Anneke, nämlich ihr Bruder Hieronymus und Matthias Hestorp, darum, dass Hinrik Reder, für den sich der verstorbene Fernkaufmann mehrfach beim schwedischen König verwandt hatte, seine Restschuld über acht Last schwedisches Eisen (Osemund) beglich.¹⁰ Wenige Wochen später wurden die Vormünder, dieses Mal Lambert van Dalen und Hieronymus Witte, in der besagten Angelegenheit erneut aktiv, um die Lieferung des zum Teil in Danzig beschlagnahmten Eisens (5 Last Osemund) durchzusetzen. Erst unter Vermittlung der Ratsherren Cord Wibbeking und Hermen Schutte kam es mit Reinolt Werneke und Hinrik Reder zu einem Vergleich.¹¹ Anfang Februar 1536 musste sich Matthias Hestorp wie schon 1532 erneut gegen üble Nachreden („etliche scheldesworde“) des Wilhelm van Düren wehren. Ob diese Schmähreden möglicherweise auf den Einsatz Hestorps für seinen verstorbenen Dienstherrn zielten, bleibt unklar. Bei der gütlichen Einigung zwischen den Kontrahenten konnte sich Hestorp jedoch wiederum auf seinen Partner Lambert van Dalen verlassen.¹² Noch im selben Jahr kam es zu einer grundlegenden Klärung der Erbansprüche. Zunächst verkauften Lambert van Dalen, Mathias Hestorp, Hieronymus Witte und Ambrosius Meyer als Vormünder der Witwe des verstorbenen Bürgermeisters Hermann Plönnies und ihrer Kinder am 8. April 1536 gegen die stolze Summe von 1200 Goldgulden Herrn Wilbrand Plönnies, Bürgermeister in Münster, die Hälfte von drei Erbgütern in Brock im Kirchspiel Sendenhorst im Stift Münster. Der Hof „thom Broke, dat gerdinckhus tho Broke unnd de vatendeshove“ und die Hälfte der dazugehörigen Eigenleute waren Herman Plönnies, dem Bruder des Käufers, bei der Teilung mit seinen Brüdern und Schwestern zugefallen, während

9 AHL Oberstadtbuch [künftig zitiert: OStB] Nr. 13 (1528-36), Jacobi fol. 51v (S. 104) zu 1534 (Pasche = April 5), verkauft an Clawes Karl; ebd. Jacobi fol. 55r (S. 111) zu 1535 Cinerum (Aschermittwoch, 10. Febr.) mit Zusatz über die reduzierte Rente vom 15. Juli 1538; dazu AHL Testamente 1554 Juli 13: Matthias Hestorp (siehe unten Anhang IV); zum Ankauf des Hauses 1525 vgl. *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 65.

10 AHL Niederstadtbuch [künftig zitiert: NStB] 1535-1537, fol. 2v zu 1535 (Epiphanius Domini bzw. Jan. 6); zu den Geschäften Reders in Stockholm *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 72 mit Anm. 27, S. 109 mit Anm. 136 sowie auch AHL NStB 1532-1534, S. 327 zu 1532 Simonis et Jude.

11 AHL NStB 1536-1537, fol. 46r/v zu 1536 (nach April 28).

12 AHL NStB 1535-1537, fol. 114v zu 1536 Febr. 4: Im Namen vieler anderer Bürger bezeugen Lambert van Dalen und Hans Rullinckhusen auf Seiten des Matthias Hestorp und Tönnies Overhagen und Hans Bracht auf Seiten Wilhelms van Düren die einvernehmliche Einigung; zu dem Streit von 1532 siehe *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 109, S. 113 Anm. 97.

die andere Hälfte Bernd Grolle zukam.¹³ Um Michaelis desselben Jahres traten Lambert van Dalen, Ambrosius Meyer und Mathias Hestorp als Vormünder der Anneke Plönnies dann auch deren Ansprüche aus dem väterlichen Erbe an den Bruder Hieronymus Witte ab, der sich schon Monate zuvor von seinem Bruder Andreas hatte ermächtigen lassen, alle offenstehenden Rechnungen und Schulden, „unnd sunderlings wes he myt synem zeligenn schwagere herrn Herman Plönnies etlicher rekenschup halven [...] uthstande hefft“, zu regeln.¹⁴ Im Juni 1537 befassten sich die genannten drei Prokuratoren gemeinsam mit Hieronymus Witte erneut mit den Außenständen und Ansprüchen ihrer Mandantin und deren Kinder in Münster. Denn vor dem Niedergericht bekannten die Gebrüder Tonnies und Franz Koesfeld aus Münster, auch im Namen ihres Bruders Reinold und ihres Schwagers Evert Jakufledes, dass sie dem verstorbenen Bürgermeister noch 1526 Mark 3 Schilling und 6 Pfennig schuldig seien. Die Vormünder der Anneke Plönnies einigten sich mit den Schuldnern darauf, dass die Hälfte der Summe am kommenden Michaelistag zu zahlen und die andere Hälfte zu verrenten bzw. ratenweise zu begleichen sei. Aus welchen Geschäften die recht hohen Schulden erwachsen sind, wird leider nicht mitgeteilt. Wenige Jahre später waren auch diese Rückforderungen laut der Bestätigung der Testamentsvollstrecker vom 29. Juni 1541 erledigt.¹⁵

Die Vormünder der Kinder aus der ersten Ehe des Hermen Plönnies walteten ebenfalls ihres Amtes. Mitte März 1536 wurden die beiden ältesten Söhne des verstorbenen Bürgermeisters, Hermen und Alf, mündig und bedankten sich pflichtgemäß mit den üblichen Standardformeln bei ihren Vormündern, dem Ratsherrn Godert van Hövelen und Gotze Butepage, für die gute Betreuung.¹⁶ Den Kindern des Hermen Plönnies aus der ersten Ehe mit Ida Greverade stand im übrigen noch der vierte Teil eines Hofes („de Grewerower hoff“) vor dem Holstentor zu, um den es 1537 anscheinend leichtere Auseinandersetzungen unter den untereinander verwandten und befreundeten Anteilseignern gab.¹⁷

Derweil hatten sich bereits Mitte Januar 1537 die verschiedenen Prokuratoren und Testamentsvollstrecker offensichtlich endgültig über den Nachlass des verstorbenen Hermen Plönnies geeinigt: Bürgermeister Godert van Hövelen und Gotze Butepage, die oben genannten Vormünder der Kinder aus der ersten Ehe des verstorbenen Bürgermeisters (Hermann, Adolf und Ideke), erhielten von Lambert van Dalen, Matthias Hestorp, Ambrosius Meyer und Hieronymus Witte, den Testamentsvollstreckern des Hermen Plönnies, 4400 Mark als Anteil,

13 AHL NStB 1535-1537 zu 1536, fol. 141v-142r zu 1536 April 8.

14 AHL NStB 1535-1537 zu 1536, fol. 233v zu 1536 Michaelis (um Sept. 29); ebd. zu 1536, fol. 146v zu 1536 (April 27).

15 AHL NStB 1535-1537 zu 1537 Mitte Juni; anschließend die Bestätigung des Matthias Hestorp und des Ambrosius Meyer von 1541 (Petri et Pauli).

16 AHL NStB 1536, fol. 130v zu 1536 Oculi (um März 19)

17 AHL NStB 1535-1537, fol. 369r zu 1537 Sept. 1; neben den Plönnies-Nachkommen, vertreten durch Hieronymus Warmböke, waren zweitens der Domherr Johann Meyer und seine Schwester Anna, die Frau des Mathias Hestorp, drittens die Nenstede und viertens die Erben des Godert Wiggerinck an dem Hof beteiligt.

der den drei genannten Kindern aus erster Ehe aus dem Nachlass des Verstorbenen zustand. Über diese Ansprüche wie auch über die 700 Mark, die gemäß den Verfügungen im Rechnungsbuch des Hermen Plönnies den Töchtern Metke und Katharina, Nonnen im Kloster St. Johannis, ausbezahlt worden waren, sollte hinfort kein Streit mehr stattfinden.¹⁸ Der Vergleich verschafft uns nicht nur einen Einblick in die Größenordnung des ansehnlichen Nachlasses des verstorbenen Bürgermeisters, sondern bestätigt auch, dass sich seine Prokuratoren an den Bestimmungen des privaten Rechnungsbuches und nicht etwa an einem zweiten, erneuerten, aber nicht überlieferten Testament orientierten. Wie etliche andere Kaufleute auch, aber nur etwas ausführlicher hatte Hermen Plönnies einen entsprechenden Passus in seinen letzten Willen von 1522 eingefügt: „Falls ich etwas, das in meinem Testament nicht ausdrücklich angegeben ist, von meinem Gut vermachen will und dies mit eigener Hand in mein Rechnungsbuch schreibe oder im Beisein von zwei meiner Testamentsvollstrecker schreiben lasse oder zu geben und auszurichten anordne oder aber solche (Anweisungen) außerhalb des Landes schreibe oder schreiben lasse, dann möchte ich, dass diese Verfügungen die gleiche Rechtskraft haben, als wenn sie in diesem Testament vermerkt worden wären.“¹⁹ Zweifellos haben sich die Nachlassverwalter nach diesen Bestimmungen gerichtet. Die Ansprüche und Verpflichtungen des ehemaligen Bürgermeisters machten der Witwe und den Vormündern noch bis zur Jahrhundertmitte zu schaffen. Erst im Herbst 1544 wurde das Kapital von 800 Mark abgelöst, das Hermen Plönnies im Juni 1522 in Absprache mit den Mitvorstehern von der Hl. Leichnamsbruderschaft gegen eine jährliche Rente von 40 Mark (zu Johannis Mittsommer) zum Nutzen der Bruderschaft und der Armen aufgenommen hatte. Der gerade in den Rat gewählte Hieronymus Warmböke, der mit Ida, der Tochter des Hermen Plönnies, verheiratet war, nahm als Vorsteher der Bruderschaft den Betrag von Matthias Hestorp entgegen.²⁰ Noch Ende 1550 waren Rentzahlungen zu tilgen, die Hermen Plönnies und seiner Frau Anneke 1530 aus dem Erbe des Bürgermeisters Hinrik Witte und dessen gleichnamigen Sohnes zugeschrieben worden waren.²¹

2. *Das Engagement und die testamentarischen Verfügungen des Matthias Hestorp*

Mit besonderem Eifer und auch menschlicher Anteilnahme hat sich der mehrfach genannte Matthias Hestorp um Frau und Kinder des verstorbenen Bürgermeisters gekümmert. Der aus Münster stammende ehemalige „Geselle“

18 AHL NStB 1535-1537, fol. 288r zu 1537 Jan. 16, ed. unten Anhang III.

19 Vgl. *Dormeier*, Plönnies 1 (wie Anm. 1), Anhang II (S. 133).

20 AHL Vereins- und Verbandsarchiv: Hl. Leichnamsbruderschaft Nr. 1, fol. 25v (unter den Nachträgen zu 1544 „Michaelis“); ebd. Nr. 13, fol. 72v (zum 7. Okt. 1544); dazu *Dormeier*, Plönnies 1 (wie Anm. 1), S. 119 mit Anm. 110; die ebenfalls im Jahr 1522 aufgenommenen 200 Mark waren bereits am 30. April 1532 abgelöst worden.

21 AHL OStB Nr. 13 (1528-36), Marie fol. 32r (S. 63) zu 1530 Purif. Mariae (Febr. 2) mit dem Zusatzvermerk vom 13. Dez. 1550; zu diesem Erbe vgl. *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 65 mit Anm. 8.

des Hermen Plönnies hielt sich seit 1515/16 in Lübeck auf und hatte in geschäftlichen wie auch in persönlichen Angelegenheiten seinem Mentor und Handelspartner jahrelang zur Seite gestanden.²² Durch seine Heirat mit einer Tochter des Ratsherrn Johann Meyer, aber vor allem durch seine Handelsgeschäfte, insbesondere in Schweden, war er zu einem vermögenden Mann geworden. Im Niederstadtbuch stößt man erstaunlich häufig auf Belege seiner wirtschaftlichen Tätigkeit, aber auch seiner Fürsorge sowohl für die Familie des verstorbenen Bürgermeister Plönnies als auch für die Familie seiner Frau.²³ Noch 1548 einigte er sich gemeinsam mit den übrigen Vormündern der Anneke Plönnies - damals Hieronymus Witte und die Ratsherren Lambert van Dalen und Ambrosius Meyer -, mit Magnus Bruning (bzw. Bruns) über dessen Restschulden von 275 Mark.²⁴ Sein Siegel mit den Initialen M.H. ist aus Bürgerschaften bekannt, die er für einen Bürger aus Rostock und für einen Grundstückstransfer übernahm (Abb. 2).²⁵ Wie sehr Hestorp über den Tod seines väterlichen Geschäftspart-

22 Vgl. *Dormeier*, Plönnies 1 (wie Anm. 1), S. 121 (Mitarbeit in der Leichnambruderschaft), 133f. (Testament des Hermen Plönnies); *ders.*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 83f. (als Testamentsvollstrecker des H. Plönnies), 86 Anm. 121, S. 89, 109 und ausführlich ebd. S. 85.

23 Unter den Stadtbucheinträgen siehe u.a. AHL NStB 1527-28, fol. 5r zu 1527 Mis. Domini (Vollmachtsbrief des Rats zu Münster über den Empfang von 100 Goldgulden); ebd., fol. 39v-40r zu 1527 Vis. Mar. bzw. Juli 12 (Klage des M. Hestorp gegen Cord Meer bzw. Moor über 233 Mark wegen der Leinwand des Michael Hoen); ebd., fol. 96r zu 1527 Conc. Mar. bzw. Dez. 11 (Johannes Meyer, Vikar am Dom, Hinrik Witte und M. Hestorp sowie der abwende Fricke vam Damme als Vormünder der 7 Kinder des verst. Ratsherrn Johann Meyer); ebd. fol. 187v-188r zu 1528 Juni 23 (Schelinge zwischen den genannten Vormündern, nämlich Mag. Johann Meier, Hinrik Witte, Fricke vam Damme und Matthias Hestorp, und den Testamentariern des verstorbenen Ratsherrn Johann Meier); dazu ebd. fol. 198r zu 1528 August 8 (Beilegung des genannten Streits); NStB 1529, fol. 21r-v zu 1529 Conv. Pauli bzw. 27. Januar (Hestorp erneut gemeinsam mit den oben genannten Kollegen als Vormund („bysoygerere“) der Kinder des verstorbenen Ratsherrn Johann Meyer; ebd. fol. 22v (Nachtrag auf Latein vom 22. Juli 1540); NStB 1532-34, S. 268 zu 1532 Bartholomaei (um 24. Aug.); NStB 1529, fol. 174v zu 1529 Ass. Mar. (15. August) mit Abschrift einer Urkunde vom 13. Juli 1529 (Schwedenkontakte); NStB 1529, fol. 206v/207r zu 1529 Francisci conf. bzw. 5. Okt. (Nachbarschaftsstreit mit Simon Henninges); NStB 1529, fol. 282r/v zu 1529 Lucie virg., d.h. um 13. Dez. (neben Hestorp und Fricke vam Damme nunmehr Ambrosius Meyer Testamentsvollstrecker des Ratsherrn Johann Meyer als Ersatz für den verstorbenen Hinrik Witte); NStB 1535-1537, fol. 275v-236r zu 1536 Jan. 20 (Auseinandersetzung zwischen Lambert van Dalen und Hinrik Gellinckhusen einerseits und Magister Johann Meyer, Mathias Hestorp und Ambrosius Meyer andererseits); NStB 1535-1537, fol. 311v zu 1537 am 1. Sonntag in der Fasten (Lambert van Dalen und Hermen Sickmann gegen Matthias Hestorp und Ambrosius Meyer); siehe auch Helga Rossi, Lübeck und Schweden in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Das Lübecker Holmevarer-Kolleg zwischen 1520 und 1540. Bearbeitet und mit einem Essay zur Forschungsgeschichte eingeleitet von Hans-Jürgen Vogtherr, Lübeck 2011, S.125f.

24 AHL NStB 1547-48, fol. 178r/v zu 1548 Viti mart. bzw. 20. Juni.

25 AHL Urfehde Nr. 109 (1554 Jan. 9: Brandt Berndes aus Rostock), Siegel 2 (Hestorp mit Initialen); AHL Interna, Appendix Nr. 168a (1541 Mai 25: Engelke Brunsberg, genannt Burmester), hier Siegel Nr. 2 (ohne Initialen!); vgl. Nachzeichnung von Johann Warncke, Siegel an den Urkunden des Rept. 2a: Interna, Legitimationes, Urfehlen u. Soldquittungen (AHL Hs. 1074), Karteikarte unter Hestorp.

ners hinaus mit dessen Witwe und deren Kindern verbunden war, kommt nicht zuletzt in den drei Testamenten zum Ausdruck, die er 1533, 1543 und 1554 aufsetzte.²⁶ Abgesehen von den engeren Familienangehörigen in Lübeck und in Westfalen verweisen seine privaten Anweisungen erstaunlich gezielt auf die Plönnies-Familie²⁷: Die silberne Kanne, die er 1522 zugesprochen bekommen hatte und die ihm gemäß der Verfügung seines einstigen Dienstherrn dann auch tatsächlich spätestens nach dessen Tod ausgehändigt wurde, verehrte er nun im Testament von 1533 Anneke, der Tochter seines Gönners: „Item de sulveren kanne, so my zelige her Hermen Plonnyes gaff, desulveren kannen gheve ick syner dochter Anneken to fruntliker dechnisse.“ In den folgenden Testamenten wird Anneke nicht mehr erwähnt, weil sie höchstwahrscheinlich 1537 gestorben ist.²⁸ Im selben Testament stellte Hestorp seiner „Wirtin“ Anneke, der Witwe des Hermen Plönnies, 500 Mark und 1543 sogar 600 Mark mit möglichen Zulagen in Aussicht. Sämtlichen Kindern des Hermen Plönnies, 1533 noch neun an der Zahl, vermachte er je 100 m bei ihrer Mündigkeit, später dann „nur“ noch je eine silberne Schale. Zwei Töchtern des Hermen Plönnies sowie den drei Schwestern seiner eigenen Ehefrau, die sämtlich im Johanniskloster lebten, sollte nach dem Letzten Willen von 1543 und 1554 eine Rente aus einem Haus in der Engelsgrube zufallen. Laut dem Testament von 1543 waren damals Gertrud und Mette (Metke), 1554 Mette und „Katharineken“ Nonnen im Johanniskloster. Die sonst unbekannte Tochter Gertrud dürfte vermutlich aus der 2. Ehe des Hermen Plönnies mit Anneke Witte hervorgegangen sein und laut einem Vermerk im Wochenbuch der Marienkirche 1548 gestorben sein.²⁹ 1554 werden von den ursprünglich neun Kindern nur noch Dr. Hermann, Alf und Ideken Plönnies und die beiden Schwestern im Johanniskloster sowie Hinrik, der Sohn aus der 2. Ehe mit Anneke Witte, ausdrücklich erwähnt. Dieser „kleine Hinrik“, wie ihn Hestorp 1533 fast zärtlich nennt, sollte beim Eintritt ins Erwachsenenleben sogar insgesamt 200 Mark bekommen. 1554 gestand ihm Hestorp noch den möglichen Überschuss nach Verteilung des Erbes zu, und zwar erneut in dankbarer Erinnerung an die jahrelange Gastfreundschaft und Fürsorge, die er spätestens nach dem Tod des Bürgermeisters (1532), wenn nicht schon früher, in dessen Haus genossen hatte: „Item dewyle ick denn etliche jar lanck na seligenn hern Herman Plonnyes dode beth up desse tidt in dem huesße gewesenn unnd my van myner fruntlickenn leven werdynnen wegen Anneke Plonnyes vele gudes ere unnd wyllenn wedder farenn, wenner dan myne vorbenomeden gyffte unnd be-

26 AHL Testamente 1533 Dez. 17: Matthias Hestorp (nicht: „Hostorp“!); ebd. 1543 Okt. 27; 1554 Juli 13; vgl. die tabellarische Übersicht über die Legate unten Anhang IV.

27 Zum Folgenden vgl. die Stammtafel des Lübecker Familienzweiges der Plönnies bei *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1) S. 66f.

28 Vgl. den entsprechenden Eintrag im Wochenbuch der Marienkirche (1537) unten Anm. 48.

29 AHL Marien-Wochenbuch 1542-1551, hier unter den vom Schluss her eingetragenen Jahren auf nicht paginierten oder foliierten Seiten unter der Rubrik „Anno 1548 in der VI weken na Michaelis entf(angen)“ [Nov. 4-10]: Item des mandages [Nov. 5] ledth seligen Heren Herman Plonnieß nagelaten wedewen spreken vor ehr dochter I sarck, ludenth 1 stunde, de kerken graffth is: 18 Mark.“

wislichen schulde erlecht, wes denne overich syn wert, be-
wechlick unnd unbewechlick
nichts butenn beschedenn,
geve ick myner seligenn wer-
dynnen Anneken Plonnies
szoen [Sohn] also Hinrick
Plonnies, myner dar by tho
gedenckenn.“³⁰ Hestorp, der
sich 1554 in seinem letzten
(überlieferten) Testament den
Bürgermeister Ambrosius
Meyer, den Ratsherrn Lam-
bert van Dalen und Andreas
Witte als Prokuratoren erkor,
blieb auch mit dieser Wahl
den Familien seiner Frau
wie auch der seiner ehemali-
gen, wohl 1550 verstorbenen
„Wirtin“ Anneke Plönnies,
geborene Witte, treu. 1557
starb auch Matthias Hestorp und durfte sich des dankbaren Gedenkens der von
ihm Begünstigten sicher sein.³¹



Abb. 2: Lübeck, AHL Urfehde Nr. 109 (1554 Jan. 9):
Siegel bzw. Firmenzeichen des Matthias Hestorp mit
Initialen M.H.

3. Die Wiedereinsetzung des alten Rats (1535) und das Beharrungsvermögen katholischer Bevölkerungsgruppen

Wenn die Familie des Bürgermeisters Hermen Plönnies, der bis zuletzt hart-
näckig an seinem katholischen Glauben festhielt, auch nach dessen Tod und
ungeachtet der erfolgreichen Einführung der Reformation in der Hansestadt sich
sowohl finanziell, gesellschaftlich als auch politisch und, wenn auch stark ein-
geschränkt, sogar im kirchlichen Bereich, erstaunlich gut behauptet und sogar
noch an Einfluss gewonnen hat, dann lag das nicht nur daran, dass die Verwand-
ten, Testamentsvollstrecker und Freunde der vier Ratsfamilien Greverade,
Plönnies, Witte und Meyer alles getan haben, um den Kindern und Enkeln des
ehemaligen Bürgermeisters das Erbe ihres Vaters zu erhalten und ihnen eine

30 AHL Testamente 1554 Juli 13 (Mathias Hestorp); vgl. unten Anhang IV; zur
1532 erwähnten Kammer Hestorps im Haus des verstorbenen Bürgermeisters. *Dormeier*,
Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 109 mit Anm. 136.

31 AHL Personenkartei (mit Verweis auf das Marien-Wochenbuch, 10. Woche
nach Pfingsten); dieses Marien-Wochenbuch Nr. 4 (1551-1561) fehlt in der Serie der
Wochenbücher, die um 1990 aus Russland ins AHL zurückgekommen sind, so dass
diejenigen Einträge, die in den Zettelkästen des AHL oder in den Lübecker Bau- und
Kunstdenkmälern zitiert werden, leider nicht überprüfbar sind; vgl. ferner auch NStB
1558, fol. 104r/v zu 1558 April 20 (Erbaueinandersetzung zwischen den oben genann-
ten Testamentsvollstreckern des Matthias Hestorp und seinen Erben, vertreten durch
Illies Brinckman).

angemessene Erziehung und Ausbildung zu sichern. Vielmehr verschaffte seit Mitte der 1530er Jahre die neue politische Ordnung den Anhängern des alten Glaubens bis zu einem gewissen Grad neuen Spielraum. Die Reformation wurde in Lübeck ungeachtet der Abstellung der Messen Ende Juni 1530 eben nicht von einem Tag auf den anderen und durchaus nicht komplikationslos eingeführt, weder in den Köpfen der Bürger noch institutionell. Das Domkapitel hatte zwar seine geistlichen Befugnisse verloren und konzentrierte sich ganz auf die inneren Angelegenheiten und auf die Verwaltung des ansehnlichen Besitzes, aber die residierenden Kapitulare blieben noch gut drei Jahrzehnte ausnahmslos katholisch.³² Neu in diesen Kreis aufgenommen wurde neben anderen 1537/1548 auch Magister Georg Witte, der Sohn des früheren Bürgermeisters Hinrik Witte und Schwager des Hermen Plönnies, und zwar auf Bitten von Verwandten und einflussreichen Freunden, die sämtlich für ihre katholische Grundeinstellung bekannt waren und in diesem Fall ihre guten Beziehungen zum Domkapitel nutzen konnten. Als Bittsteller sind namentlich genannt die Bürgermeister Nikolaus Brömse und Joachim Gerken, der Ratsherr Lambert von Dalen, Ambrosius Meyer und etwas überraschend auch die Witwe des Hermann Plönnies, zu Lebzeiten Bürgermeister von Lübeck („ad preces ... relicte quondam Hermannii Plonies dum viveret etiam proconsulis Lubicensis civitatis“). Lambert von Dalen, der Freund des Hermen Plönnies, dessen Mitvorsteher und Nachfolger als Vorsteher der Leichnamsbruderschaft, und Ambrosius Meyer, Schwager des Hermen Plönnies und gemeinsam mit Lambert von Dalen Testamentsvollstrecker des verstorbenen Bürgermeisters und Vormund seiner Witwe, sprachen in dieser Angelegenheit persönlich beim Kapitel vor.³³ Ihre Bitten fanden umso mehr Gehör, da in der Zwischenzeit ein neuer Rat in Lübeck etabliert worden war. Die kaiserlichen Mandate, die zur Rückkehr zur alten Ordnung aufforderten, waren zwar in der Substanz zunächst wirkungslos, doch ein Exekutorialmandat des Reichskammergerichts vom 7. Juli 1535 konnte von den Anhängern Wullenwevers, die auch außenpolitisch zunehmend isoliert waren, nicht mehr einfach beiseite gewischt werden. Dieses Mandat führte nach den unruhigen Jahren unter Jürgen Wullenwever am 26. August 1535 zu einem Rezess zwischen Bürgerschaft und Rat, mit dem man die Ausschüsse wieder abschaffte, aber zugleich die Beibehaltung der protestantischen Lehre seitens des Rates

32 Dazu im einzelnen Wolfgang Prange, Katholisches Domkapitel in evangelischer Stadt? 1530-1538, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde (=ZLGA) 81 (2001) S. 123-160, erneut in: *ders.* (Hrsg.), Bischof und Domkapitel zu Lübeck. Hochstift, Fürstentum und Landesteil 1160-1937, Lübeck 2014, S. 289-325 (mit zwei kurzen Zusätzen); ferner *ders.*, Der Wandel des Bekenntnisses im Lübecker Domkapitel 1530-1600 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, Bd. 44), Lübeck 2007, erneut Teilabdruck (von S. 8-12, 119-168) in: *ders.* (Hrsg.) Bischof und Domkapitel (wie oben) S. 325-329, 339-384.

33 Wolfgang Prange (Hrsg.), Die Protokolle des Lübecker Domkapitels 1535-1540 (Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden [= SHRU] 11), Neumünster 1990, S. 50 § 197 (1537 Aug. 21); dazu ebd. S. 51 § 201 (1537 Aug. 27), S. 234 § 1290 (1537 Aug. 21), S. 235 § 1294 (1537 Aug. 24 mit dem Abdruck des Echtheitszeugnisses von 1530 Conv. Pauli aus dem NStB); ferner Prange, Katholisches Domkapitel (wie Anm. 32), S. 25, 137 Nr. 67 bzw. *ders.*, Bischof und Domkapitel (wie Anm. 32), S. 359 Nr. 67.

gewährleistete.³⁴ Damit war der Weg frei für die schon seit längerem geforderte Rückkehr des Bürgermeisters Nikolaus Brömse und die innenpolitische Restauration. Nur zwei Tage später feierte Brömse einen geradezu triumphalen Einzug in seine Heimatstadt, der maßgeblich von den Vertretern der damals in Lübeck versammelten Hansestädte mitgestaltet wurde. Tags darauf wurde der seit 1531 abwesende und abgesetzte Bürgermeister wieder in seine alte Würde eingesetzt. Magister Johannes Buschmann hielt das Ereignis in seinen Tagebuchaufzeichnungen mit bewegenden Worten fest: „Item anno XXXV den 28 augusti do quam her Nicolaus Bromse Borgermester unde ridde wedderumme in Lubeck mit gonsent [= consent] der gemene unde de stede also Collen [Köln] unde de van Deventer, de led en in unde de Hamb(urg), Luneb(urg), Bremen dener red mit em in unde etliker borger alse de(?) he starck in redt mit 300 perde. God geve, dat god mit yem sy unde behudyt dusse gode stadt.“³⁵ In den Folgejahren hat Brömse erneut die Geschicke der Stadt maßgeblich mitbestimmt und war nicht zuletzt um möglichst spannungsfreie Beziehungen zum katholischen Domkapitel bemüht.³⁶ Bis zu seinem Tod (1. November 1543) hat er aber auch unbeirrt am katholischen Glauben festgehalten. In seinem (dritten) Testament vom 30. November 1541 stiftete er wie in alten Zeiten 500 Mark Kapital zu einer Kommende in die Familienkapelle der Jakobikirche in Lübeck; der Priester, der damit belehnt sei, solle jeden Montag eine Messe lesen und jeden Mittwoch eine Messe vom Mitleiden Mariens („van der medelinge Mariens“) zum Trost seiner Seele und der Seelen seiner Ehefrau und Kinder lesen. Sollten diese Messen wegen der derzeitigen Neuerungen aber nicht gelesen werden („Dewyle avers tho desser tydt mergkliche voranderinge yn gades denste und Ceremonien der kercken gescheen, also dath nu keyne misse gehalten werdenn“), so solle die Rente den Armen und Kranken oder der Mitgift armer Mägde zukommen, aber nur bis zur Wiedereinführung der alten Messen: „so lange solliche nygeringe yn den kercken wedderumb affgedan und upt olde misse gehalten werden, und denne sall men dem prester, so myt der Commende vorleent, yarlichs de rente entrychten und vornogenn.“³⁷ Brömse, der damals also noch mit der Wie-

34 Zu diesen Vorgängen vgl. *Waitz* (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 405-407 Anm. 21 (Druck des Executorialmandats) mit S. 69f., ferner ebd. S. 440-443 Anm. 28 (Rezess vom 26. Aug. 1535) mit S. 117-120; *Graßmann* (wie Anm. 7), S. S. 418-423; Wolf-Dieter *Hauschild*, Kirchengeschichte Lübecks, Lübeck 1981, bes. S. 222; Petra Savvidis, Hermannus Bonnus. Superintendent von Lübeck (1504-1548) (Veröffentlichungen zur Geschichte der Stadt Lübeck. Reihe B 20), Lübeck 1992, S. 121f.

35 AHL ASA Interna Nr. 25913; zum Tagebuch *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 110; vgl. auch AHL Hs. 751b (Codex des Hans Millies nach der Mitte des 16. Jh.): „Anno 1535 den 28. dach dessulven mantes [August] kwam her Nycolawes Bromse borgermeister wedder yn Lub(eck) myth groten eren, de 4 yar unde 21 weken uth Lub(eck) gewesth was.“ Zur Rückkehr Brömsses ferner Johann Rudolph *Becker*, Umständliche Geschichte der kaiserl. und des Heil. Römischen Reichs freyen Stadt Lübeck, Bd. 1-3, Lübeck 1782/1784/1805, hier Bd. 2, S. 94f.; *Waitz* (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 443-445 Anm. 29 mit S. 121f.

36 Protokolle des Lübecker Domkapitels (wie Anm. 33), passim (siehe Index S. 296).

37 AHL Testamente 1541 Nov. 30 (Clawes Bromsze, Rytther, Burgermeyster tho Lubeck); vgl. auch die früheren Testamente ebd. 1525 August 22 und 1529 Aug.

derherstellung der alten Ordnung rechnete, hat selbstverständlich auch den Familienaltar in der genannten Kapelle, auf dem neben seinen Eltern, Brüdern und Schwestern auch er selbst abgebildet war, vor Schaden bewahrt.³⁸ Vor allem aber haben er und Dr. Matthias Pakebusch (wie schon 1530) bzw. dessen Nachfolger Jochim Gercken als Vorsteher wieder besondere Verantwortung für das Johanniskloster übernommen. Der Nonnenkonvent war in seinem Bestand vorerst durch das Schutzprivileg Kaiser Karls V. einigermaßen gesichert, das die Brüder Nikolaus und Heinrich Brömse und wohl auch Hermen Plönnies am 12. August 1531 am Hof in Brüssel erwirkt hatten.³⁹ Adelheid Brömse, die Schwester des 1535 zurückgekehrten Bürgermeisters, leitete damals das Kloster als Äbtissin. Unter dem Schutz der beiden ältesten Bürgermeister war das herkömmliche Leben im Konvent kaum in Gefahr. Nachdem Adelheid Brömse am 20. Oktober 1538 gestorben war, wurde sie auf ihrem Epitaph dafür gerühmt, dass sie 21 Jahre mitten unter den verwirrenden Umtrieben von Sekten und der Raserei des Volkes fromm dem Kloster vorgestanden habe.⁴⁰ Wenige Jahre später, am 1. November 1543, starb auch ihr Bruder, der Bürgermeister Nikolaus Brömse, der angesichts seiner Beharrlichkeit in Glaubensfragen von seinen

6; insbes. zum Testament von 1541 vgl. Ferdinand Heinrich *Grautoff*, Über den Zustand und die Verfassung der Kirchen in Lübeck sowohl vor als kurz nach der Zeit der Reformation, in: Ferdinand Heinrich *Grautoff* (Hrsg.), Historische Schriften aus dem Nachlasse, Bd. 1-3, Bd. 1, Lübeck 1836, S. 233-304, hier S. 269f. (verbunden mit dem negativen Urteil über den „in Bezug auf das Kirchenwesen unserer Stadt berichtigten Claus Brömse“ und als „Beweis, wie wenig es bis auf seine letzte Stunde diesem Manne Ernst mit dem Eide war, die evangelische Lehre aufrecht zu erhalten“); Werner *Richter*, Lübeckische Vermögen im 16. und 17. Jahrhundert (1500-1630). Diss. phil. Kiel, Berlin 1913, S. 11-13; Stefanie *Rüther*, Prestige und Herrschaft. Zur Repräsentation der Lübecker Ratsherren in Mittelalter und Früher Neuzeit (Norm und Struktur, Bd. 16), Köln etc. 2003, S. 97; Sven *Rabeler*, Zwischen Ordnung, Fürsorge und karitativer Stiftungspraxis. Die Lübecker „Tollkisten“ im späten Mittelalter, in: Lukas *Clemens*/Alfred *Haverkamp*/Romy *Kunert* (Hrsg.), Formen der Armenfürsorge in hoch- und spätmittelalterlichen Zentren nördlich und südlich der Alpen, Trier 2011, S. 279–307, hier S. 292f.

38 Bau- und Kunstdenkmäler der Freien und Hansestadt Lübeck (= BKHL), Bd. III, bearb. von Joh. *Baltzer* und Friedrich *Bruns*, Lübeck 1920, S. 352-360; *Albrecht* (wie Anm. 4), Bd. 2, S. 289-297 Nr. 94; vgl. auch *Dormeier*, Plönnies 1 (wie Anm. 1), S. 79; *Richter*, Lübeck um 1500 (wie Anm. 3), S. 261-265 Nr. 33.

39 Zum Schutzprivileg vgl. *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 102f. mit Abb. 6; unter den Aktivitäten der beiden Vorsteher vgl. AHL OStB Nr. 13 (1528-36), Marie fol. 106r (S. 211) zu 1537 Lamberti ep. (um 17. Sept.): Hauskauf in der „Kreyenstrate“ von den Vormündern der Catherine Wulferde bzw. von Jürgen Monnick; Brömse und Pakebusch waren bereits 1530 Vorsteher des Klosters; so Johann Hermann *Schnobel*, Brevi narratio chronologica-genealogica de viro quondam magnifico generoso atque illvstri Nicolao a Brömsen..., Januar 1781 (= AHL ASA Interna Nr. 17393) zu 1530; dazu genauer AHL Rep. 12c (C.H. *Dreyer*, Index zu den Ecclesiastica, 1755), S. 266-268; später nahm Brömse das Amts des Vorstehers gemeinsam mit seinem Amtskollegen, dem Bürgermeister Jochim Gercken, nicht weniger gewissenhaft zum Besten des Klosters wahr: AHL NStB 1538-39, fol. 13v (zu 1538 Agate virginis).

40 *Schnobel* (wie Anm. 39) zu 1537 Okt. 20 mit dem vollständigen, anscheinend unpublizierten Text: „Anno XVcXXXVIII. XX. Octobris/ Abbatis(!) functa hic bene munere dormit Alheidis/ Nobilis atleta genere et cognomine Brömsen/ Virginibus sancte ter septem praefuit annis,/ Inter sectarum turbas vulgique furores.“

Amtsgenossen und den evangelischen Geistlichen immer mit einem gewissen Argwohn beobachtet worden war. Weil er die neuen evangelischen Riten missachtete, wurde er angeblich nur mit bescheidenem Aufwand, doch nach anderen Stimmen mit dem einem Reichsritter gebührenden Gepränge beerdigt.⁴¹ Das Porträt des umstrittenen, von Karl V. in den Ritterstand erhobenen Bürgermeister ist bis heute in der Bürgermeistergalerie des Lübecker Rathauses zu besichtigen.⁴² Wenige Monate später, am 2. Juni 1544, verstarb auch sein Amtskollege Joachim Gercken, der Mitvorsteher des Johannisklosters, der auch sonst eng mit den Mitbürgermeistern Plönnies und Brömse zusammengearbeitet hatte. Noch im letzten seiner Testamente vom 18. November 1543 machte er keinen Hehl aus seiner katholischen Gesinnung: abgesehen von den Kirchen in Lübeck und den Siechenhäusern im Lübecker Umland und in Bergen (Norwegen) bedachte er darin auch das Johanniskloster mit einer Tonne „geschruvenden rotscheres tho behoff orer koken“ und wünschte sich für 25 Mark ein Begräbnis in St. Marien; seine Frau Anneke (Witwe des Simon Elers) bekam unter anderem ihren Brautschatz in Höhe von 4000 Mark zugesprochen; weitere Legate gingen an seinen Bruder, den Lübecker Domherrn Peter Gercken, und andere Verwandte; zusätzliche Zuwendungen hat er laut Testament in seinem Geschäftsbuch, genannt „de sleper“, festgehalten und den genannten Bruder, seinen Sohn Joachim und seine Schwiegersöhne Paul Wibbeking und Paul Hennings zu Testamentsvollstreckern bestimmt.⁴³ Im Urteil der Nachwelt lebte Gercken als „eifriger Papist und Feind des Evangelii“ weiter.⁴⁴ Erst nach dem Tod dieser beiden Freunde des Nonnenklosters und hartnäckigen Verfechter der alten Lehre schien die Reformation in Lübeck irreversibel.⁴⁵ Doch es gab weiterhin einige einflussreiche katholische Vertreter in der Ratsversammlung, und in der Stadt wurden hier und da weiterhin Winkelmessen und andere katholische Zeremonien gepflegt.⁴⁶

41 Theodor Meyer (Hg.), Die Lüneburger Chronik des Propstes Jakob Schomaker, Lüneburg 1904, S. 171: „Her Clawes Bromse, rydder und borgemeister(!) to Lubeck is gestorven und simplici pompa begraven, quia ceremonias evangelii in vita contempserat“; Schnobel (wie Anm. 39) zu 1543 Nov. 1 („pompa equestris funebris“).

42 Gute Schwarz/Weiß-Abbildung bei Wilhelm Jannasch, Reformationsgeschichte Lübecks vom Petersablaß bis zum Augsburger Reichstag 1515-1530, Lübeck 1958, Abb. 6 (nach S. 224); Graßmann (wie Anm. 7), S. 391; siehe auch oben Anm. 38; zum mutmaßlichen Kryptoporträt Brömsses auf dem Triptychon von 1518 vgl. Dormeier, Plönnies 1 (wie Anm. 1), S. 79 Anm. 12.

43 AHL Testamente 1543 Nov. 18: Jochim Gercken; vgl. Richter (wie Anm. 37), S. 18; Rütther (wie Anm. 37), S. 98f., 174; zu den vorreformatorischen Testamenten, noch mit Legaten für Vigilien und Seelmessen (1522 Juli 28; 1527 Juli 22), und weiteren Aktivitäten dieses Ratsherrn vgl. AHL Sammlung Hach sowie Dormeier, Plönnies 1 (wie Anm. 1), S. 82, 84, 128; ders., Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 88.

44 So das Urteil des späteren Ratsherrn Hieronymus von Dorne (†1704), laut Schnobel (wie Anm. 39), unter „Joachimus Gercken“; vgl. auch Hauschild (wie Anm. 34), S. 229.

45 So das Urteil von Waitz (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 318.

46 Zu „katholischen Restaurationsversuchen“ allgemein Hauschild (wie Anm. 34), S. 223f.; zu den Anhängern der katholischen Lehre im Rat (Johann Stolterfoth, Joachim Gercken, Gotthard von Hövelen, Claus Bardewick) und zu Winkelmessen etc.

4. Ausblick: Die Kinder und Nachkommen des Hermen Plönnies

Vor dem angedeuteten politischen und religiösen Hintergrund und angesichts der Vermögensverhältnisse der Plönnies, wie sie sich aus den angeführten Nachlassregelungen ergeben, haben sich Anneke Plönnies gemeinsam mit den übrigen Familienangehörigen, mit Matthias Hestorp und mit den anderen Vermögensverwaltern auch um eine angemessen standesgemäße Ausbildung der Kinder des 1532 verstorbenen Bürgermeisters kümmern können.

Die Tochter Anneke, die von Matthias Hestorp noch die silberne Kanne ihres Vaters geerbt hatte, war wie schon oben erwähnt vermutlich bereits 1537 verstorben und in der Marienkirche begraben worden.⁴⁷ Denn Anneke dürfte gemeint sein, wenn im Wochenbuch der Marienkirche in der siebten Woche nach Pfingsten 1537 (1.-7. Juli) Zahlungen des Vormunds Ambrosius Meyer, Hestorps Schwager, „für die Tochter des Hermen Plönnies“ für einen Sarg, das Totengeläut, für das Bahrtuch und das Grab in der Kirche vermerkt sind.⁴⁸ Bemerkenswert ist nicht nur das aufwendige und entsprechend kostspielige Begräbnis, sondern auch die Tatsache, dass die Tochter des in Misskredit geratenen Bürgermeisters nur fünf Jahre nach dessen Tod anstandslos ihre letzte Ruhestätte in der Marienkirche finden konnte.

Ida Plönnies, Tochter aus der ersten Ehe des Hermen Plönnies mit Ida Greverade, wurde wie schon erwähnt die Ehefrau des Hieronymus Warmböke, des Sohnes des Ratsherrn Hinrich Warmböke, der 1541 ebenfalls in den Rat der Stadt gelangte und am 26. Juli 1552 gestorben ist.⁴⁹ Die übrigen Töchter des Hermen Plönnies aus beiden Ehen, Mette und nach 1533 auch Katharina sowie Gertrud, waren wie schon öfter erwähnt im katholisch gebliebenen Johanniskloster untergekommen und befanden sich hier in bester Gesellschaft mit anderen jungen Frauen aus der Lübecker Oberschicht: etwa mit den drei Töchtern des Ratsherrn Johann Meyer (Gertrud, Katrine und Windelke), das heißt den Schwägerinnen des Matthias Hestorp, und den weiblichen Nachkom-

siehe Protokolle des Lübecker Domkapitels (wie Anm. 33), S. 121 § 587 (1539 April 18: Einladung des Domherrn Matthäus Richerdes auf Handzetteln zur Messe in seinem Domhof); Everhard *Illigens*, Geschichte der Lübeckischen Kirche von 1530 bis 1896 [...], Paderborn 1896, S. 12-15; *Savvidis* (wie Anm. 34), S. 122, 126f.; *Prange*, Wandel (wie Anm. 32), S. 20, 31f. (katholischer Rode-Tideman'scher Familienkreis und Goldschmied Laurenz Sur), 99-103 (Messen und Beichte).

47 Vgl. oben Anm. 48; zum Folgenden erneut die Stammtafel der Plönnies bei *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 66f.

48 AHL Marien-Wochenbuch 1535-42, fol. 119v unter der Rubrik „Anno 1537 in der VII weken na deme Pinxten [1537 Juli 1-7] entffangen“ u.a.: „Item des fryedag sprack Ambrosius Meyer vor Her Hermans Plonnyes dochter 1 sarck, ludenth [Läuten] 1 stunde unde de grafft yn der kerckenn ist: 18 mark; item noch vor dath wanth, dat ick ehr sende up dat sarck, is: 6 Mark; item noch rest(at?) der kerken van deme stene up to nemende: 10 s.“

49 Emil Ferdinand *Fehling*, Lübeckische Ratslinie von den Anfängen der Stadt bis auf die Gegenwart (Veröffentlichungen zur Geschichte der Freien und Hansestadt Lübeck, Bd. 7, H. 1), Lübeck 1925, Nachdruck 1978, S. 102 Nr. 654; AHL Sammlung Hach; weitere Lit. zur Familie der Warmböke unten Anm. 68.

men anderer Lübecker Bürger, die sich gar nicht oder nur zögernd den neuen kirchlichen Verhältnissen anpassen wollten. Dazu gehörten sicher Gertrud, die Tochter des Bankiers Godert Wiggerinck, Geseke Warmböke, die laut dem Testament des Bürgermeisters Gotthard von Höveln von 1537 eine zusätzliche Jahresrente erwarten durfte, sowie außerdem, sofern sie nicht bereits verstorben waren, Geseke Stange, die Schwester des Ratsherrn Hartwig Stange, Gertrud Muzinges, die Schwägerin des Arnt Schenkenberg, Margarete, die Stieftochter des Clawes van Borstelen, die beiden Schwestern des „cogesellen“ Heyne Mues, Jutken Hutterock, Metke Kokes, Anneke Buschmann und die Schwester des Johann van Kempen. Einige der Nonnen erhielten gleich von mehreren Kaufleuten letztwillige Zusagen.⁵⁰ Besonders aufschlussreich für die ansonsten unbekanntes Zusammensetzung des mitgliederstarken Konvents ist jedoch das Testament der Margarete Wittinghoff, die noch am 5. November 1537 neben anderen kirchlichen Institutionen das Johanniskloster bedachte und außerdem der Äbtissin Adelheid Brömse und der Nonne Margarete Castorp sowie einigen anderen Damen aus gutem Haus, die vermutlich sämtlich dem Johanniskonvent angehörten, jeweils einen Gulden im Wert von zwei Mark in Aussicht stellte. Die Begünstigten sind Ida van Tunen, Ida Bere, Margarete Bere, Castynen Neynstedde und: „Metken unde Katrynen Plonnys“! Die Witwe des Ratsherrn Lambert Wittinghoff hat demnach ihre Vergabungen einerseits zwar relativ unbeeindruckt von den reformatorischen Veränderungen vorgenommen, andererseits klingen die unsicheren Zeiten in dem Vorbehalt an, dass diese Zusagen an den Konvent in St. Johannis nur gelten, „so lange de junckfrouwen dar inne synn, dar ock dat closter vorginge unde de junckfrouwen dar nicht inne bleven, in dem falle scholen myne testamentarien sodane hundert marck notrofftigen hußarmen an cledingen unde schoen tokenen.“⁵¹ Doch diese Umwidmung ihrer Zuwendungen musste die Ratsherrn Witwe vorerst kaum befürchten.

Nach dem Tod der Äbtissin Adelheid Brömse (1538) und ihrer drei, wohl ebenfalls katholischen Nachfolgerinnen Christina von Kempfen (bis 1555), Elisabeth Saling, die mit den Brömsses verwandt war (bis 1569), und Katharina Wulferdes (bis 1573) übernahmen die beiden überlebenden Plönnies-Töchter sogar die Leitung des Konvents: Mette als Äbtissin bzw. Domina (1574-1584) und ihre Schwester Katharina als Priorin (spätestens seit 1574). Ihre Verwaltungsaufgaben erledigten sie nach der Einführung der reformatorischen Ord-

50 Heinrich *Dormeier*, Immigration und Integration. Laienfrömmigkeit und Kunst in Lübeck um 1500: Der Großkaufmann und Bankier Godert Wiggerinck († 1518 April 24), in: ZVLGA 85 (2005), S. 93-165, hier S. 156 (Gertrud Wiggerinck); AHL Testamente 1527 Juni 23 (Gotthard von Höveln, Bürgermeister, zu Geseke Warmböke); ebd. 1511 Mai 15 (Geseke, Witwe des Hartwig Stange, zu Geseke Stange, der Schwester ihres Mannes); ebd. 1512 April 23 (Arnt Schenkenberg); ebd. 1516 („1517“) Dez. 29 (Clawes van Borstelen); ebd. 1517 Aug. 12 und 1523 Jan. 10 (Heyne Mus); ebd. 1518 Nov. 10 (Wolter van Lennepen zu Jutke Hutterock); ebd. 1521 Jan. 7 (Engelke Pigge, Bergenfahrer, zu Metke Kokes und Jutke Hutterock); ebd. 1521 Juli 30 und 1529 Sept. 28 (Hans Buschmann); ebd. 1529 Jan. 7 (Hans van Kempfen, zu seiner Schwester, Jutke Hutterock, und Anneke Buschmann).

51 AHL Kleine Stiftungen, Heinrich von Brömbsen Nr. 7, Testament der Margarete Wittinghoff (1537 Nov. 5).

nung (1569/1574) fast wie in früheren Zeiten. Wieweit im Johanniskloster einige restriktive Auflagen des Rats befolgt wurden, ist unklar.⁵² Das Johanniskloster ist also in jenen Jahren zu einer Art Sammelbecken, zum Zufluchtsort oder gar zur Trutzburg des weiterhin katholisch gesinnten Teils der städtischen Oberschicht geworden und wurde seit der Reformation, zugespitzt ausgedrückt, fast als „Familienbetrieb“ der Brömse und Plönnies geführt. Der (Wappen-) Grabstein der Äbtissin Mette Plönnies, die 1584 im Alter von 76 Jahren starb, hat sich bis heute in Klütz (Mecklenburg) auf dem Areal des Schlosses Bothmer erhalten und zeigt in der Mitte das voll ausgebildete, (vom Betrachter aus gesehen) links oben und rechts unten das schlichtere Reichsritter-Wappen ihres Vaters mit den beiden Adlerköpfen, rechts oben und links unten das Familienwappen der Greverade. Die Umschrift lautet: „An(n)o 1584/ de(n) 14 augusty is in de(m) here(n) entslapen de wer/dige Domina/ Mette Plonnies gewes(en) ebdis[se]n düesses klostern/ 10 jar, ohres olders 76.“ (Abb. 3).⁵³

So zeigen schon die Lebensläufe der Töchter des Hermen Plönnies, dass das Renommée des Vaters nicht dauerhaft so gelitten haben kann, wie es die polemische Rückschau des Reimar Kock nahelegen mochte. In dieselbe Richtung weist die Entwicklung der männlichen Nachkommen des Hermen Plönnies. Von den Söhnen aus der ersten Ehe mit Ida Greverade ist Wilbrant möglicherweise früh verstorben, und der 1536 mündig gesprochene Alf ist kinderlos geblieben.⁵⁴ Die beiden anderen Söhne des Bürgermeisters Hermen Plönnies, der eine aus der ersten Ehe, der andere aus der zweiten Ehe mit Anna Witte, genossen eine hervorragende Ausbildung und gelangten anscheinend recht problemlos in die städtischen Führungspositionen. Hermann (III.) Plönnies hatte sich bereits am 3. November 1529 als Kleriker in Anwesenheit seines Vaters sowie des Ma-

52 Vgl. etwa AHL Urkunden Sacra B 2 Nr. 199 (1577 Juli 12). Zum weiteren Schicksal des Klosters (u.a. neue Ordnung von 1574 und Einsetzung eines evangelischen Predigers 1577) vgl. Antjekathrin *Graßmann*, Lübeck, St. Johannis, in: Ulrich *Faust* (Hrsg.), Die Männer- und Frauenklöster der Zisterzienser in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg, St. Ottilien 1994, S. 361–374, bes. S. 366f., 370, wo die Amtszeit der Meta Plönnies als Äbtissin (ab 1577) in 1574 zu korrigieren ist; dies., Eine Art evangelisches weibliches Mönchtum? Das St. Johannis-Jungfrauenkloster in nachreformatorischer Zeit, in: ZLG 91 (2011), S. 89–121, bes. S. 90f., 104; demnächst auch *dies.*, St. Johannis, in: Klosterbuch Schleswig-Holstein (voraussichtlich 2016/2017).

53 Zum Wappengrabstein der Mathildis (Mette), Äbtissin des Johannisklosters in Lübeck (†14. Aug. 1584) vgl. die (unvollständige) Beschreibung von Klaus *Krüger*, Corpus der mittelalterlichen Grabdenkmäler in Lübeck, Schleswig, Holstein und Lauenburg (1100–1600) (Kieler Historische Schriften 40), Stuttgart 1999, S. 452f. Nr. KLSO3; ältere Abb. des Grabsteins (Aufnahme 1980) in AHL Hs. 1051 (Wappensammlung) mit irrtümlicher Angabe „Marie von Plönnies, *1508, †1584“; eine kleine Farbabb. auch in Münster, StadtA, Nachlass Steinbicker Nr. 395; vgl. jetzt neuere Gesamtaufnahme nach der Restaurierung (Abb. 3 und Abbildungsverzeichnis).

54 Eduard *Hach*, Aus dem Rechnungsbuche der Heiligen-Geist-Kirche in Lübeck von 1518, in: ZVLGA 9 (1908), S. 115, verweist auf eine Memorie, die Hermen Plönnies am 19. Dez. 1521 für Wilbrand halten ließ; damit dürfte freilich ein Münsteraner Angehöriger und nicht etwa sein Sohn gemeint sein, der im Testament des Vaters von 1522 noch als lebend vermerkt ist. Zum Folgenden vgl. erneut die Stammtafel des Lübecker Familienzweiges der Plönnies bei *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1) S. 66f.

gisters Johannes Buschmann und des Matthias Hestorp drei Prokuratoren ausgewählt, die bei der Erlangung einer Pfründe behilflich sein sollten: „ad acceptandum quecumque beneficia hic seu ubicumque locorum vacantia seu vacatura sibi debita ac ad iurandum in animam suam etc., cum potestate substituendi“.⁵⁵ Möglicherweise begleitete der junge Kleriker seinen Vater am Osterabend 1531 beim Auszug aus der Stadt und erlebte die turbulenten Wochen am Hof des Mecklenburger Herzogs und vielleicht auch in Brüssel aus nächster Nähe mit.⁵⁶ 1532 nahm er sein Jurastudium in Köln auf, das er seit 1538 in Bologna fortsetzte, wo er 1541 den Grad eines Doktors beider Rechte erwarb.⁵⁷ Finanziert wurde dieses Studium nicht zuletzt mit den Einkünften aus einer Vikarie an St. Ägidien, die ihm in Abwesenheit Ende 1536 der Domherr Bartholomeus Balduini (Boldewini), einer der 1529 bestellten Prokuratoren, mit Zustimmung des Domkapitels und des Ratssekretärs Lambert Becker im Namen des Rates



Abb. 3: Klütz (Mecklenburg), Gut Bothmer: Grabstein der Mette Plönnies, Äbtissin des Lübecker Johannisklosters († 1584 Aug. 14).

der Domherr Bartholomeus Balduini (Boldewini), einer der 1529 bestellten Prokuratoren, mit Zustimmung des Domkapitels und des Ratssekretärs Lambert Becker im Namen des Rates

55 Wolfgang Prange (Hrsg.), Die Protokolle des Lübecker Domkapitels 1522-1530 (Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden [= SHRU] 12), Neumünster 1993, S. 752 § 5253 (1529 Nov. 3).

56 [Kock-Petersen bzw.] Friedrich Petersen (Hrsg.), Ausführliche Geschichte der lübeckischen Kirchen-Reformation in den Jahren 1529 bis 1531 aus dem Tagebuche eines Augenzeugen und Beförderers der Reformation [Reimer Kock], Lübeck 1830, S. 111, demzufolge der Bürgermeister Hermen Plönnies von seinem Sohn und einem Knecht nach Schönberg begleitet wurde.

57 Hermann Keussen, Die Matrikel der Universität Köln, Bd. 2 (1476-1559), Bonn 1919, S. 937 zu 1536 (Juni): Herman Plonies, Lubicensis; Gustav Carl Knod, Deutsche Studenten in Bologna, 1289-1562. Biographischer Index zu den Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, Berlin 1899, S. 412 Nr. 2810; vgl. Wolfgang Delhaes, Lübecker Studenten auf mittelalterlichen Universitäten. Diss. phil. Berlin (masch.) 1941, S. 47 mit Anm. 199f. sowie S. 295 (Hermann Plönnies in Bologna).

verschaffte.⁵⁸ Doch wegen dieser Einkünfte, darunter Erträge aus einem Sülfgut in Lüneburg, kam es drei Jahre später zum Streit zwischen den Vorstehern der Ägidienkirche, den Ratsherren Cord van Riden und Karsten Timmermann, und den „Freunden“ des Hermen Plönnies d.J. (Lambert van Dalen, Matthias Hestorp, Hieronymus Warmböke und Ambrosius Meier). Die wechselseitigen Ansprüche wurden 1539 gütlich geregelt und die Einkünfte gleichmäßig zwischen den Parteien aufgeteilt, unter dem bemerkenswerten Vorbehalt, dass diese Vereinbarung null und nichtig sei, sollte es in der Kirche eine neuerliche „Reformation“ geben und die alten Gebräuche wieder eingeführt werden: „Quemet overst, dat eine reformation in der kerkenn geschege und de olde gebruck der-sulven wedder upgerichtet wurde, so schall dusse vordracht nu alls denne unnd denne alls nu van neinen krefftenn mher sin, sunder Hermenn Plonnies schall de upkumpste des lehns (soferne he geistlick blifft) ganns und ghar vor sick allene beholdenn unnd darmith schollenn solliche twiste hengelecht unnd de partte allenenthalvenn tho einem vullennkamen ende entschედenn und vordragenn sin und bliven, wo se sick ock hiermit willenn voreiniget unnd vordragenn hebbenn in crafft dusser schrift.“⁵⁹ Nach Abschluss seines Studiums in Bologna ist der Sohn des Lübecker Bürgermeisters 1547/48 als Rat des Bischofs von Augsburg im Gefolge Kaiser Karls V. bezeugt.⁶⁰ 1549 hatte er noch die Vikarsstelle an St. Ägidien inne. Später (1557/58) war er als Vertreter Lübecks an wichtigen Verhandlungen mit dem Zaren Iwan IV. und mit den livländischen Hansestädten Riga und Reval beteiligt.⁶¹ 1552 wurde er mit der Verwaltung des Nachlasses seines Schwagers, des Ratsherrn Hinrich Brömse, betraut, und 1561 gehörte er zu den Testamentsvollstreckern Christoph Tiedemanns d.Ä., des Bruders des letzten katholischen Bischofs Johannes Tiedemann.⁶² Zu einem unbekanntem

58 Protokolle des Lübecker Domkapitels (wie Anm. 33), S. 209f. § 1178 (zum 30. Dez. 1536); diese einst vom Rat gestiftete Vikarie besaß zuvor der Domherr Engelbert Castorp – vgl. Wolfgang Prange, Vikarien und Vikare in Lübeck bis zur Reformation (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, Band 40), Lübeck 2003, S. 179 Ägidien Nr. 1; dazu ebd. auf dem Umschlagbild das Faksimile des Vikarienenverzeichnisses (mit Transkription).

59 AHL NStB 1538-39, fol. 322v-323r (zu 1539 Conceptionis Marie bzw. zum 9. Dez. 1539); zum gesamten Vorgang voraussichtlich demnächst ausführlicher in einem eigenen Beitrag des Vf. über unbekanntete Quellen zur Reformation in Lübeck.

60 Nicolaus Mameranus, *Catalogus familiae totius aulae Caesareae per expeditionem adversus inobedientes usque Augustam Reticam: omniumque principum, comitum, baronum statuum, ordinumque imperii et extra imperium cum suis consiliariis et nobilibus ibidem in comitiis anno 1547 et 1548 praesentium*, Köln 1550, S. S. 83 unter den „Cardinalis et episcopi Augustani Consilarii, Comites, Barones et Nobiles“ auch „Hermannus Plonies, iurium doctor.“

61 Wolfgang Prange (Hrsg.), *Das Protokoll des Lübecker Domkapitels, 1544-1549, mit ergänzenden Texten* (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, Band 107), Hamburg 2016, S. 158 § 529; Alfred Dreyer, *Die lübisch-livländischen Beziehungen zur Zeit des Unterganges livländischer Selbständigkeit 1551-1563: Eine Vorgeschichte des nordischen siebenjährigen Krieges*, Lübeck 1912, S. 172.

62 AHL Testamente 1552 Juli 25 (Hinrich Brömse, Radtmann tho Lubeck); Wolfgang Prange, *Johannes Tiedemann, der letzte katholische Bischof von Lübeck*, in:

Zeitpunkt hat er Anna, die Tochter des Ratsherrn Johann Lüneburg, geheiratet. Gestorben ist der Jurist am 20. März 1566.

Der „lutke Hinrik Plonies“, wie Matthias Hestorp 1533 den Sohn Hermens aus der Ehe mit Anneke Witte bezeichnete, brachte es auf der Karriereleiter sogar noch weiter als sein älterer Stiefbruder. Ab 1538 studierte er in Rostock, heiratete Anna, die Tochter des Ratsherrn Hinrick Kerckring und erbt das Haus seines Vaters in der Königstraße. 1559 wurde er in den Rat gewählt und war 1571 und 1572 Kämmererherr, bevor er 1572 zum Bürgermeister gewählt wurde. Mehrfach vertrat er Lübeck als Gesandter in wichtigen Missionen an auswärtigen Höfen, bevor er im Herbst 1580 starb.⁶³ In der Marienkirche, die er zeitweise als Vorsteher betreute, hing einst sein Schild hinter dem Chor beim Uhrwerck am Pfeiler [...] mit der Unterschrift: „Anno 1580 17. Octobr(is) pie obiit praeclarus D. Henricus Plönnies, proconsul huius civitatis.“⁶⁴ Sein leider stark nachgedunkeltes Bildnis ist noch heute in der Bürgermeistergalerie im Lübecker Rathaus zu besichtigen (Abb. 4).⁶⁵

Wie schon zu Beginn des Jahrhunderts, so waren auch in der zweiten Jahrhunderthälfte die Familienzweige der Plönnies in Münster und Lübeck eng miteinander verbunden. So dürfte vermutlich der gerade erwähnte Hinrich noch als Ratsherr dafür gesorgt haben, dass Hermann Plönnies, der Sohn seines Vettters (und späteren Bürgermeisters) Hilbrand in Münster, 1571 Zugang zum Lübecker Domkapitel bekam.⁶⁶ In seinem Testamente vom 18. Juli 1597 wünschte sich der (evangelische) Domherr ein Begräbnis im Dom zu Lübeck, bedachte seine leiblichen Brüder [in Münster], seine alte Magd und seinen Beichtvater. Diesen letzten Willen verfasste er eigenhändig in seiner Lübecker Kurie, unterschrieb mit dem Zusatztitel „reter“ (Ritter), den seine Familie bekanntlich

ZVLGA 54 (1974), S. 7-41, hier S. 26 = *ders.*, Bischof und Domkapitel (wie Anm. 32), S. 482; weitere Angaben in AHL Sammlung Hach.

63 AHL Sammlung Hach; *Fehling* (wie Anm. 49), S. 105 Nr. 673; BKHL (wie Anm. 38), Bd. I, 2. Teil, bearb. von Friedrich Bruns/ Hugo Rahtgens/ Lutz Wilde, Lübeck 1874, S. 256 Nr. 11 (leider ohne Abb.); zum Tod am 10.(!) Oktober 1580 (an der Pest) vgl. Caspar Heinrich *Starck*, Lübeckische Kirchen-Historie, 1. Band, Hamburg 1724, S. 498 Nr. 59.

64 Zum Epitaph siehe Johann Hermann *Schnobel*, *Lübeckische Geschlechter, Lübeck um 1770* (= AHL Hs. 8172), Bd. IV S. 1364.

65 Vgl. BKHL (wie Anm. 38), Bd. II, bearb. von F. Hirsch, G. *Schaumann*, F. *Bruns*, Lübeck 1906, S. 341.

66 Hermann Plönnies († 1612) aus Münster war der Enkel Wolters († 1532) und Sohn des Hilbrand Plönnies und seiner Ehefrau Margarete Brechte (Tochter des Werner Brechte, des Bürgermeisters von Hamm); sein Bruder Heinrich (1566-1634) wurde nach dem Studium am Collegium Germanicum in Rom (1584-1592) Kanoniker an der Alten Kathedrale in Münster; vgl. *Hsia*, *Society* (wie Anm. 8), Appendix S. 240 Nr. 109 sowie auch *ders.*, *Gesellschaft und Religion in Münster 1535-1618*, bearb. und herausgegeben von Franz-Josef *Jakobi*. 1535-1618, Münster 1989, S. 20-22 (zur wachsenden Bedeutung der Plönnies in Münster im 16. Jh.); *Prange*, *Wandel* (wie Anm. 32), S. 154 Nr. 136 und dazu ebd. S. 72 (Verzicht auf Konkubine 1597/98) bzw. *ders.*, *Bischof und Domkapitel* (wie Anm. 32) S. 377 Nr. 136.



Abb. 4: Lübeck, Rathaus, Bürgermeistergalerie: Porträt des Bürgermeisters Hinrich Plönnies († 1580 Okt. 17).

dem Lübecker Bürgermeister Hermen Plönnies verdankte, und siegelte mit dem Familienwappen.⁶⁷

⁶⁷ Schleswig, Landesarchiv Schleswig-Holstein, Urk. 268 Nr. 1593 (18. Juli 1597). Zu seinen Testamentsvollstreckern erkor er zwei andere Lübecker Domkano-

Der oben genannte Bürgermeister Hinrich Plönnies könnte auch die Karriere eines seiner Lübecker Neffen gefördert haben: gemeint ist Dr. Hermen Warmböke, Sohn des Ratsherrn Hieronymus Warmböke und der Ida Plönnies. Dieser wurde als Dr. der Rechte 1573 zum Syndicus in Lübeck bestellt und 1589 zum Bürgermeister gewählt (†1600). Sein Grab fand er in oder bei der Greveradenkapelle, die sich sein Großvater vermutlich, wenn auch vergeblich, als letzte Ruhestätte gewünscht hatte.⁶⁸

Die Erinnerung an den Stammvater des Lübecker Familienzweiges der Plönnies und der fortwährende Erfolg der Familie spiegelten sich in der Marienkirche vor dem 2. Weltkrieg noch sinnfälliger in einem ungewöhnlich gut dokumentierten Epitaph des gebildeten und weitgereisten Ratsherrn

Friedrich Plönnies (1607-1686, Rh. seit 1654), eines Enkels des oben genannten Hinrich und damit eines Urenkels des Bürgermeisters Hermen (Abb. 5).⁶⁹ Frühzeitig hatte er, wie er in seinem Testament vom 25. Nov. 1685 zu erkennen



Abb. 5: Einst (bis 1942) Epitaph des Ratsherrn Friedrich Plönnies († 1686 Sept. 23), Lübeck, St. Marien (1942 zerstört).

niker, den aus Münster stammenden Caspar Frie (Freie), und den westfälischen Adligen Georg von Dinklage; vgl. zu diesen beiden *Prange*, Wandel (wie Anm. 32), S. 147 Nr. 111 und S. 152 Nr. 130 bzw. *ders.*, Bischof und Domkapitel (wie Anm. 32), S. 370 Nr. 111 und S. 375 Nr. 130.

⁶⁸ AHL Personenkartei; *Fehling* (wie Anm. 49), S. 102 Nr. 654 (Hieronymus Warmböke); S. 110 Nr. 707 (Hermann Warmböke); Georg Wilhelm *Dittmer*, Genealogische und biographische Nachrichten über Lübeckische Familien aus älterer Zeit, Lübeck 1859, S. 93 (mit Text einer Würdigung, die man 1684 bei Öffnung seines Grabs fand); *ders.*, Die Lübeckischen Familien Greverade und Warneböke im sechzehnten Jahrhunderte. Ein Beitrag zur Culturgeschichte dieser Zeit, Lübeck 1859, Stammtafel und S. 10; AHL Hs. 1051 (Wappensammlung unter „Warmböke“); BKHL (wie Anm. 38), Bd. II, S. 343 (Epitaph Warmbökes).

⁶⁹ *Fehling* (wie Anm. 49), S. 126 Nr. 781; weitere Einzelheiten zu seiner Person auch in AHL, Sammlung Hach.

gibt, in ungewöhnlicher Form für sein bleibendes Gedächtnis vorgesorgt: „Ist auch mein Wille, daß meine [...] Schwieger-Söhne, wann meine Sohne nicht in loco, sondern in frembden landen seyn mochten, meiner dabey zu gedencken, eyn kleines Epitaphium, davan die Modell in meiner kleinen stube zu finden, in St. Marien-Kirche hinter dem Seyer bey meiner vorfahren wapen verfertigen unde auffhangen laßen und die unkosten van dem Anno gratiae, so mir laut burgerl. Recessus zustehen, davan nehmen sollen, so sich iedoch nicht über 450 Mark belaußen werden.“⁷⁰ Seinem Wunsch gemäß wurde das Epitaph 1687 gegen eine Gebühr von 150 Mark hinter dem Chor „beim ersten nördlichen Pfeiler bei dem Uhrwerk“ in der Nähe der Wappenschilde seiner Vorfahren aufgehängt.⁷¹ Das Rokoko-Epitaph zeigte das Brustbild des Verstorbenen und trug die Aufschrift: „In piam memoriam viri nobilissimi et amplissimi Domini Friderici Plönnies, rei publicae patriae Lubecensis senatoris et camerarii per triginta et duos annos gravissimi, nati anno MDCVII, denati MDCLXXXVI die XXIII septembris.“ Im breiten ovalen Laubwerkrahmen – auf der Abbildung nur schwer erkennbar – waren die acht Wappen des Verstorbenen und der drei Generationen seiner Vorfahren eingefügt und in knappen Schriftbändern namentlich gekennzeichnet: links vom Betrachter jeweils das Plönnies-Wappen, rechts die Wappen der Familien der Ehefrauen, das heißt von unten nach oben die Wappen des Friedrich Plönnies (1607-1686) und rechts das seiner Ehefrau Anna, der Tochter des Ratsherrn Bernhard Wedemhoff, darüber das Wappen des Vaters Friedrich Plönnies († 1611) und rechts das der 2. Ehefrau Elisabeth von Stiten, darüber links das Wappen des Bürgermeisters Hinrich Plönnies (gest. 1580) und rechts das seiner Frau Anna Kerckring und schließlich (in Kopfhöhe) das Wappenpaar des Bürgermeisters Hermen Plönnies (†1532) und seiner 2. Ehefrau Anna Witte.⁷² Auf diese Weise hat also, wenn auch recht versteckt, der Urgroßvater des Verstorbenen, der Bürgermeister Hermen Plönnies, sein Gedächtnis in der Lübecker Marienkirche gefunden. Gut 150 Jahre nach seinem Tod ist der hartnäckige Anhänger des alten Glaubens gemeinsam mit seiner 2. Ehefrau – wie schon seinerzeit auf der Außenseite des von ihm gestifteten Gavnø-Retabels (Abb. 6) – wenigstens in Form der Familienwappen von seinen Nachfahren gewürdigt worden und auf diese Weise bis zur Vernichtung des Epitaphs im 2. Weltkrieg 1942 präsent geblieben. Wie in Münster, wo die Plönnies zwischen

70 AHL Testamente 1685 Nov. 25 (Friedrich Plönnies)

71 AHL Marien-Wochenbuch Nr. 18 (1686-1695), Bl. 53v zu 1687 Aug. 9: „wegen Auffrichtung H. Friderici Plönnies weilandt Rahtsverwandten alhier in Lübeck Epitaphii der Kirchen Gebühr entfangen 150 m.“

72 Die Inschrift bei von *Melle*, *Spolium Libitinae Ereptrum, seu Familiarum lubecensium clariorum syntagma* [nach 1704, um 1740], Lübeck, Stadtbibliothek (Ms. Lüb. 4° 352), Bl. 413r [<http://digital.stadtbibliothek.luebeck.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:gbv:48-1-195202>]; Johann Heinrich von *Seelen* (Hrsg.), *Athenae Lubecenses*, Bd. 1, Lübeck 1719, S. 254-256, hier S. 256; Schnobel (wie Anm. 64), S. 1364; *Dittmer*, *Nachrichten* (wie Anm. 69), S. 71; eine unvollständige Beschreibung des (hier erstmals abgebildeten) Epitaphs in BKHL (wie Anm. 38), Bd. II S. 365f., wo freilich fälschlicherweise das Schriftband „Witten“, das sich korrekt auf Anna Witte bezieht, als eine spätere Übermalung des Namens Witik (für Margarete Witik) gedeutet wird.

1500 und 1618 allein acht Ratsherren stellten, so hat auch der Lübecker Familienzweig im 16. und 17. Jahrhundert stetig an politischem Einfluss gewonnen.⁷³

5. Abschließende Einschätzung der Person und der Amtsführung des Bürgermeisters Hermen Plönnies

Wenn der spektakuläre Auszug der beiden Bürgermeister Brömse und Plönnies am Osterabend 1531 ohne erkennbare negative Folgen für die Lübecker Linie der Plönnies blieb, so lag das nicht nur an der tatkräftigen Unterstützung durch Verwandte und Freunde sowie an dem landsmannschaftlich geprägten Beziehungsgefüge, sondern zweifellos auch am Einfluss der nach wie vor katholisch gebliebenen Familien und insbesondere an der Rückkehr des Bürgermeisters Nikolaus Brömse 1535 und der Wiedereinsetzung des alten Rats. Die Rekonstruktion der Lübecker Karriere des Hermen Plönnies und der Ausblick auf das Schicksal seiner Familie regen im übrigen erneut dazu an, die Verdienste des Ratsherrn und Bürgermeisters fair zu würdigen und die Einführung der Reformation in Lübeck etwas differenzierter zu betrachten. Jedenfalls sollte man nicht wie bisher allzu bereitwillig den nachträglichen missgünstigen Äußerungen des lutherischen Predigers Reimar Kock über Gesinnung, Auftreten und angeblich egozentrische Geschäftspraktiken des ehemaligen Bürgermeisters Glauben schenken und die Amtsführung des Nikolaus Brömse und des Hermen Plönnies verunglimpfen.⁷⁴ Wie wir inzwischen etwas quellenkritischer als die frühere Geschichtsschreibung erkennen, hat der lutherische Prediger mit einigem zeitlichen Abstand, frühestens 1539, das heißt nach der Wiedereinsetzung des Bürgermeisters Nikolaus Brömse, recht farbig, aber „mit breitem Pinsel ausmalend ... nicht nur einseitig und parteiisch“, sondern „stellenweise geradezu böseartig“ und „gehässig“, im „Ton des eifernden Volkspredigers“ das Geschehen „einer größeren Zuhörerschaft in der Gewissheit des errungenen Sieges“ vermitteln wollen.⁷⁵ Demgegenüber fällt auf, dass im Gedächtnis der Reichsstadt, konkret in den zeitgenössischen Ratslinien des 16. Jahrhunderts und in den Chroniken der frühen Neuzeit, nicht nur die Erinnerung an die erfolgreiche Schwedenexpedition der Ratsherren Bomhouwer und Plönnies von 1522/23 noch Jahrzehnte

⁷³ Zur Bedeutung der Familie in Münster siehe *Hsia*, *Gesellschaft und Religion* (wie Anm. 66), bes. S. 20-22.

⁷⁴ Vgl. *Dormeier*, *Plönnies 1* (wie Anm. 1), S. 83 mit Anm. 24 mit den u.a. von Georg Waitz wiederholten Anschuldigungen Reimar Kocks oder auch der von diesem kolportierten Annahme, „im Vergleich mit der unsicheren Leitung des Staates durch Bürgermeister Nicolaus Brömse und Harm Plönnies in den Reformationskämpfen“ würden die Dinge einen anderen Verlauf genommen haben, „wenn der beredte und in Geschäften hoch erfahrene Thomas von Wickede und sein College Harmen Meier noch gelebt hätten“ [so *Waitz* (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 80]; dazu auch *Dormeier*, *Plönnies 2* (wie Anm. 1), S. 94; 100 mit Anm. 108; ferner Wilhelm *Mantels*, Artikel Brömse, Nicolaus, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 3 (1876) S. 352f., wo von Plönnies und Joachim Gerken als den „gewaltsamen Gesinnungsgenossen“ Brömses die Rede ist; selbst *Pelus* (wie Anm. 8), S. 43, spricht vom „quasi-Verrat“ des Hermen Plönnies.

⁷⁵ Prange, *Katholisches Domkapitel*, in: *Bischof und Domkapitel* (wie Anm. 32), S. 295f.

später lebendig war, sondern dass selbst der Auszug der beiden Bürgermeister Brömse und Plönnies aus Lübeck im Jahr 1531 von den Nachfahren eher neutral oder gar wohlwollend konnotiert wurde⁷⁶. Wenn man die Jahre der Reformation in Lübeck, um es noch einmal zu sagen, nicht nur vom Ausgang her, nicht nur eingeschränkt auf die Glaubensfrage und aus rein konfessioneller Perspektive betrachtet, wird man zu einem ausgewogeneren Urteil über die Entscheidungen und die Aktivitäten der beiden Bürgermeister kommen.

Hermen Plönnies mag hochfahrend und arrogant gewesen sein. Auch die Tatsache, dass er nur recht selten zum Testamentsvollstrecker gewählt wurde, spricht dafür, dass er bei seinen Mitbürgern nicht sonderlich beliebt war. Vielleicht hat er stärker als wir ahnen von seinem ererbten Vermögen oder von Renten und Besitz im Münsteraner Umland profitiert und sich häufiger, als seinen Lübecker Aufgaben guttat, in seiner alten Heimat aufgehalten. Andere reiche Kaufleute waren jedenfalls umtriebiger auf dem Lübecker Immobilienmarkt und sind auch weit häufiger in den Einträgen der Niederstadtbücher präsent. Die umstrittene Frage, inwieweit Plönnies im Seekrieg durch die Klipping-Geschäfte sich selbst bereicherte, und seine wirtschaftlichen Aktivitäten und finanziellen Transaktionen sind noch näher zu untersuchen. Im Bereich des Stiftungswesens und der Armenfürsorge haben sich andere reiche Handelsherren wie zum Beispiel der

76 AHL ASA Interna Nr. 25479 (Zeitgenössische Aufzeichnungen der 1500-1673 zur Rate erwählten. Enthält: Wappen und Wahlspruch des Johann Mechtzhusen, Lüneburg 1572), hier fol. 2v (Bernt Bomhouwer; mit Hinweis auf die Schwedenexpedition und die Schlüsselübergabe an die beiden Ratssendboten), fol. 3r (Ritter und Bürgermeister Nikolaus Brömse: „dieser ist benebenst Her Hermen Plönneß Bürgerm. Anno 1531 vigil. Paschae vorkappet undt heimlich in gr[ößen] eyffer zu der alten lehre auß Lubeck zum Kayser Carolo V. gezogen [...]“), fol. 4r [dazu *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 109 mit Anm. 138]; neutral AHL Hs. 1009 (Ratslinie, angelegt um 1550), fol. 35r: „Her Hermann Plonnies, [Zusatz:] Eques et consul, excessit et obyt zue Munster in Westphalen anno 1532“ [vgl. *Dormeier*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 104 Abb. 7]; David *Chytraeus*, *Chronicon Saxoniae et vicinarum aliquot gentium: ab anno Christi 1500 usque ad M. D. XCIII*, Leipzig [1593], S. 385f.: die beiden Bürgermeister, „extreme displicere sibi praesentem Reipublicae statum ostendentes, et periculum ac vincula sibi a LX [!] impendere (sive vere sive falso edocti) pridie Paschae ex urbe discedunt“; Gottschalk *Kirchring*/ Gottschalk *Moller*, *Compendium chronicae Lubicensis*, Hamburg 1678, S. 174: Die beiden Bürgermeister haben nach dem Friedensschluss vom 18. Februar „vernommen und gewarschouet worden, daß die 64 und 100 Bürger sambt ihren Anhang gar gefährliche machinationes wider sie vorhätten und insonderheit ihnen, weil sie zu der neuen eingeführten so genandten Lutherischen Religion sich nicht bequemen wolten, sonder beständig der alten römischen Catholischen Religion zugethan verblieben, spinnefeindt waren, haben sie zu Salvirung Leibes und Lebens sich nicht länger zu Lübeck trauen können, zumahlen ihnen auch das also verkehrte Regiment nicht gefallen, sondern es seynd selbe am Osterabend, war der 8. April Anno 1531, frühe morgens aus Lübeck/ desweges nach dem Schonenberge in Meckleburg geritten.....“; Johannes *Moller*, *Cimbria litterata*, Bd. 1, Kopenhagen 1744, S. 72: Bürgerausschüsse waren Brömse und Plönnies feindlich gesinnt „et exilium in circulis suis palam minabantur. Quod, praesentissimumque simul periculum, spontaneo illi discessu praevertent et Caroli V. Imp., in aulam eos suam evocantis, mandato obsecuti, d. 8. Apr. A. 1531, ante solis exortum, clam [...] discesserunt“; Becker (wie Anm. 35), Bd. 2, S. 6, der den beiden bescheinigt, dass dass sie „aus wirklich guter Meinung die lutherischen Ketzereyen von der Stadt abzuhalten gesucht haben.“

Bankier Godert Wiggerinck sehr viel großzügiger gezeigt als Hermen Plönnies, dessen Testament von 1522 im Hinblick auf die Streuung und die Höhe der Legate ad pias causas doch bescheidener wirkt als die letztwilligen Verfügungen



Abb. 6: Lübeck, St. Annen-Museum, Jacob Claesz von Utrecht, Gavno-Retabel, Außenansicht mit den Wappen des Hermen Plönnies und seiner zweiten Frau Anna, geb. Witte.

seiner Amtskollegen. Die Stiftung des Retabels der Mariä Verkündigung und die auffällige Sorge für sein Totengedächtnis kann man nicht nur als Ausweis der unzweifelhaften persönlichen Frömmigkeit, sondern auch als selbstbezogene, auf das eigene Seelenheil und zugleich auf den eigenen Nachruhm zielende fromme Maßnahmen werten.

Auf der anderen Seite wird man diesem energischen, zuweilen rücksichtslosen Bürgermeister die Anerkennung nicht versagen können. Immerhin hat es der aus Westfalen stammende Geschäftsmann als einer der wenigen unter den Zugewanderten bereits in der ersten Generation, fast aus dem Stand geschafft, Bürgermeister der Hansemetropole zu werden. Insofern steht sein Werdegang beispielhaft für den erstaunlichen wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Erfolg, den gerade die Zuwanderer aus Westfalen in Lübeck gesucht und erlangt haben. Gemeinsam mit dem Ratsherrn Bernd Bomhouwer hat er sich als Kommandant im Seekrieg mit Dänemark (1522/23) und bei der Erhebung Gustav Vasas zum König von Schweden, nach dem Urteil des Polyhistor Jacob von Melle „eine der größten und glorieusesten Actionen, so die Stadt Lübeck jemahls verrichten lassen“, bleibende Verdienste erworben.⁷⁷ Auch fernerhin hat er sich als Vertrauter und Korrespondent des neuen schwedischen Königs sowie als Politiker im diplomatischen Verkehr mit Fürsten und anderen Hansestädten hervorgetan. Aber auch innerhalb der Stadt hat er sich in besonderer Weise im gesellschaftlich-kirchlichen Bereich engagiert. Am Beispiel seiner Karriere in Lübeck wird einmal mehr die Bedeutung der religiös geprägten Bruderschaften und der Kaufleutegenossenschaften deutlich, die für viele Neuankömmlinge eine Art Eintrittspforte in das neue wirtschaftliche und soziale Umfeld in der Travestadt waren. Insofern ist es auch kein Zufall, dass sich Plönnies gerade in der Hl. Leichnamsbruderschaft und in der Greveradenkompanie über das normale Maß hinaus hervortat und mit den zahlreichen Proben seiner gewissenhaften und zum Teil eigenwilligen Buchführung, mit seiner eigenen Handschrift in den Rechnungsbüchern und in seiner Korrespondenz sowie mit den Abdrücken seines Siegelrings uns noch auf andere Weise als auf den Seitenflügeln des Gavnø-Retabels so lebensnah begegnet. Daher erscheint auch die Charakteristik des Ratsherrn als eines Mannes, „dessen die Lübeckische Geschichte als einsichtsvollen und thatkräftigen Mannes gedenkt“, durchaus angemessen.⁷⁸ Gemeinsam mit dem Bürgermeister Nikolaus Brömse repräsentierte er diejenigen Ratsmitglieder und Großkaufleute, die sich dem politischen Druck der Bürgerausschüsse nicht beugen und dem alten Glauben treu bleiben wollten und daher als Vorsteher einer Reichsstadt ganz auf den kaiserlichen Beistand setzten. Letztlich konnten sie den Glaubenswechsel nicht verhindern oder gar rückgängig machen, aber immerhin konnten sie auf bemerkenswerte Teilerfolge verweisen. Und bis heute sind, um auf den Ausgangspunkt dieser dreiteiligen Untersuchung zurückzukommen, ausgerechnet diese beiden „Emi-

77 Das Zitat bei Jakob von Melle, *Syntagma* (wie Anm. 72), Bl. 412r.

78 *Dittmer*; Greverade und Warneböke (wie Anm. 68), S. 9 mit der zusätzlichen Einschätzung: „Dem wachsenden Einflusse der Bürger auf die Staatsangelegenheiten zu begegnen, war er eifrig bestrebt; es war ihm aber nicht beschieden, den Fortgang der Reformation durch Kaiserliche Poenal- und Executorialmandate gehemmt zu sehen.“

granten“ und unbeirrten Anhänger des alten Glaubens in den Stifterporträts auf dem Verkündigungsretabel des Hermen Plönnies im Annenmuseum und auf dem Kreuzigungsretabel in der Familienkapelle der Brömse in der Jakobikirche so lebendig und präsent geblieben wie nur wenige andere Protagonisten aus jener Umbruchszeit. Als Geschichtszeugnis verweisen die beiden Retabel also indirekt auch auf das Beharrungsvermögen der beiden katholisch gesinnten Bürgermeister und ihrer Nachkommen und mahnen zu einer differenzierten Beurteilung der Einführung der Reformation in Lübeck.

Anhang (und Nachträge):

I. Kapitalanlagen bei der Kämmerei des Lübecker Rats unter Vermittlung des Hermen Plönnies

1. Kapitalanlage des Johann Lidermann und seiner Ehefrau Kunneke aus Münster, wohl des Onkels (Mutterbruders) des Hermen Plönnies in Lübeck, Ende 1513:

„Item anno [15]14 up nyars avent [also 31.Dez. 1513] untff(angen) by Hermen Plonies van Iohan Liderman unde syne husvrouwen Kunneken hovetstoel X hundert [1000] gulden, dar vor em alle jar syn vorsegelt up wynachten nu [oder: inn] twen breven elk ludende up 25 gulden, 24 s vor den gulden to betalende an guden graven pagimente, so hyr gange unde geve is, is jarliken: 75 m.“ – AHL Kämmerei Nr. 1118 (Einnahmebuch 1511- 1531), fol. 48r; vgl. auch ebd. fol. 133r (Empfang von 1800 m Kapital durch Hermen Plönnies von den Prokuratoren des verstorbenen Hinrik Rapesulver, 1518).

2. Eigenhändige Quittung von Hermen Plönnies:

„Jhesus Maria“ [oben abgesetzt auf der Quittung]. „Ick Hermen Plonnyes bekenne dorch dusse my(ne) hantscryfft, dat ick entff(angen) hebbe van dem ersamen rade tho Lub(eck) van wegen myns oems Johan Lyderman, borger tho Munster, veftytch golt g(ulden) by dem ersamen rade anno XVII am nyen jar vorgangen van renthen bodaghet weren unde bodanke ene van wegen myns oems vorg(enomed) dyt jar ghuder botalynge bolave vorder de ersamen heren hye van vor alle(m) schaden und na mannynghe schade loes tho holden; des merer tuchnyse hebbe ick myn sygnete hyr und(er) spacium dusser scryfft gedruckt. G(even) am dage 11 ffebruary anno 1517.“ [abgesetzte autographe Unterschrift:] „Herman Plonnyes.“ – Aufgedrücktes (kaum mehr erkennbares) Signet. Auf der Rückseite: „Quitancie Johan Lydermans up LXX vorsegelt van Herman Plonnyes.“ – AHL Kämmerei Nr. 15 (Quittungen über Zahlungen, 1517-1525); zur Familie Lidermann vgl. *Dormeier*, Plönnies 1 (wie Anm. 1), S. 86f. (mit Lit.); zu Johann (III.) Lidermann bes. Karl *Zuhorn*, Vom Münsterschen Bürgertum um die Mitte des XV. Jahrhundert, in: *Westfälische Zeitschrift* 95 (1939), S. 88–193, hier S. 154.

II. Quittungen des Münsteraners Borchard Herde über Renten der Lübecker Kämmerei, vermittelt durch seinen Vetter, den Ratsherrn Hermen Plönnies. – zu Borchard Herde vgl. oben Anm. 8 (mit Lit.).

1. Quittung des Borchard Herde [aus Münster] über den Empfang von 64 Gulden von der Kämmerei der Stadt Lübeck durch seinen Vetter, den Ratsherrn Hermen Plönnies, an zwei Terminen (21. Dez. 1527 und 1. Jan. 1528), [nach 1528 Jan. 1]:

„Ick Borchard Herde bekenne dorch desse myne hantscrist, dat ick entfangen heb(!) van weghen der ersamen heren Kemmerieheren der stad Lubeck by mynem vedderen her Hermen Plonig(es) verundsestich gulden edder de werde, dar vor in guden paymente, de my van den ersamen raede der stad Lubeck halff up Thome apostoli anno XXVII (1527 Dez. 21) und halff up circumcisionis domini anno XXVIII vorgangen bedaget weren.“ – AHL Kämmerei Nr. 18 (Quittungen).

2. Quittung des Borchard Herde über den Empfang von 64 Joachimstalern von den Kämmererherren der Stadt Lübeck, 1535:

„Ich Borchardt Herde bekenne dorch desse myne hantscrist, dat ick entfangen heb(!) van den erberen und ersamen heren Kemenerien der stad Lubeck 64 Jochimmer dael [Taler], „de my van den ersamen und vorsichtigen Heren borgermeistern und raedt der stad Lubeck up Thome apostoli anno XXXIII [1534 Dez. 21] und circumcisionis Do-

mini anno XXXV [1535 Jan. 1] vordaget weren.“ – aufgedrucktes Signet. – AHL Kämmererei Nr. 20 (Quittungen 1530-1534).

III. Amtsgeschäfte des Ratsherrn Hermen Plönnies (1527/28)

1. Hermen Plönnies und Cord Wibbekinck, Ratmannen zu Lübeck, haben vor dem Rat auf dessen Bitten erklärt, dass Anneke, die Witwe des verstorbenen Franziskus Manttes, M(agister) Paulus van dem Felde, den Ratssekretär, und Johan Krevet, den Lübecker Vogt in Mölln, zu Vormündern erkoren hat, und dass die besagte Frau mit Zustimmung ihrer Vormünder „de erhafftigen unnd ersamenn Hern Hinrick Boytzenborch, wertlicken prester Jacob vann dem Felde unnd Mathias Rigemann afwesende also gegenwarcih fulmechtig gemaket umme all und islicke ohre gescheffte unnd schuldt wor de sin, idt sy binnenn edder butenn der stadt Lubeck intoforderen uptoborende und tho entfangende und suss int gemeine alle ander dinge dar by tho doennde und tho latende und lavende und under guden geloven stades vast und unvorbracken tho holdenn in sunder geferde. Iussu consulatus Actum ut supra.“ – AHL NStB 1527-28, fol. 5v zu 1527 Mis. Domini [um den 5. Mai].

2. Jochim Gercke und Hermen Plönnies, Ratmannen zu Lübeck, vermitteln gemeinsam mit Bernd Heinemann, Protonotar zu Lübeck, auf Wunsch des Rats in einem Erbschaftsstreit zwischen Simon Giesebrecht und Jakob Freudenberg einerseits und dem Ratsherren Hinrik Warmböke. – AHL NStB 1527-28, fol. 90r-91r zu 1527 Clementis bzw. Nov. 27.

3. Zu den Klippinggeschäften in Schweden: „Lambertus Becker substitutus cancellarius hir binnenn unnd Hinrick Reder copgesellen, inn deme ricke tho Schwedenn sine hannteringe hebbende, hebben mit fryen willen unnd wolberadenn mode bekannt, dat se dem ersamenn schro der borger thom Stockholm am jar 1527 jungest inn deme hervest, als sick gedachte Lambertus aldar thom Holm enntholdenn, vann ohne ein nige feren-dell, dat se darto hedden bere denn latenn, darynne ein sack mit klippinge thor summen verduennt twehundert unnd tweundvofftig [4252] marck holmesch dem erbarnn hern Hermann Plönnies, Radmann, und Mathias Hestorp, borger tho Lubeck, unnd ein klene packeschenn, darinne 76 fl klippinge, upgemelten Lamberto tho behorende, gepacket, welck verndell ock an beiden beddemenn(?) mit iserenn nagelenn togenegelt unnd vor-waret by sick tho truwer hanndt invorwaringe genhamenn unnd enntfangenn hedde sunder geferde. Tuge Ludeke Bakelman und Hanns Schroder, borger tho Lubeck. Actum Martis, actum utsupra. – AHL NStB 1527-28, fol. 147r zu 1528 Quasimodgeniti [um den 19. April]; zum weiteren Zusammenhang vgl. *Rossi* (wie Anm. 23), bes. S. 129f.; *Dormeier*, Plönnies 1, S. 83 mit Anm. 24; *ders.*, Plönnies 2 (wie Anm. 1), S. 65f. mit Anm. 10, S. 72 mit Anm. 27 (weitere Lit.).

IV. Ausgleich wechselseitiger Ansprüche unter den Prokuratoren der Nachkommen des Hermen Plönnies, 1537 Januar 16:

Bürgermeister Godert van Hövelen und Gotze Butepage, Bürger von Lübeck und Vormünder der Kinder aus 1. Ehe (mit Ideke Greveraden) des verstorbenen Herrn Hermen Plönnies (Hermann, Adolf und Ideke) erhalten von Lambert van Dalen, Matthias Hestorp, Ambrosius Meyer und Hieronymus Witte, den Testamentsvollstreckern des Hermen Plönnies, 4400 Mark als Anteil, der den drei genannten Kindern aus erster Ehe aus dem Nachlass des Verstorbenen zusteht. Über diese Ansprüche wie auch über die 700 Mark, die gemäß den Verfügungen im Rechnungsbuch des Hermen Plönnies den Töchtern Metke und Katharina, Nonnen im Kloster St. Johannis, ausbezahlt sind, soll hinfort kein Streit mehr stattfinden.

Überlieferung: AHL, Niederstadtbuch 1537, fol. 288r-v (Prisce virginis = Jan. 18)

Text: „De erbare unnd wolwyse Her Godert van Hovelen, Burgermeister unnd Gotzen Butepagen, burger to Lubeck, als vormundere seligen Heren Hermen Plonnies nagelatener kinder van Ideken syner ersten frowen geboren, nemlich Hermans, Adolffs und Ideken vor dessem boke personlich erscheinende, hebben vor sick ore erven und nakommelinge openbar bekant und togestan, dat se van den ersamen Lambert van Dalen, Mathiesse Hestorp und Ambrosius Meyer und Jeronimus Witten als ergemelten zeligen heren Hermen Plonnies testamentarien allet jenige, wes den berorten dren kinderen tho moderlicker affschichtinge ienigermaten geboren mochte, ock wes enen sust vam vader im testamente togetekent und gegeven, wor van de Summa ist in all 44 hundert marck lubesch, gans deger unde alle in redem gelde upgebort und entfangen hebben. Derhalven se vor sick, ore erven und nakommelinge de gedachten testamentarien, ock ore erven und nakomelinge sollicher 4400 marck halven, ock van wegen der sevenhundert marck lub., so de beiden bekappenden junckfrouwen in sunte Johans kloster, nemlich Metke und Katrina vormoge zeligen heren Hermen Plonnies rekensbokes gekostet genßlich hebben quitert und vorlaten, wo se ock quiteren unnd vorlaten jegenwardigen, darup henfurder nicht mer to solkenn to spreken oft to manen noch saken spreken oft manen to laten. In nenen tokamen tiden, alles sunder list und geverde, ock in crafft und macht desser schryfft. Tuge vor dessem boke Hermen Huntenberch und Heyne Mus, boseten borger to Lubeck. Actum martis 16 Januarii.

V. Die Testamente des Mathias Hestorp, des ehemaligen Gesellen, Geschäftspartners und Testamentsvollstreckers des Hermen Plönnies (AHL Testamente: Matthias Hestorp: 1533 Dez. 17; 1543 Okt. 27; 1554 Juli 13).

Adressaten und Zweck der Legate	1533 Dez. 17	1543 Okt. 27	1554 Juli 13
Instandhaltung von Wegen und Stegen, Türmen, Mauern und Wällen der Stadt	8 s 4 d	1 m (für Wege und Stege) und 10 m für Mauern etc.	
Sieche im Pockenhaus vor dem Burgtor [1533] bzw. zwischen den beiden Burgtoren [1554], Kranke im Hl. Geist-Spital und zu St. Jürgen vor dem Mühlentor [1533]	Jedem Siechen und Kranken 6 d und ebenso an alle Siechenhäuser im Umkreis von 4 Meilen	Jedem Siechen und Kranken 1 s und ebenso an alle Siechenhäuser im Umkreis von 5 Meilen	Jedem Siechen und Kranken 1 s und ebenso an alle Siechenhäuser im Umkreis von 5 Meilen
Arme in der Hl. Leichnambruderschaft zur Burg	1 Tonne Butter zu den Präven		
Arme Kinder im Gasthaus in der Mühlenstraße			20 m
Arme Bedürftige als Beihilfe zur Kleidung		3 Wismarsche Laken zu Röcken und Mänteln (nach Gutdünken)	
(Unbestimmte) Arme		5 Jahr lang jährlich ein Bad für Bedürftige sowie Geld und Brot (nach Gutdünken)	
Pfarrkirchen in Lübeck (Dom, St. Peter, U.L. Frauen, St. Jakobi, St. Ägidien)		Je 10 m zum Bau	

Adressaten und Zweck der Legate	1533 Dez. 17	1543 Okt. 27	1554 Juli 13
10 arme Dienstmägde		Je 5 m zur Mitgift (to erem berade)	
Geselle Hans Glowinck		100 m	
Junge Berent Pechsnider		10 fl Münze	
Angehörige und Freunde:			
Bruder Hinrik und dessen Tochter Katharina (derzeit „mit“ dem Ratsherrn Johann von Lennepe)	Je 100 m		
Tochter des Bruders, Catharina Kusel		100 m	
Elsebe, ebenfalls Tochter des Bruders und derzeit beim Erblasser		100 m	
Mutter der beiden genannten Nichten und ihrem Bruder, Hermen Hestorp		Insgesamt 100 m	
Eine Schwester in Hamm (Westfalen)	50 m		
Greteke Harswinkel	30 m		
Ewald Hostorp/ Hestorp	100 m		
Ehefrau Anneke [geb. Meyer]	Brautschatz in Höhe von 1100 m sowie Kleidung, Schmuck, Bettzeug, Silbergeschirr; zusätzlich 600 m sowie Testamentsvollmacht	Brautschatz (unbestimmt) und Morgengabe, Kleidung etc. sowie 2 Jahre lang Wohnrecht und freie Kost sowie Testamentsvollmacht	
Anneke, Tochter des Hermen Plönnies	Eine silberne Kanne, die der verstorbene Hermen Plönnies vererbte		
Anneke, Witwe des Ratsherrn Hermen Plönnies („myne werdynne“)	500 m	600 m und im Rechnungsbuch verzeichnete Beträge	

Adressaten und Zweck der Legate	1533 Dez. 17	1543 Okt. 27	1554 Juli 13
Kinder des verst. Hermen Plönnies (1533: „derzeit neun“! bzw. 1557: Dr. Hermann, Alf und Idenken Plönnies	Je 100 m bei ihrer Mündigkeit	Je 1 silberne Schale im Wert von 10 m	Je eine Schale von 10 Lot Silber
Kinder des verst. Tonnies Kosfelde in Münster (1533: derzeit fünf!)	Je 1 silberne Schale oder Becher („stop“)	Je 1 silberne Schale im Wert von 10 m	
Der kleine („de lutke“) Hinrik Plönnies (s.u.)	Über die oben erwähnten 100 m hinaus bei Mündigkeit weitere 100 m		Rest des Vermögens nach Ausrichtung der obigen Legate zum Dank für die jahrelange Gastfreundschaft und Fürsorge Annekes
Stiefsohn Hans Krusebecker	50 m	150 m	
Hermen Herde in Münster		1 silberne Schale	
Hieronymus Witte und seinem Bruder Andres	Jedem eine silberne Schale von 10 Lot		
Drei Schwestern der Ehefrau, Windelke, Gertrud und Katharina Meyer, im Johanniskloster	Insgesamt 50 m	Rente von 5 m in Clawes Karls Bau (Haus) in der Engelsgrube zu Lebzeiten, danach wieder an das Testament	
Gertrud und Mette (1543) bzw. Mette und Katharineken Plönnies (1554), Töchter des Hermen Plönnies, im Johanniskloster		Rente von 5 m in Clawes Karls Bau (Haus) in der Engelsgrube zu Lebzeiten, danach wieder an das Testament	
Mester Johannes Meyer, der Schwager	30 m		
Ambrosius Meyer	1 Schale von 10 Lot Silber		
Herr Matheus Meyer, Bruder der Ehefrau		Unterstützung durch die Testamentarier in Notzeiten	
Katharina Kuseken, Tochter des Bruders			10 Gulden Münze

Adressaten und Zweck der Legate	1533 Dez. 17	1543 Okt. 27	1554 Juli 13
Elsebe und Hermen, Schwester und Bruder [der genannten Katharina Kuseken]			Je 10 Gulden
Hans Pynninck			10 Gulden
Nächste Erben	Insgesamt 4 m	1 fl Münze	Insgesamt 5 m
Ggf. zusätzliche Verfügungen im Rechnungsbuch	unbestimmt		
Hausarme oder andere gebrechliche Arme	Rest des zu Geld gemachten Nachlasses	Rest des zu Geld gemachten Nachlasses	
Zusatzbestimmungen:	bei möglichen Vermögenseinbußen Legate ad pias causas („gades gyfte“) ausgenommen		
Testamentsvollstrecker (und Zusatzbestimmungen über Nachwahl etc.)	Lambert van Dalen; Mester Johan Meyger; Ambrosius Meyger (jedem 1 Lüb. Gulden); Mitspracherecht der Ehefrau	Lambert van Dalen, Ratmann; Hinrick Ketelhacken und Clawes Glowinck (jedem 1 ungarischen Gulden); Mitspracherecht der Ehefrau	Ambrosius Meyer, Bürgermeister; Lambert van Dalen, Ratmann; Andres Witte, Bürger zu Lübeck (jedem einen „rosen Nobel“)
Zeugen	Hinrik Kerckrinck und Hermann Schutte, Ratsherren zu Lübeck	Albert Klever und Hieronymus Pakebusch, Ratsherren zu Lübeck	Hinrick Brömse und Benedictus Schlicker, Ratsherren zu Lübeck

Abbildungsnachweis: Lübeck, St. Annenmuseum (1, 4-6), AHL (2); <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=42204169> (Von Kresspahl – Eigenes Werk, CC-BY-SA 4.0) [Abb. 3]

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Heinrich Dormeier
Schillerstr. 8
24116 Kiel
E-Mail: dormeier@email.uni-kiel.de

Warum ging die Hanse zugrunde?¹

Rainer Postel

Die Hanse genießt hohes Ansehen. Das ist für Themen unserer Geschichte nicht selbstverständlich. Straßen und Plätze, Bäcker und Brauer, Hundezüchter, Taxi-, Versicherungs- und Bestattungsunternehmen tragen ihren Namen. Kein anderer Begriff unserer Geschichte kommt ihr an Popularität gleich. Wenn im Folgenden von ihren Problemen zu handeln ist, drängt sich die Frage nach den Ursachen ihrer Wertschätzung auf. Zwei Gründe scheinen mir dafür wichtig und gleichermaßen banal zu sein. Zum einen liegt ihre Geschichte so weit zurück, daß sie auf die Gegenwart keine Schatten wirft. Zum anderen wurde die Hanse nach langer Vergessenheit in einer Zeit – dem frühen 19. Jahrhundert – wiederentdeckt, der sie angesichts der Fremdherrschaft, des fürstlichen Absolutismus und enger Kleinstaaterei als nationales, maritimes und freiheitlich-stadtbürgerliches Leitbild dienen konnte. Auch wenn es nur teilweise der historischen Wirklichkeit entsprach: Dies Bild wirkte nachhaltig.

*

Die Hanse sah sich bedroht. Immer wieder bestimmte dies ihr Handeln. Es war bereits der Grund dafür gewesen, daß sich im späten 12. Jahrhundert niederdeutsche Kaufleute in Lübeck und im südlichen Ostseeraum zusammengetan hatten, um sich im Kampf gegen die Elemente, gegen Piraten und Wegelagerer und an den fernen Handelsorten – namentlich auf Gotland – gegen Widersacher und Konkurrenten besser behaupten zu können, – Wegbereiter der werdenden Hanse. Sie entstand allmählich, kein förmlicher Gründungsakt, keine Urkunde, keine fixierte Satzung, kein gemeinsames Hoheitszeichen oder Siegel, offenbar nicht einmal eine Mitgliederliste standen am Beginn. Faßbar schien sie am ehesten an ihren Auslandsniederlassungen, die seit dem Ende des 12. Jahrhunderts vor allem in Novgorod, London, Brügge und Bergen angelegt worden waren, und seit 1356 auf ihren unregelmäßigen Tagfahrten mit den dort gefaßten Beschlüssen, den Hanserezessen.

Zwischen diesen Auslandsstützpunkten, den Kontoren, verliefen die Haupthandelswege der See- und Binnenstädte, deren Netz sich bald von Kiel bis Krakau und von Reval bis Roermond erstreckte. Die meisten lagen im niedersächsisch-westfälischen Raum. Über zweihundert Städte wurden der Hanse im Verlauf ihres halben Jahrtausends zugerechnet, große wie Lübeck und Köln, aber in deren Kielwasser auch Nester wie Bolsward und Bielefeld, manche nur vorübergehend und wohl nie mehr als hundert zur gleichen Zeit.

Neben allfälliger Gefahrenabwehr ging es der Hanse darum, bei fremden Fürsten und Herren günstige Bedingungen für den eigenen Handel zu erwirken, zu sichern und auszubauen. Ihr wertvoller Warenkorb – Rohstoffe und Nahrungsmittel aus dem Osten, Tuche, Wein und gewerbliche Waren aus dem

¹ Vortrag, gehalten vor dem Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde am 25. März 2015, für den Druck mit Nachweisen versehen.

Westen, dazu Fisch aus Nord- und Ostsee – veranlaßte zahlreiche Privilegien und Freiheiten, oft eine bevorzugte Stellung. Aber diese waren zumeist beschränkt auf die Regierungszeit der Aussteller, bedurften also regelmäßig der Erneuerung, und sie galten für Territorien, die noch keine Staaten waren. Es lag nahe, daß die wagemutigen hansischen Kaufleute alsbald Rückhalt bei ihren jeweiligen Stadtvätern fanden, die ihnen familiär und beruflich oft genug eng verbunden waren. So entstand die Städtegemeinschaft, die im 14. und 15. Jahrhundert beträchtliche Erfolge verbuchte, welche ihr Ansehen und Selbstbewußtsein stärkten – die Flandernblockade (1358-1360) und die Friedensschlüsse mit Dänemark in Stralsund (1370) und mit England in Utrecht (1474), zwischen die nach verbreiteter Auffassung „die Blütezeit der deutschen Hanse fiel“, – so der Titel des bekannten Werks von Ernst Daenell.²

Vor allem sie hat denn auch das Interesse der Betrachter immer wieder angezogen, wie es Erfolgsgeschichten tun. Die unersprießlichere Spätphase dagegen, in der sich die Rückschläge häuften, Widerstände und Gegner der Hanse wuchsen, ihre Mitgliederzahl schrumpfte und ihre strukturellen Mängel deutlicher zutage traten, fand trotz breiter Überlieferung weit weniger Aufmerksamkeit. Am Ende verschied die Hanse fast geräuschlos, wiederum ohne ein konkretes Datum, keineswegs plötzlich und unerwartet und nur mäßig betrauert. Ihr Bild aber wird bis heute weithin vom scheinbaren Glanz der mittelalterlichen „Blüte“ bestimmt.

Dabei warf bereits der Stralsunder Friede nach dem Triumph über Waldemar IV. ein bezeichnendes Licht auf die Hanse. Er bescherte ihr die Erneuerung der früheren Privilegien – jetzt nicht mehr für einzelne Städte, sondern für die ganze Konföderation –, außerdem 15 Jahre lang eine Schadenersatzzahlung, gesichert durch die Pfandschaft über Malmö, Helsingborg und weitere Sundfestungen, und schließlich ein Mitspracherecht bei der nächsten dänischen Königswahl. Indem die Hanse dies nach Waldemars Tod 1375 ungenutzt ließ und auch die Pfänder pünktlich zurückgab, zeigte sie – wenigstens in ihrer Mehrheit –, daß ihre Hauptziele wirtschaftlicher, nicht machtpolitischer Art waren.

Noch immer besteht ein eigentümlicher Kontrast zwischen der anerkannten Schwierigkeit, das Wesen der Hanse adäquat zu erfassen, und der fortbestehenden Neigung, sie zu verklären, obgleich doch zahlreiche romantische, nationale und politische Vereinnahmungen als überwunden gelten dürfen.³ Aber noch vor vier Jahren nannte sie das Buch zu einer Fernsehserie, verfaßt von erstzunehmenden Fachleuten, im Untertitel „eine heimliche Supermacht“⁴ und

2 Ernst Daenell, Die Blütezeit der deutschen Hanse. Hansische Geschichte von der zweiten Hälfte des XIV. bis zum letzten Viertel des XV. Jahrhunderts, 2 Bde., Berlin 1905/06 (mehrere Nachdrucke).

3 Rainer Postel, Die Wiederentdeckung der Hanse im 19. Jahrhundert, in: Hanzavakar – Hanza rit. Starptautiska Konference. Riga, 1998. g. 8. – 13. Junijs. / Hansa yesterday – Hansa tomorrow. International conference. Riga, June 8 – 13, 1998, (Riga 2001), S. 230-250, hier S. 238-245.

4 Gisela Graichen, Rolf Hammel-Kiesow, Die deutsche Hanse. Eine heimliche Supermacht, (Reinbek bei Hamburg 2011).

verweist in einem vollmundigen Vorwort auf Politiker, die sie als Wegbereiter europäischer Einigung reklamieren, – kein Einzelfall, fast ein Modetrend.⁵ Er mag zu Aufmerksamkeit und Forschungsmitteln verhelfen, geht aber sachlich und sprachlich fehl; die historischen Quellen zeichnen ein anderes Bild. Schon die geringen eigenen Machtmittel nötigten die Hanse zumeist zu einer eher defensiven Haltung.

Bereits Zeitgenossen fiel es schwer, über ihr Wesen Klarheit zu gewinnen, zumal sie selbst kaum bereit war, über sich und die Zahl ihrer Mitglieder genaue Auskunft zu geben, ganz zu schweigen von deren unterschiedlicher Stellung innerhalb der Gemeinschaft. Ungleichheit bestimmte ihr Bild. Unbeschadet mancher Verwandtschaftsverbindungen zwischen den Städten unterschieden sich diese in ihrer Größe und Verkehrslage, in ihren wirtschaftlichen Kräften und Ausrichtungen sowie in ihren politischen Bindungen.

Der Name gibt wenig Aufschluß. Hanse bedeutet Schar oder Gemeinschaft, seit dem 12. Jahrhundert bezogen auf reisende Kaufleute, dann auch auf ihre internen Abgaben oder ihr gemeinsames Recht. Für sich selbst benutzte die Hanse fast beliebig zahlreiche Begriffe, oft mehrere parallel: „vorbunt unde vryheit, broderlike verstrickunge ende eendracht, vorsamelinge effte eninge, fruntelike vorwantenisse oft confederacien, gemeynheit unnd communitet, foedus und societas“, – alles eher eine Zusammengehörigkeit beschreibende als erklärende Bezeichnungen.⁶

Auch wenn dabei das Wort „Bund“ in manchen Wendungen auftaucht, – der Hanse fehlten wesentliche Merkmale eines Bündnisses: Es gab keinen Bündnisvertrag, keine Statuten, keine Verpflichtung auf bestimmte wirtschaftliche oder politische Ziele, keinen Vorsitzenden, der für sie hätte sprechen oder handeln dürfen, und bis ins 16. Jahrhundert keine ständigen gemeinsamen Beamten. Auch Lübecks faktische Führungsrolle, sein „Direktorium“, war in keiner Urkunde fixiert. Und außer dem Ausschluß, der Verhansung, gab es kein Strafmittel gegen ungehorsame Mitglieder. Kein Mitglied konnte zur Beteiligung an militärischen oder diplomatischen Aktionen gezwungen werden. So erschien die Hanse eher als eine Rechtsgemeinschaft im Hinblick auf ihre Auslandsprivilegien.

Generell stoßen bündische Vorstellungen für die Hanse auf Bedenken, denn offenkundig fehlte es ihr an institutioneller Festigkeit, und zwischen ihren Mitgliedern bestanden erhebliche, teilweise unüberbrückbare Gegensätze, so in der

5 Diesen „Vorbild“-Charakter der Hanse betont durchgängig Hanno *Brand* (ed.), *The German Hanse in Past & Present Europe. A medieval League as a model for modern interregional cooperation?*, Groningen (2007). Dabei wird übersehen, daß die Erfolge der Hanse auf Erwerb und Nutzung von Privilegien beruhten, also auf Rechtsungleichheit und Monopolen im europäischen Handel, nicht auf Gleichberechtigung und Reziprozität. Als Vorbild europäischer Kooperation taugt sie darum kaum, ganz abgesehen von den hier benannten Defiziten ihres eigenen Zusammenwirkens.

6 Volker *Henn*, Was war die Hanse?, in: Jörgen Bracker, Volker Henn, Rainer Postel, *Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos*, 4. Aufl., Lübeck 2006, S. 14-23, hier S. 16, auch zum Folgenden.

Stapelpolitik (zwischen Lübeck und Danzig wie zwischen Hamburg und Magdeburg). Das verbrieftete Stapelrecht einer Stadt verpflichtete fremde Kaufleute dazu, ihre dort vorbeigeführten Waren befristet abzuladen (zu „stapeln“) und preisgünstig anzubieten. Dies sicherte der Stadt Verbrauchsgüter und eigene Handelswaren, zum Leidwesen der Anderen.⁷ Weiteren Konfliktstoff bot der zunehmende Kontrast zwischen den reichen Seestädten und den Binnenstädten, die mehr und mehr zu reinen Zulieferern absanken. Ihr Ungleichgewicht spiegelte sich in der variierenden Schreibweise des Namens Hanse: Nachdem schon früher das H häufig fortgefallen war („Anze“ u. ä.), betonten seit Mitte des 16. Jahrhunderts sporadisch und dann häufiger „Anseh(e), Ansee“, auch „Hanbee“ offenbar deren maritimen Charakter.⁸

Deshalb hielten sich Historiker seit 1945 von populärem Pathos zumeist weit entfernt. Für Ahasver von Brandt war die Hanse eine Interessengemeinschaft, die „jeweils nur insoweit existierte oder im Einzelfall handlungsfähig war, als sich die Interessen der Einzelstädte oder einzelnen Bürgerschaften tatsächlich deckten“, und die allein danach strebte, Handelsprivilegien im Ausland zu erwerben und ihren Mitgliedern deren ungestörten Genuß zu sichern. Noch vorsichtiger nannte sie Klaus Friedland ein „handelspolitisches Eventualbündnis [...] für den Notfall“.⁹

Gleichwohl spielte die Hanse in Handel und Politik Nordwesteuropas im 14. und 15. Jahrhundert zweifellos eine gewichtige Rolle, und noch die Grafenfehde, Jürgen Wullenwevers draufgängerischer Krieg gegen Dänemark (1534 - 1536), zeigte, welche Probleme allein Lübeck den Gegnern bereiten konnte. Erklären läßt sich ihr Erfolg zum Teil mit glücklichen Umständen: Der englisch-hansische Seekrieg (1470 - 1474) hatte zwar mit dem Ausscheren Kölns ihre innere Zerrissenheit offenbart und auch empfindliche militärische Rückschläge gebracht. Aber er war von innerenglischen Kämpfen begleitet, den Rosenkriegen, welche die Hanse – hier die wendischen und preußischen Städte – begünstigten, und letztlich trug zum vorteilhaften Utrechter Frieden auch die burgundische Vermittlung bei.

Wesentlicher erscheint, daß das territoriale Umfeld der Städte wie auch die Zielgebiete ihres Handels lange Zeit nur lose staatliche Strukturen aufwiesen. Das erleichterte dessen Vordringen, und es erlaubte – neben den wenigen reichsunmittelbaren Hansemitgliedern (Lübeck, Köln, Dortmund, Goslar u. a.) – auch den übrigen weitreichende Autonomie gegenüber ihren fürstlichen Herren. Die

7 Otto *Gönnenwein*, *Das Stapel- und Niederlagsrecht*, Weimar 1939 (Quellen u. Darstellungen z. hansischen Geschichte, NF, Bd. 11).

8 Archiv der Hansestadt Lübeck, Altes Senatsarchiv, Externa, *Hanseatica* (künftig zit.: AHL Hans.) 159 (1540), fol. 6r, 11v; 161 (1549), passim; 201, T. 2 (1606), passim; 264 (1549). Außenstehende sprachen gar von ‚Seestädten‘, wenn sie die ganze Hanse meinten; AHL Hans. 278 u. 287 (1582), Georg Johann I. Pfalzgraf bei Rhein.

9 Zit. Nach *Henn* (wie Anm. 6), S. 17.

im Statut von 1418 verlangte Vollmächtigkeit des Rates innerhalb einer Hansestadt¹⁰ wäre ohne dessen Handlungsfreiheit nach außen kaum denkbar.

Daß dieser Grundsatz damals bekräftigt wurde, hatte Gründe: Vorangegangen war eine Kette von Aufständen in den wendischen Städten Lübeck, Wismar, Rostock und Hamburg, mit denen äußere Bedrohungen einhergegangen waren. Deshalb auch legte Lübeck dem großen Hansetag 1418 das Projekt eines innerhansischen Schutzbündnisses vor,¹¹ einer „Tohopesate“, das niederdeutsche Wort für einen Zusammenschluß. Ich komme darauf zurück.

*

Kein Zweifel also: Die Hanse sah sich bedroht, und diese Sorge wuchs. Da waren die permanenten Gefahren der „Plackerei“, des Straßenraubs, für den etwa das Lauenburgische an den wichtigen Handelswegen zwischen Lübeck, Hamburg und Lüneburg berichtigt war; und da war die Piraterie etwa der Vitalienbrüder und der Ostfriesen. Zudem war Kaperei stets ein probates Mittel der Kriegführung, das nicht selten Unbeteiligte traf.

Neben diesem ständigen Risiko stand die Hanse seit dem späten Mittelalter vor dem Problem der nationalen und territorialen Staatsbildung, die aus der Rückschau als allmählicher, aber folgerichtiger Prozeß erscheint, den Zeitgenossen jedoch als eine Kette wachsender Schwierigkeiten und Schikanen.

Unübersehbar waren die Expansion europäischer Reiche und deren innere Festigung. Im Osten stieg das wachsende Großfürstentum Moskau zur Führungsmacht auf, die seit Beginn des 16. Jahrhunderts das Erbe von Byzanz beanspruchte. Das Königreich Polen – seit 1386 in Personalunion mit dem Großfürstentum Litauen – drängte den Ordensstaat in mehreren Kriegen zurück, bevor sich dieser 1525 unterwarf, und übernahm später Kurland und Livland. Dänemark war seit 1397 mit Norwegen und Schweden in der Kalmarer Union verbunden. Das Herzogtum Burgund eroberte seit Philipp dem Kühnen (1363) bis zum Ende Karls des Kühnen (1477) mit der Franche-Comté, in den Niederlanden und in Lothringen eine Ländermasse, die sein ursprüngliches Gebiet an Größe um ein Vielfaches übertraf. Frankreich konnte damals die Engländer fast vollständig vom Kontinent vertreiben und begann am Ende des 15. Jahrhunderts seine Erwerbspolitik in Italien (Mailand, Neapel). Unterdessen vereinigten sich die spanischen Reiche Kastilien und Aragon, brachten die Reconquista 1492 zum erfolgreichen Abschluß und nahmen 1494 in Tordesillas mit Portugal die Aufteilung der bekannten Welt vor; in Europa wuchsen ihnen durch Karl I./V. die Niederlande und 1580 auch Portugal zu. Allein Englands Versuch unter Heinrich VIII., Irland und Schottland zu unterwerfen, schlug weitgehend fehl.

10 Rolf *Sprandel* (Hrsg.), *Quellen zur Hanse-Geschichte*, Darmstadt (1982.-Ausgew. Quellen z. deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 36), S. 309.

11 *Hansisches Urkundenbuch*, Bd. 6, 1415 bis 1433, bearb. v. Karl *Kunze*, Leipzig 1905, S. 87-90, Nr. 170.

Hand in Hand mit der Ausweitung der Herrschaftsbereiche ging vielfach das Bemühen um deren innere Ausgestaltung, ihre rechtliche und administrative Vereinheitlichung und ihre steuerliche Erfassung. Den aufsteigenden Mächten lagen die Handels- und Wirtschaftsinteressen der eigenen Untertanen allemal näher als die Privilegien- und Freiheitswünsche hansischer Kaufleute, zumal diese sich sträubten, jenen in den eigenen Städten die gleichen Rechte zu gewähren. Streitigkeiten darüber konnten in Kriege einmünden wie gegen Dänemark (1426 – 1435) und später gegen England. Nach der russischen Eroberung Novgorods durch Ivan III. (1471) verfiel das dortige Hansekontor, der Peterhof, und wurde 1494 geschlossen. 1514 wiedereröffnet, konnte er seine vormalige Bedeutung nie wieder erlangen.

Der wirtschaftliche Aufstieg der Seemächte und die Restriktionen des Ostseehandels durch Rußland und die skandinavischen Staaten (Schweden war seit 1522 wieder selbständig) bewirkten, daß sich der Handel stärker nach Westen verlagerte. Dies mußte den Ostseestädten und besonders Lübeck zusetzen, zumal Lübecks Stapelanspruch an der Trave immer häufiger zugunsten der Sundfahrt umgangen wurde. Außerdem traten seit dem späten 15. Jahrhundert auch die Fugger als kapitalkräftige Konkurrenten im Ostseeraum und auf den niederländischen Märkten auf.

Was sich auf der europäischen Bühne vollzog, hatte Entsprechungen in den Territorien des Reiches. Auch hier gab es einen gewissen Trend zur Expansion, so in der dynastischen Verbindung niederrheinischer Fürstentümer (Kleve und Mark, Jülich und Berg-Ravensberg) und in den Erwerbungen der Landgrafschaft Hessen und der Hohenzollern. Andererseits kam es auch zu den Teilungen der welfischen (braunschweigischen) und der wettinischen (sächsischen) Gebiete.

Allgemeiner war der fortschreitende innere Ausbau der Territorien. Die Forschung spricht von einer Verdichtung der Herrschaftsbeziehungen.¹² In dieser Hinsicht hatten die Städte mit ihren Rechtsordnungen, ihren kommunalen Institutionen und ihrer Wirtschaftskraft zunächst einen Vorsprung gehabt und gegenüber den fürstlichen Stadtherren oft weitreichende Autonomie erlangt. Es war besonders das Bemühen um Durchsetzung des Landfriedens, das seit dem 13. Jahrhundert in den Territorien eine verstärkte Polizeigesetzgebung veranlaßte. Sie ebnete einer einheitlichen Gesetzgebung den Weg und trieb die Ausbildung der landesherrlichen Gerichtsbarkeit voran. Das aufkommende Ständesystem band den Adel an das Territorium. Die Vereinheitlichung und allmähliche Verstärkung von Steuern und Abgaben ließ Verwaltungsorgane und Bürokratie wachsen und trug zur Formierung des Untertanenverbandes bei. All dies stärkte vor allem die Landesfürsten, die bereits vor der Reformation auch das Kirchenregiment teilweise an sich zogen.

12 Vgl. Stephan *Selzer*, Die mittelalterliche Hanse, (Darmstadt 2010.- Geschichte kompakt), S. 104-107; Dietmar *Willoweit*, Die Entwicklung und Verwaltung der spätmittelalterlichen Landesherrschaft, in: Kurt G. A. Jeserich, Hans Pohl, Georg-Christoph von Unruh (Hrsg.), Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 1, Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Reiches, (Stuttgart 1983), S. 66-143.

Deren Begehrlichkeit wurde für die Unabhängigkeit der Städte in ihrer Reichweite immer häufiger zur unmittelbaren Gefahr.¹³ 1442 brachte der brandenburgische Kurfürst Friedrich II. die hansische Doppelstadt Berlin-Cölln handstreichartig in seine Gewalt; 1488 fielen die Städte der Altmark, darunter die Hansestädte Stendal und Salzwedel. Etwa gleichzeitig mußten sich Quedlinburg, Halle und Halberstadt in sächsische Oberhoheit fügen. Im 16. Jahrhundert setzte sich zunächst Herzog Bogislaw X. von Pommern gegen Stettin und Stolp durch. Bald darauf erlangte Polen die Herrschaft über die preußischen Städte. Später setzten welfische Herzöge Goslar, Braunschweig und Lüneburg unter Druck. Die Reihe ist lang.

Die Bedrohung verlangte nach Gegenwehr. Bereits 1418 hatte Lübeck dem Hansetag – wie berichtet – den Plan einer „Tohopesate“ vorgelegt. Danach sollten rund 40 Hansestädte verschiedener Gebiete sich bei einem Angriff um Schlichtung bemühen und notfalls auch in einen Krieg eintreten, wofür jede Stadt ein Kontingent Bewaffneter und Finanzmittel bereitzuhalten hätte. Die Zustimmung der Versammlung blieb damals ohne Folgen. 1430 erneut vorgeschlagen und erst vier Jahre später angenommen, blieb das Projekt wiederum unausgeführt. Erst der Fall von Berlin-Cölln 1442 und das Falen des nachfolgenden Fürstentags zu Wilsnack führten 1443 zu einem entsprechenden Bündnis sächsischer, wendischer, pommerscher und märkischer Städte, befristet auf eben drei Jahre. Daß es sich bald darauf im Konflikt der Stadt Kolberg mit dem pommerschen Herzog bewährte, ermutigte 1447 zu einer Neuauflage, nun für zehn Jahre und unter Einschluß westfälischer und niederländischer Hansestädte. Als sich 1449 die Gefahr besonders für die Städte Mecklenburgs und Pommerns nochmals zuspitzte, wurde 1451 eine weitere „Tohopesate“ vereinbart, der nun die märkischen Städte fernblieben. Danach schien – nach gängiger Auffassung – diese Städtebundbewegung einzuschlafen, also Episode zu bleiben. Neue Anläufe in der zweiten Jahrhunderthälfte scheiterten oder führten nur zu wirkungsarmen Regionalbündnissen.

Dabei hatten die Pläne ursprünglich darauf gezielt, möglichst viele Hansestädte auf diese Weise fester zusammenzuschließen und zu bestimmten Leistungen für die Gemeinschaft zu verpflichten – eine politische Option, die über die wirtschaftlichen Zwecke der Hanse klar hinausging. Sie scheiterte an der mangelnden Bereitschaft vieler Mitglieder, sich für gemeinsame Interessen politisch und finanziell längerfristig zu binden. Nur bei unmittelbar drohender Gefahr traten solche Bedenken zurück.

*

Generell lag in solcher Zurückhaltung ein wesentliches Hindernis für die Handlungsfähigkeit der Hanse, auf ihren Tagfahrten immer wieder beklagt. 1535 rügte der braunschweigische Syndicus Dr. Levin von Emden, der „Hanse-

13 Matthias *Puhle*, Innere Spannungen, Sonderbünde – Druck und Bedrohung von außen, in: Bracker/Henn/Postel (wie Anm. 6), S. 110-123; *Selzer* (wie Anm. 12), S. 106.

he brauch sei, dz sie nicht ehe raths pflegen, ehe die sach verlohren: quod vtinam verum non esset“ (was doch nicht wahr sein dürfte).¹⁴

Viele Beschlüsse, insbesondere die kostenträchtigen, wurden endlos verzögert, indem sich Städtevertreter für nicht instruiert erklärten, dem heimischen Rat vorzutragen und sein Votum nachzureichen versprochen, was dann häufig unterblieb. Wo teure Entscheidungen anstanden, blieb manche Stadt der Versammlung trotz Teilnahmepflicht vorsorglich gleich ganz fern, so daß die Verbindlichkeit der Beschlüsse auch für Abwesende mehrmals bekräftigt wurde.¹⁵ Ausschreibungen forderten die Mitgliedsstädte wiederholt auf, ihre Sendboten doch so ausreichend zu bevollmächtigen, dass „ane alle toriggebringent“ beschlossen werden könne.¹⁶ Und immer wieder bittere Vorwürfe, daß die Städte ihren Eigennutz über die Gemeinschaftsinteressen stellten und auch gültige Beschlüsse ignorierten.¹⁷ Ihre Uneinigkeit, Entscheidungsschwäche und mangelnde Zahlungsmoral bewogen Lübeck bis ins 17. Jahrhundert mindestens siebenmal, mit seinem Rücktritt von der Führung zu drohen.¹⁸ Allerdings hatte es diese nicht selten, etwa bei Gesandtschaften, auch zum eigenen Vorteil zu nutzen gewußt. Noch heute verwahrt das Lübecker Archiv große Teile der Hanseakten nicht unter den ‚Hanseatica‘, sondern unter den lübeckischen Außenbeziehungen, bei denen im Zweifel die eigenen Interessen auch vor denen der Hanse rangierten.

Die wortreiche Ergebnislosigkeit der Debatte drängte 1605 den lübeckischen Protokollanten zu dem Stoßseufzer: „Dictum, contradictum, multum disputatum, conclusum aliquid, executum nihil (geredet, widersprochen, viel diskutiert, irgendwas beschlossen und nichts ausgeführt).¹⁹ Die ausführlichste Kritik enthielt ein 90 Strophen langes Gedicht, in dem der Hansesyndicus Dr. Johannes Doman 1606 sarkastische Klage über Dissens und Eigennutz, Kleinmut, Ignoranz und Illoyalität in der Hanse führte.²⁰ Er wußte, wovon er sprach.

14 AHL Hans. 134, fol. 85r; 201, T. 1, S. 21 (Zitat).

15 Z. B. AHL Hans. 125, fol. 70v (1540), 99v (1600); 134, fol. 138v (1581); 169 (Von der peena der vngheorsamen ausbleibenden, auch nicht ratificirenden stedten).

16 AHL Hans. 164, Art. 1 zur Hansetags-Ausschreibung v. 9. Januar 1549.

17 Z. B. AHL Hans. 125, fol. 93r/v (1555, 1557, 1572); 164, Ausschreibung v. 9. Januar 1549.

18 Rainer *Postel*, Lübecks Würde und Bürde, in: Rolf Hammel-Kiesow, Michael Hundt (Hrsg.), *Das Gedächtnis der Hansestadt Lübeck. Festschrift für Antjekathrin Graßmann zum 65. Geburtstag*, Lübeck 2005, S. 447-456.

19 AHL Hans. 199, *Fragmenta protocollis conventus Hanseatici 1605*, fol. 16v (Interpunktion ergänzt).

20 J. M. *Lappenberg*, *Des Syndicus Domann Lied von der deutschen Hanse*, in: *Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte*, Bd. 2, 1847, S. 451-471; Wilhelm *Mantels*, *Des Syndicus Domann Lied von der deutschen Hanse*, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde*, Bd. 2, 1867, S. 470-487; Rainer *Postel*, *Von der Solidarität bedrängter Egoisten: Hansetage des frühen 17. Jahrhunderts*, in: Volker Henn (Hrsg.), *Die hansischen Tagfahrten zwischen Anspruch und Wirklichkeit*, Trier 2001 (*Hansische Studien*, Bd. 11), S. 151-162, hier S. 151 f.

In der Tat gab es handfeste Beispiele dafür, daß gerade führende Mitglieder sich nicht an hansische Regeln hielten. So verstießen Hamburg und Bremen seit 1475 mit ihrem direkten Islandhandel gegen den Stapelanspruch des Bergener Kontors. Das wurde von Lübeck gebrandmarkt und wenig später nachgeahmt.²¹ Köln, das sein Abweichen gegenüber England einst mit seinem zeitweiligen Ausschluß und hoher Geldstrafe hatte büßen müssen, verweigerte jahrzehntelang die übliche Schoßzahlung im Brügger (später Antwerpener) Kontor²² und behielt die Beiträge aus seinem Quartier schon einmal ein, anstatt sie nach Lübeck abzuführen.²³ Hamburg setzte sich über das Gästehandelsverbot und die Proteste der Hanse hinweg, als es der englischen Handelsgesellschaft der „Merchants Adventurers“ 1567 für zehn Jahre und 1611 dauerhaft eine Niederlassung in seinen Mauern gewährte.²⁴ In der Zwischenzeit machte Stade das profitable Geschäft mit den Engländern, selbst als es dafür 1601 aus der Hanse ausgeschlossen wurde.²⁵ Erst der niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff nahm Stade 2009 wieder in die Hanse auf, ohne allerdings seine Befugnis zu überprüfen.

*

Aber noch einmal zurück zu den „Tohopesaten“. Denn eine Episode – wie in der Literatur bisher vermittelt – waren sie keineswegs. Das Bemühen um einen engeren Zusammenschluß möglichst vieler Städte dauerte fort. Zwar begegnet das Wort „Tohopesate“ in den hansischen Quellen nach der Mitte des 16. Jahrhunderts bei dem allmählichen Rückgang des Niederdeutschen nur noch selten, dafür aber immer öfter das hochdeutsche „Zusammensetzung“ und – wie schon früher – das lateinische „confoederatio“. So war im Jahr 1600 von „einigung, vorstendnuß, confoederation oder zusammensetzung“ die Rede²⁶ und damalige Aufstellungen faßten alle hansischen Zusammenschlüsse seit 1364 unter dem Begriff „confoederationes“ zusammen,²⁷ also auch die Kölner Konföderation von 1367, die 1418 durchaus als Vorbild gedient haben dürfte. Damit ergibt sich eine Kontinuität hansischer Verteidigungspolitik bis ins 17. Jahrhundert, die bislang weithin übersehen wurde, vor allem wohl, weil die Quellen dazu

21 Rainer *Postel*, Die Reformation in Hamburg 1517-1528, (Gütersloh 1986.-Quellen u. Forschungen z. Reformationsgeschichte, Bd. 52), S. 38 f.

22 Z. B. AHL Hans. 125, fol. 72r-75v (1566-1584); 134, fol. 43r (1545), 96r (1562), 107v (1567), 112r (1572), 132r (1579), 144r/v (1584).

23 AHL Hans. 124, fol. 6r (1608); 125, fol. 77r (1600), 77v (1601); 187, fol. 5r (1598), 25v, 35r/v (1600), 47r/v (1601), 52v (1601), 60r (1579 ff.), 99v (1608), 130r (1609), 162r (1611), 178v (1615), 204v (1619), 244r (1621).

24 Rainer *Postel*, Der Niedergang der Hanse, in: Bracker/Henn/Postel (wie Anm. 6), S. 165-193, hier S. 181-183.

25 Jürgen *Bohmbach*, Stade als selbständige Stadt, in: *Ders.* (Red.), Stade. Von den Siedlungsanfängen bis zur Gegenwart, Stade 1994 (Veröff. a. d. Stadtarchiv Stade, Bd. 17), S. 109-152, hier S. 133.

26 AHL Hans. 189, fol. 2r.

27 AHL Hans. 125, fol. 1v-5v; 134, fol. 77r-80v.

nicht gedruckt sind. Die Edition der Hanserezepte endet 1538, und noch Rolf Sprandels Quellen zur Hanse-Geschichte (1982) reichen nur bis 1483.²⁸

1540 und erneut 1549 wurde wiederum eine „Tohopesate“ oder „Zusammensetzung“ als hansisches Schutzbündnis vereinbart,²⁹ 1545 eine solche der wendischen Städte,³⁰ wie es scheint, wiederum ohne Folgen. Im Hintergrund standen nun die Erfahrungen des Münsterschen Täuferreiches, der Wullenweverschen Kriege, des Schmalkaldischen Krieges und die mit dem Augsburger Interim drohende Rekatholisierung, – alles auch Belege für die Unterschiedlichkeit und Ungleichzeitigkeit, mit der sich die Reformation in den Hansestädten durchgesetzt und so deren Verbindungen weiter gelockert hatte. Insbesondere bedeutete das Festhalten Kölns am Katholizismus eine dauerhafte Entfremdung, ähnlich später Bremens Hinwendung zum Calvinismus.³¹

Die äußeren Bedrohungen der Hanse und das Bewußtsein der eigenen Uneinigkeit und Handlungsschwäche verstärkten um die Mitte des 16. Jahrhunderts den Wunsch nach Reformen. Seit Jahrzehnten hatte sie vergeblich Ausschau nach einem geeigneten Schutzherrn gehalten.³² Auch aktuelle (und dann mehrfach wiederholte) Bündnisondierungen von Seiten der Reichsstädte verhiessen kaum stärkeren Rückhalt.³³ „Correspondentiam hanc non comprehendere reale auxilium“ (diese Verbindung böte keine echte Hilfe), wurde 1562 nüchtern erkannt.³⁴ Jene Städte lagen ja zumeist weit entfernt, und vielen ging es nicht besser. Die Hanse war auf die eigenen Kräfte verwiesen.

Deshalb fanden die Tagfahrten der Gesamthanse und ihrer anstelle der bisherigen Drittel seit 1494 neugeordneten Viertel³⁵ nun häufiger statt, wenigstens für einige Zeit. Die Neugliederung erleichterte den Kontakt innerhalb der „Quartiere“, an deren Spitze Lübeck, Köln, Braunschweig und Danzig standen.

Ebenfalls seit 1554 wurden erstmals jährliche Beiträge erhoben, „Annua“ (Jahresbeiträge) oder „Kontributionen“, eine Art Steuersystem, abgestuft nach der taxierten Finanzkraft jeder Stadt.³⁶ Allerdings haperte es bald an der Zah-

28 S. o. Anm. 10.

29 AHL Hans. 161.

30 AHL Hans. 270, Confoederatio der 6 wendischen städte, fol. 1r-11r.

31 Vgl. Rainer *Postel*, *eyne gans nye ferlicke secte – die Hansestädte und die Reformation*, in: Antjekathrin Graßmann (Hrsg.), *Der Kaufmann und der liebe Gott. Zu Kommerz und Kirche in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Trier 2009 (Hansische Studien, Bd. 18), S. 131-145.

32 Z. B. AHL Hans. 112 (nach 1611); 124, fol. 5r (1510); 125, fol. 7v (1506, 1511, 1556); 133 (1504); 134, fol. 72v (1556), 83v (1506, 1556), 84r (1511); 187, fol. 89v (1606), 179r (1614).

33 AHL Hans. 125, fol. 5v (1567); 134, fol. 74r (1557); 413 (1557-1580).

34 AHL Hans. 134, fol. 99r. Der Plan einer Verbindung mit den Reichsstädten beschäftigte die Hanse gleichwohl bis zu ihrer letzten Tagfahrt 1669; AHL Hans. 247, fol. 13r, 45v, 56r-57r.

35 Philippe *Dollinger*, *Die Hanse*. Neu bearb. v. Volker Henn u. Nils Jörn, 6. Aufl., Stuttgart (2012.- Kröners Taschenausg., Bd. 371), S. 122.

36 Ebd., S. 438.

lungsmoral. Die Rückstände wuchsen rasch. Die erhoffte Liquidität – etwa für diplomatische Missionen, den wachsenden Schriftverkehr, Schutz- und Baumaßnahmen – wurde nicht erreicht, auch wenn 1579 eine eigene Hansekasse eingerichtet wurde.³⁷

Weit wichtiger war, daß 1556 der Kölner Jurist Dr. Heinrich Suderman zum ersten hansischen Syndicus bestellt wurde, zum ersten hansischen Beamten überhaupt, zunächst für zehn Jahre. Er war zuständig für Rechtsfragen und auswärtige Verhandlungen, wenn auch mit geringen Handlungsspielräumen.³⁸ Suderman blieb bis zu seinem Tod 1591 in dieser Stellung und erwarb sich in zahlreichen diplomatischen Aufträgen allgemeine Anerkennung. Trotzdem blieb sein Amt danach 14 Jahre lang unbesetzt. Man scheute die Kosten, schon sein Salär war nur schleppend gezahlt worden.³⁹

Schließlich einigten sich die 63 auf dem Hansetag von 1557 vertretenen Städte (außer Hamburg) auf eine neue, zehnjährige Konföderation, besiegelt von den vier Vororten und ganz in der Tradition früherer „Tohopesaten“; aber doch mit einem umfassenderen Statut, auch wenn keine der Vorschriften neu war.⁴⁰ Diese „Konföderationsnotel“ bestimmte,

- daß alle Mitglieder sich auf dem Hansetag vertreten lassen und seine Beschlüsse annehmen mußten,
- daß Streitfälle zwischen zwei Städten vor ein Schiedsgericht der Nachbarstädte und letztinstanzlich vor den Hansetag, keinesfalls aber vor ein fremdes Gericht zu bringen seien,
- daß alle Kosten für den Schutz von Land- und Seewegen, für Gesandtschaften und für die Entschädigung von Angriffsopfern gemeinsam zu tragen seien,
- daß sich die Mitglieder bei Angriffen von Fürsten gegenseitig helfen, sonst aber dem Kaiser, Fürsten und Stadtherren Achtung und Gehorsam entgegenbringen sollten,
- daß gegen Friedensbrecher gemeinsam vorzugehen sei,
- daß Fremde und Handwerker – als potentielle Unruhestifter traditionell beargwöhnt – in den Mitgliedsstädten streng beaufsichtigt werden sollten und
- daß, wer gemeinsame Beschlüsse mißachtete, auszuschließen sei.

Es war eine Art Verfassungsurkunde, deren Vorschriften zwar trotz aller Strafandrohungen alsbald vielfältig gebrochen, gleichwohl mehrmals erneuert und dabei teilweise abgeschwächt wurden. So entfiel 1579 auf Druck Bremens

37 Ebd., S. 438 f.

38 Ebd., S. 439-441; AHL Hans. 194, „Hanse Syndicus“.

39 AHL Hans. 180 (1579), Art. 8; 181 (1581), Art. 4 u. Aufstellung Sudermans; 182 (1584), fol. 118v-119v; 183 (1584), Hefte 6, 9, 12, 13: Art. 16; 194, „Hanse Syndicus“; 277 (1584).

40 AHL Hans. 134, fol. 73v-74v, 80r/v; 272, fol. 1r-13r; *Dollinger* (wie Anm. 35), S. 436 f.; *Postel*, Niedergang (wie Anm. 24), S. 187.

die Bezugnahme auf den Augsburger Religionsfrieden, weil dieser den Calvinismus ja nicht berücksichtigt hatte.⁴¹ Insbesondere blieben viele Unterzeichner den Tagfahrten bald fern – kriegsbedingt die livländischen und die niederländischen Städte, aber auch die meisten Binnenstädte des Kölner und des Braunschweiger Viertels erschienen nicht; und die Abwesenden ignorierten weiter die dortigen Beschlüsse.

Trotzdem suchte in jener krisenhaften Zeit besonders Lübeck unverdrossen eine möglichst breite Verständigung der Städte. Nach jahrelangen Verhandlungen gelang 1604 nochmals eine „Konföderation“ oder „Zusammensetzung“, in den Vorschriften wiederum abgemildert und nur von einem Teil der schüttereren Versammlung sogleich besiegelt.⁴² Magdeburg, Bremen, Hamburg, Köln, Rostock und Wismar zögerten lange, obgleich Braunschweig bereits 1606 mit dem hansischen Entsatz während der herzoglichen Belagerung die Vorteile des Bündnisses sichtbar erfahren hatte.

Grundsätzlich hatten „Tohopesaten“ oder Konföderationen stets auf die Solidarität und Opferbereitschaft aller Hansestädte gezielt. Sie hatten aber nie auch all jene umfaßt, die bei mahnenden Anfragen Wert auf ihre Zugehörigkeit legten; denn seit den 1570er Jahren wurde erwogen, die Hanse von Karteileichen zu entlasten, ohne Erfolg.⁴³ „Beßer eine feste zusammensetzung 20 stetter die es trewlich vnd woll mitt herten meineten, als 100 vnd mher stett worinn das widderspiell gefunden“, hieß es 1579.⁴⁴

Der „Konföderationsnotel“ von 1604 wurde trotz der Halbherzigkeit von Inhalt, Beitritt und Einhaltung einige Bedeutung beigelegt. Sie wurde nach zehn Jahren verlängert, nach zwanzig Jahren weiter als gültig betrachtet und war aus der Rückschau „die letzte allgemeine renovation des hänsischen foederis“,⁴⁵ ein Verfassungsdokument.

Darin gingen die Konföderationen seit der Reformphase weiter als die älteren „Tohopesaten“. Sie wollten die Mitglieder – über die Verteidigungspläne hinaus – auf gemeinsame Regeln verpflichten, auf den Besuch der Tagfahrten, auf die Verbindlichkeit ihrer Beschlüsse, auf ein eigenes System der Konfliktregelung, Friedenswahrung und Sozialkontrolle und auf die Teilung von Gemeinschaftskosten. Es gab eine verbesserte regionale Gliederung, ein neues Abgabensystem und neue Institutionen (Hansesyndicus, Hansekasse). Und mancher Plan reichte noch weiter: 1620 entwickelte der Stralsunder Bürgermeister Dr. Lambert Steinwich, der sich um die Nachfolge des verstorbenen Syndicus Doman bemühte

41 AHL Hans. 134, fol. 80v, 130r-131r; 180, Art. 1.

42 AHL Hans. 187, fol. 63r-65r; 191, „De formula confoederationis“, „Collectanea Hanseatica“; 198.

43 AHL Hans. 125, fol. 9v (1584); 134, fol. 139v (1581); 181 (1581), Art. 1 u. 2 (26. u. 27. Okt.); 183 (1584), Hefte 6, 10, 12: Art. 1 u. 2; 187, fol. 34r (1600); 194 (1584), „Ob corpus Hans. zu restringieren“.

44 AHL Hans. 180, Protokollnotiz zum Hansetag 1579.

45 AHL Hans. 198, in dorso (1641).

und wie dieser die Schwerfälligkeit und Ineffektivität der Hansetage kritisierte, ein bemerkenswertes Konzept.⁴⁶ Er forderte

- die Einsetzung eines ständigen hansischen Rates („perpetuum consilium Hanseaticum“) in Lübeck, gestellt von den wichtigsten Städten,
- die Herstellung ständiger militärischer Verteidigungsbereitschaft („miles perpetuus“ im Sinne eines milizartigen Defensionswerkes) und
- die Schaffung eines gemeinsamen Ärars, eines dauerhaften Schatzes aus den zu erhöhenden Neubürgergeldern anstelle des umständlichen Kontributions-systems.

Es blieb ein Plan, auch weil der große Krieg mittlerweile drängendere Sorgen verursachte. Aber was zunächst auf eine Verbesserung der eigenen Handlungsfähigkeit berechnet war, fügte sich aus der Rückschau in eine Kette von Vorgängen und Absichten, wie sie ganz ähnlich in den Prozessen nationaler und territorialer Herrschaftsfestigung begegneten und die Hanse – wie berichtet – vor wachsende Schwierigkeiten stellten. Doch während sich in Europa wie – zu Lasten des Reiches – in den deutschen Territorien die Staatsbildung kontinuierlich fortsetzte, hatte die Hanse keine Aussicht, diesen Weg auch ihrerseits erfolgreich zu beschreiten.

Ihr Grundproblem – und zwar von Anfang an – war das Fehlen räumlicher Geschlossenheit, waren buchstäblich die Abstände zwischen den einzelnen Mitgliedern, die räumlichen und die inneren, die sich daraus ergaben – wirtschaftliche Ausrichtungen, politische Bindungen wie Bedrohungen und zuletzt auch konfessionelle Unterschiede.

Ob stärkere Strukturen der Hanse eine günstigere Zukunft ermöglicht hätten, ist eine spekulative Frage, muß aber bezweifelt werden. Anders als bei Staaten und Territorien lag ihr Betätigungsfeld vorwiegend außerhalb des eigenen Gebietes. Das machte sie anfällig. Kaum einen der schweren Rückschläge, die sie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts trafen, hätte sie verhindern können:

Sie hatte kein Mittel, als mit dem Livländischen Krieg und danach Dorpat, Reval und Riga an Rußland, Schweden und Polen fielen,

- als das von Brügge nach Antwerpen verlegte und eben erst mit einem aufwendigen Prachtbau versehene Kontor von spanischen Truppen 1576 geplündert und 1584/85 besetzt wurde,
- als Elisabeth I. den Londoner Stalhof nach schweren Repressalien 1598 schließen ließ. Auch die Fürsprache des Kaisers blieb fruchtlos. Wie einst das zu Novgorod war das Hansekontor an der Themse nach der Rückgabe 1606 nur noch ein Schatten seiner selbst.

46 Jochen Rath, „alß gliedere eines politischen leibes trewlich meinen“ – Die Hansestädte und die Konflikte Braunschweigs mit den Welfen im 17. Jahrhundert, Münster 2001, S. 453-462; *Postel*, Solidarität (wie Anm. 20), S. 160-162.

Und die Hanse konnte auch Christian IV. von Dänemark wenig entgegensetzen, als dieser ihr in Island, in Bergen, in Dänemark selbst, mit der Gründung Glückstadts und mit der Besetzung Stades Daumenschrauben anlegte.

*

Zwar konnte von Resignation keine Rede sein. Braunschweig konnte mit hansischer Hilfe dem Herzog (und dessen Vetter Christian IV.) standhalten. Sechs korrespondierende Städte (Lübeck, Bremen, Hamburg, Magdeburg, Lüneburg, Braunschweig)⁴⁷ ergriffen nach dem erfolgreichen Entsatz eigene Verteidigungsmaßnahmen: Sie bestellten einen Feldhauptmann, den Grafen Friedrich von Solms, und den niederländischen Festungsbaumeister Johan van Valckenburgh, der für zahlreiche Städte tätig wurde (Lüneburg, Hamburg, Bremen, Lübeck u. a.);⁴⁸ und sie vermittelten Braunschweig nach erneutem Konflikt mit dem Herzog 1615 einen glimpflichen Frieden.⁴⁹

Die Hanse – besonders Lübeck, Hamburg und Danzig – baute auch ihre Stellung auf der Iberischen Halbinsel aus, wo sie eigene Konsulate errichtete.⁵⁰ Während des spanisch-niederländischen Waffenstillstandes kam 1616 sogar ein Bündnis mit den Generalstaaten zustande.⁵¹ Aber all diese Erfolge wurden rasch bedeutungslos, als deren Unabhängigkeitskrieg wieder auflebte.

Noch schwerer traf der Dreißigjährige Krieg die Hanse. Der Kampf der Kaiserlichen gegen Dänemark und danach das Eingreifen Schwedens bedrohten die Städte unmittelbar und führten ihre Schwäche vor Augen, auch wenn sich die neuen Festungsmauern bewährten. Der Hansetag im Frühjahr 1628 klagte, „dass dass vhralte Hansische collegium numher in einem solchen trübsehligen zustandt gerathen, daß so ihnen nicht balde hülf, schutz, errettung vnd erleichterung widerfahren solte, nichts anders dan desselben gentzliche dissolution vnd zerrüttung, auch bey viehlen deßen gliedern vnd angehörigen woll eine exitialzerstörung zugewarten“.⁵²

Wegen der allgemeinen Unsicherheit und der Schwerfälligkeit der Hansetage wurde im folgenden Jahr Lübeck, Bremen und Hamburg eine Art Treuhänderschaft zugewiesen, der Hansetag damit faktisch suspendiert. Warum gerade diese drei, die sich doch längst nicht immer als Gralshüter hansischer Prinzipien bewährt hatten? Sie hatten sich jedoch wiederholt einsatzbereit gezeigt, lagen

47 Rath (wie Anm. 46), S. 95-106.

48 Karl-Klaus Weber, Johan van Valckenburgh, Das Wirken des niederländischen Festungsbaumeisters in Deutschland 1609-1625, Wien 1995 (Städteforschung, Reihe A, Bd. 38).

49 Rath (wie Anm. 46), S. 364-384.

50 Die alten Handelsverbindungen der Hanse nach Spanien und Portugal wurden 1607 mit einem Handelsvertrag, der auch die Einrichtung hansischer Konsulate vorsah, auf eine neue Grundlage gestellt; AHL, Altes Senatsarchiv, Externa, Hispanica 9; Postel, Niedergang (wie Anm. 24), S. 185. Während der Westfälischen Friedensverhandlungen wurde dieser Vertrag 1648 erneuert; AHL Hispanica 18.

51 Rath (wie Anm. 46), S. 266-286, 385-399.

52 AHL Hans. 235, fol. 9r.

nahe beieinander und besonders Hamburg verzeichnete bei allen Problemen eine günstige Wirtschaftsentwicklung. Die drei Städte schlossen 1630 ein eigenes Defensivbündnis, das 1641 verlängert und glücklicherweise nie auf die Probe gestellt wurde.⁵³

Der Handel litt unter Kriegseinwirkungen, allgemeiner Unsicherheit und willkürlich erhobenen neuen Zöllen. Namhafte Hansestädte gerieten unter fremde Herrschaft und schieden faktisch aus der Gemeinschaft aus, darunter Wismar, Stralsund, Greifswald und Stettin; andere wurden zerstört, so Magdeburg.

Lübeck, Bremen und Hamburg vertraten die Hanse auch auf dem Westfälischen Friedenskongreß. Sie taten sich anfangs schwer, dort für voll genommen zu werden. Dies gelang vor allem durch die geschickte Diplomatie des lübeckischen Syndicus Dr. David Gloxin. Daß allerdings die Hanse in den damaligen Friedensverträgen – 1645 zwischen Schweden und Dänemark, 1648 zwischen Spanien und den Generalstaaten und schließlich im Westfälischen Frieden selbst – unter den vertragschließenden Mächten genannt wurde, war ein diplomatischer Erfolg, der ihrer wirklichen Stellung nicht entsprach.⁵⁴

Nach mehreren vergeblichen Anläufen brachte sie nur noch 1669 einen Hansestag zustande, vierzig Jahre nach dem vorangegangenen, trotz aller Strafandrohungen schwach besucht und ebenso wortreich wie ergebnislos. Die Hanse hatte sich überlebt. In der verfestigten europäischen Staatenwelt war für eine locker verfaßte Städtegemeinschaft kein Platz mehr.

Will man es positiv wenden: Es war besonders dem unverdrossenen Einsatz Lübecks und weiterer Städte sowie der Bedeutung ihres Handels zuzuschreiben, daß sich die Hanse länger behauptet hatte als jeder andere Städtebund. Und ihr Ende war ja nicht das Ende der sie tragenden Städte.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Rainer Postel
Husumer Str. 19
20251 Hamburg
E-Mail: postel@hsu-hh.de

53 Rainer *Postel*, Zur „erhaltung der commercien und darüber habende privilegia“. Hansische Politik auf dem Westfälischen Friedenskongreß, in: Heinz Duchhardt (Hrsg.), *Der Westfälische Friede. Diplomatie, politische Zäsur, kulturelles Umfeld, Rezeptionsgeschichte*, München 1998 (Historische Zeitschrift, Beiheft 26), S. 523-540, hier S. 526.

54 Ebd., S. 538-540.

Bronzekanonen aus Lübeck – Produktion und Handel der Ratsstückgießer

Günter Meyer

Die vermehrte Nutzung der Feuerwaffen im 15. und besonders seit dem 16. Jahrhundert erzwang für die Städte Erweiterungen und Veränderungen der Befestigungen. Die flächigen senkrechten Stadtmauern mit Türmen und Wehrgängen wurden durch Rundbastionen und mit dem Fortschritt der Festungsbaukunst durch winkelige Vorbauten der Wälle ergänzt bzw. ersetzt, auf denen mit unterschiedlichen Kanonen die Verteidigungsfähigkeit der Städte erhöht wurde. Die schmalen Wehrmauern und schwachen Türme konnten die neuen Waffen wegen des Gewichtes und der Erschütterungen nicht aufnehmen. Der frühneuzeitliche Festungsbau fand zuerst in Italien und den Niederlanden Praktiker und Theoretiker. Albrecht Dürer widmete 1527 als erster in deutscher Sprache Ferdinand I. eine allgemeine Befestigungslehre mit besonderen Hinweisen auf Geschütze und Gießhäuser.¹

Fast zeitgleich zeigt ein aus dem Jahr 1526 erhaltenes Inventar der Geschütze aller Kaliber und Typen² den hohen Finanzaufwand für die Verteidigungsbereitschaft Lübecks:³ Nach dem Verzeichnis der Bauherren, zugleich Artillerieherren,⁴ standen 447 Geschütze in den Befestigungswerken, 139 dienten zur Ausrüstung von Schiffen und 617 lagerten in einem älteren Zeughaus am Bauhof (nicht dem heutigen von 1594 am Dom), im Luntenhaus an der Musterbahn und im Arsenal am Hafen beim Marstall. Bereits 1505/06 standen auf dem Huxterdamm und vor dem Burgtor sogenannte Steinbüchsen und Schlangen als Hinterlader mit Pulverkammern.⁵

Geschützbezeichnungen in den Quellen⁶

1 Etliche vnderricht zu befestigung der Stett, Schloß vnd flecken, Nürnberg Oktober 1527, Faksimiledruck 1971 von Josef Stocker, Dietikon/Zürich 1971.

2 Item szo szynt de werke bespyszet vmme der stat Lubeke beyde bynnen vnd buten van gheschütte vnd van lode vnd crude int jar 1526. Vollständiger Abdruck bei Wilhelm *Brehmer*, Die Geschützausrüstung der Stadt Lübeck im Jahre 1526, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde (= ZVLGA) 5 (1886), S. 14-25, Zitat S. 14.

3 Zur Befestigung Lübecks allgemein siehe Wilhelm *Brehmer*, Beiträge zu einer Baugeschichte Lübecks. 5. Die Befestigungswerke Lübecks, in: ZVLGA 7 (1898), S. 341-498; Die Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt Lübeck (= BuKD) Bd. I,1: Stadtpläne und -ansichten, Stadtbefestigung, Wasserkünste und Mühlen. In Verbindung mit Friedrich Bruns bearb. von Hugo Rahtgens, Lübeck 1939, S. 59-280.

4 Nach der jährlich festgelegten Ratssetzung Ratsmitglieder, die für die Aufsicht der Bauverwaltung zuständig waren.

5 Archiv der Hansestadt Lübeck, Altes Senatsarchiv, Interna (= AHL ASA Interna) 679.

6 Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Aufl., Bd. 7, Leipzig 1907, S. 692-709; Herbert *Kloth*, Lübecks Seekriegswesen in der Zeit des nordischen Siebenjährigen Krieges 1563-1570, in: ZVLGA 21 (1923), hier: Schiffsartillerie und Waffen S. 220-243.

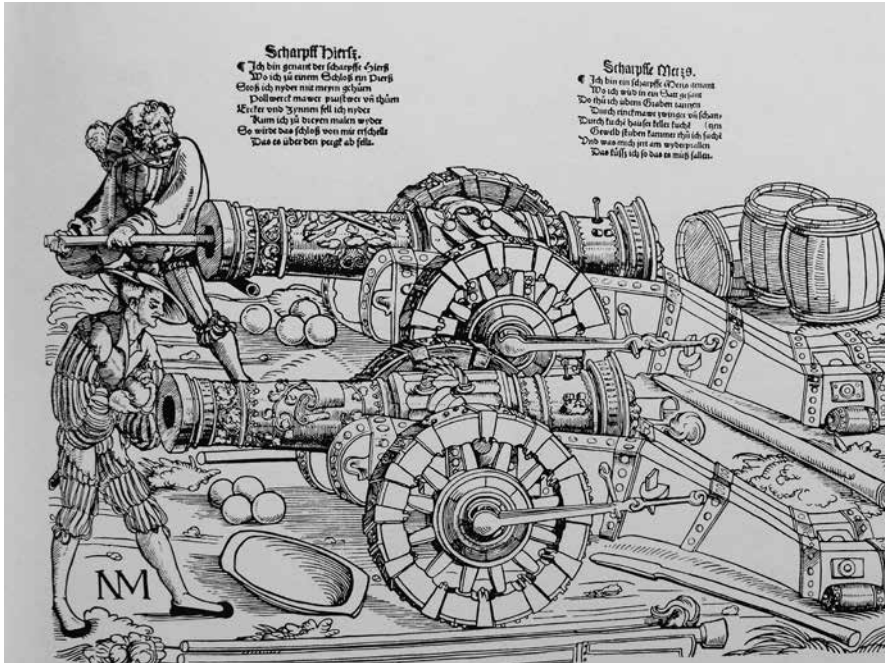


Abb. 1: Kartaunen (Sammlung Meyer).

Unter den großen Kalibern gab es nur wenige BronzeGeschütze. Die ersten Geschützrohre kleinen Kalibers waren geschmiedete Läufe, die größeren wurden aus schmiedeeisernen Stäben mit darübergetriebenen Reifen wie ein Faß zusammengesetzt. Bei gegossenen Geschützen setzte sich Bronze wegen ihrer Stabilität und guten Gießeigenschaft durch. Sie waren wegen des elastischen Materials bei geringerer Wandstärke leichter als eiserne und mit weniger Pferden beim Transport beweglicher; sie wurden im Feldkampf eingesetzt; Geschützbronze war eine Legierung aus Kupfer und Zinn im Verhältnis 10:1; englisches Zinn war besonders gut geeignet. Eisengeschütze wogen bei gleichem Kaliber erheblich mehr. Sie wurden wegen der spröden Materialeigenschaften oft beim Schuß beschädigt, wonach der Verschluß stundenlang auskühlen mußte, bis das Rohr nachgeladen werden durfte.

Die ersten Geschütze waren überwiegend Hinterlader. Da das damals noch in Staubform angewendete Pulver sich von der Mündung schwer zu Boden bringen ließ, gab man dem Geschütz eine mit der Pulverladung und dem Zündloch anzusetzende Kammer, die am Hinterende des Rohres verkeilt wurde; wegen Beschädigungen oder Überhitzen gab es meistens zwei Kammern.

Mörser oder Mortiers für große Steinkugeln von 50-100 Pfund waren aus geschmiedetem Eisen hergestellt. Kartaunen sind eine Sammelbezeichnung für die schwersten Stücke mit großem Kaliber; es gab Doppelkartaunen von 30 Pfund, Dreiquarter zu 40 Pfund und halbe Kartaunen zu 15 oder 25 Pfund. Schlange war seit dem 15. Jahrhundert die Bezeichnung für ein Geschütz, das im Verhält-

nis zum Kaliber ein besonders langes Rohr hatte – ein Flachbahngeschütz mit großer Durchschlagskraft, das bei Belagerungen und auch bei der Feldschlacht (Feldschlange) verwendet wurde. „Not- und Quartierschlangen“ wogen bis zu 3 Tonnen und waren bis zu 4 Meter lang. Sie mußten mit einem Dutzend Pferde mühsam gezogen werden und verschossen Eisenkugeln von 2 bis 15 Pfund mit einem Durchmesser bis zu 15 cm.

Kleinere Geschütze für Kugeln bis zu 2 Pfund hießen Falkaunen oder Falkonets, leicht transportabel bei 3-4 Zentner Gewicht. Im 16. Jahrhundert wurden die älteren Bezeichnungen auf das Kalibersystem nach dem Gewicht der Kugeln umgestellt. Für den Schuß wurde etwa die Hälfte des Kugelgewichtes an Pulver verbraucht.

Lübecker Rotgießer

Die Verwendung von Geschützen auf Lübecker Handelsschiffen ist für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts nachweisbar.⁷ Für die Bronzestücke sind die Gießer bei den Glockengießern zu vermuten. Der Lübecker Handel mit Kupfer und Eisen führte schon früh zur Verarbeitung von Kupfer. Die Technik des Erzgusses ist durch Grapenfunde aus Bronze seit dem 13. Jahrhundert gesichert. Für die Glockengießerstraße (1258 platea campanariorum, 1294 Klockengerstrate) lassen sich im 14. Jahrhundert und später keine Gießhäuser nachweisen. Möglicherweise hatte man im 13. Jahrhundert dieses Gebiet am Nordrand der Stadt den Gießern zugewiesen, die dann in die Erweiterungsgebiete der Fischergrube und Kupferschmiedestraße umsiedelten; dort erwarb 1332 Johann Apengeter das Haus des Gießers Hermann Keyser; es wurde noch im 17. Jahrhundert als Gießhaus genutzt.⁸ Das Amt der Grapengeter ist ab 1354, die Amtsrolle der Apengeter erst 1432 schriftlich bekannt. Die Kupferhandwerker werden um 1550 im Amt der Rotgießer vereinigt. Zu den bemerkenswerten Werken der Apen-, bzw. Rotgeter gehören das Taufbecken in St. Ägidien 1455 von Hinrik Gherwiges (Gießhaus in der Fischergrube) und die Sakramentshäuser 1479 von Claus Grude (Haus in der Kupferschmiedestraße, danach in der Fischergrube) in St. Marien, 1478 in St. Ägidien und von Arndt Mußmann 1487 in St. Petri.⁹

7 AHL ASA Interna 678.

8 Hans *Drescher*, Grapen des 12.-13. Jahrhunderts aus Lübeck, Arbeiten Lübecker Gießer, in: Lübeck 1226. Reichsfreiheit und frühe Stadt, hrsg. von Olof Ahlers, Antjekathrin Graßmann, Werner Neugebauer und Wulf Schadendorf), Lübeck 1976, S. 307-320.

9 Theodor *Hach*, Miscellen zur Geschichte der lübeckischen Erzgießkunst, in: Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde (= MVLGA) 1 (1883), S. 71-74; Wilhelm *Brehmer*, Die bronzenen Sacramentshäuschen unserer Kirchen, in: ZVLGA 4, S. 91-94.

Büchsengießer – früheste Hinweise

Heinrich von Kampen¹⁰ (geb. etwa 1478-1481, † Ende 1521) war von 1507-1517 Geschützgießer für die Herzöge in Gadebusch;¹¹ ab 1508 goß er 61 Glocken (u.a. für die Marienkirche und das Burgkloster), 1512 kaufte er das Haus Große Burgstraße 47, ein altes Gießhaus, das vorher im Besitz von Grapengeatern war. Seine Frau Dorothee († 1563) verkaufte das Gießhaus 1524 an den Büchsengießer Hans Schilling; von ihm war 1620 im Zeughaus ein 22-Pfünder von 48 Schiffspfund vorhanden,¹² „Grimmiger Drache“, gegossen 1525, der 1644 umgeschmolzen wurde.¹³

Der Bischof Hinrik von Ratzeburg empfiehlt 1523 dem Lübecker Rat den Stückgießer Hans von Celle aus Nürnberg, der wegen eines Auftrages der Stadt Salzwedel „umme etlike Bussen [...] geten thulatende“ nach Norddeutschland kommt. Er sei „menigerleye geschütte tho gete“ kundig, er würde sich, „wenner man ehme anthonemende geneigt ein tydtlang by ju gern thu Denste geven und verwant maken“.¹⁴

Bei der neuen Artillerie (Arkeley, Arkolei) bekamen die Büchsenmeister und Geschützgießer wegen ihrer empirischen Kenntnisse aus Probeschüssen und Pulvermengen eine Sonderstellung in einem freien Gewerbe an einem eigenen oder gepachteten Gießplatz; sie waren nicht in Zünften organisiert und wandernde Spezialisten wurden oft von auswärtigen finanzkräftigen Fürsten bzw. Städten mit besonderen Rechten ausgestattet.

Ein städtisches Bussengerterhaus ist erst ab 1546/47¹⁵ an der Trave auf der Lastadie etwa im Bereich des heutigen Maschinenhauses für die Drehbrücke nachweisbar. Bei der Übergabe des Gießhauses in Gegenwart des Baumeisters und des Stückgießers wird mit dem Bauzustand ein Verzeichnis angelegt, „was auff dem Gießhause an allerhandt Mobilien und gertschaft vorhanden

10 Johannes *Hennings*, Hinrich van Kampen, Vater und Sohn, in: ZVLGA 30, 1 (1939), S. 180-183; Theodor *Hach*, Lübecker Glockenkunde (Veröffentlichungen zur Geschichte der Freien und Hansestadt Lübeck 2), Lübeck 1913, S. 199ff.

11 AHL Nachlaß Friedrich Bruns 26.

12 1 Schiffspfund (Spf) = 20 Lispfund (Lpf) (zu 14 Pfund) = 280 Pfund lüb. ≈ 136 kg; 1 Lispfund ≈ 6,8 kg; 1 Pfund lüb. = 484,7 gr metr., nach *Hach*, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. V.

13 AHL ASA Interna 689.

14 AHL ASA Interna Ämter 1645.

15 *Hach*, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. 188, Anm. 1: „Dat bussengerterhus gifft des jars 20 ml – Mester Gert van Mervelt gifft up pasken fülle jar. Anno 46 dedit. Anno 47 dedit.“ – Zum Gießhaus s. Friedrich *Bruns*/Hugo *Rahtgens*, BuKD I, 2: Rathaus und öffentliche Gebäude, Lübeck 1974, S. 366-370; Artikel Gießhaus, in: Das neue Lübeck-Lexikon, Die Hansestadt von A bis Z, hrsg. von Antjekathrin Graßmann, Lübeck 2011, S. 145; Günter *Meyer*, Zur Geschichte des Gießhauses auf der Lastadie, in: Hanse und Stadt. Akteure, Strukturen und Entwicklungen im regionalen und europäischen Raum. Festschrift für Rolf Hammel-Kiesow zum 65. Geburtstag, hrsg. von Michael Hundt und Jan Lokers, Lübeck 2014, S. 269-278.

gewesen“,¹⁶ vor allem die Geräte aus Eisen in Zahl, Größe und Gewicht, dazu gehören Formsteine, Bohrstangen, sogenannte Kernstangen für die Gußvorbereitung der Geschütze, Winden und Hebeeinrichtungen mit Blöcken und Tauwerk.

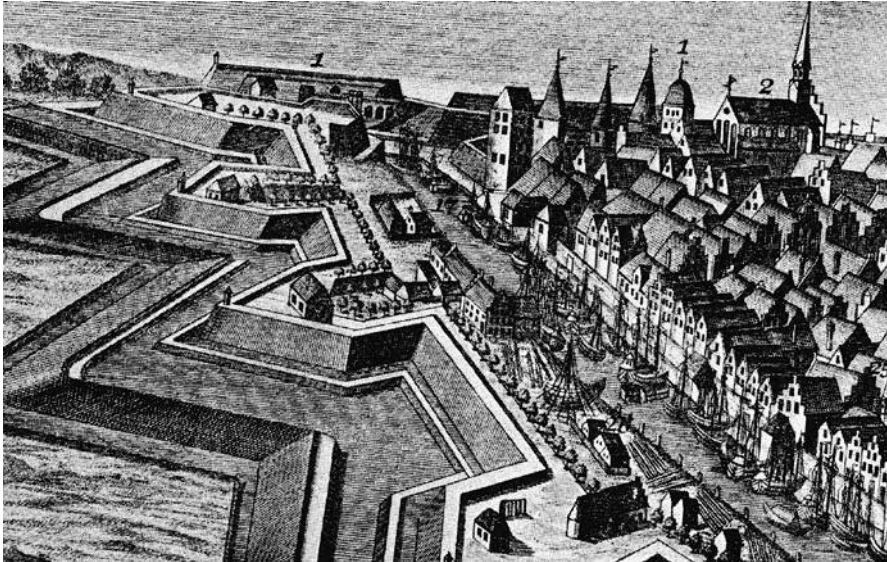


Abb. 2: Gießhaus mit Dröge. Ausschnitt aus Johann Balthasar Probsts Stadtansicht um 1750 (aus: Peter Sahlmann, die alte Reichs- und Hansestadt. Veduten aus vier Jahrhunderten. Lübeck 2008, Nr. 4.24, S. 208).

Obwohl die Ratsgießer sich als freie Künstler ohne bürgerliche Verpflichtungen verstanden, sind sie durch den Gießhof als Werkstatt und Wohnung den Bauherren, als Büchsenmeister den Artillerieherren und als Bronzegießer teilweise der Wette zugeordnet und verpflichtet, „zu gemeiner Stadt Behuf und Nothdurft gut aufrichtig Geschütze von guter untadelhafften Materie“ zu gießen; vom gelieferten Gut soll das zehnte Pfund für den Abgang gekürzt werden, als Gießlohn erhält der Amtsträger für jedes Schiffspfund zwanzig Mark Lübsch¹⁷ bei grobem Geschütz und 28 Schillinge für jedes Lispfund bei kleinem Geschütz oder Mörser unter einem Schiffspfund. Als bestellter Büchsenmeister ist er verpflichtet, „auf dieser wälle, Tohre und Mauern, so woll auch bey Scharmützeln im Felde, und wo man seiner bedürffig, Zu wasser und Landen tages und Nachtes sich gebrauchen zulassen, dafür soll ihm Jährlich pro Salario, fünfzig Mark Lübsch und drei Ellen Tuch Zur Kleidung von der Cämerey zukommen.“ Er erhält das ausschließliche Recht, im Stadtgebiet große Glocken über zwei

16 AHL Bauhof 93: Inventar für Albert Beningk vom 22.11.1665.

17 Abgekürzt Mlüb.

Schiffspfund gießen zu dürfen.¹⁸ Nach der revidierten Feuerordnung von 1761 wird der Ratsgießer durch Eid zusätzlich als Spritzenmeister verpflichtet.¹⁹

*Gert van Mervelt*²⁰

Merfeld († 16.10.1558 Flensburg, beigesetzt in der St. Nikolaikirche, sein Grab zierte eine Messingplatte mit Glocke und Kanone) ist als Stück- und Glockengießer 1542-1558 in Lübeck tätig. In dieser Zeit entstand wahrscheinlich das bussengeterhus.²¹ Er stammte aus Merfeld, Kreis Coesfeld, war Apengeter und mit Aufträgen des dänischen Königs Christian III. Bombardistae in einer Person, 1539 goß er eine Glocke für die Hamburger Petrikerche. Sein ständiger Wohnsitz war Flensburg, 1541 lieferte Christian III. über den Statthalter Johann Rantzau an Merfeld Material (Glocken) zum Guß von zwei halben Kartaunen. 1557 ließ ihn Christian III. sechs Stück Feldgeschütze gießen; nach dem Einsturz des königlichen Gießhauses auf dem Kloster in Flensburg wurde Meister Gert mit dem Wiederaufbau beauftragt.

Von ihm stammen die Lübecker Geschütze:²²

Nachtigal ²³	1542 5-pfündige Schlange,
De Wie	1543 2-pfündige Schlange, 1544 5-pfündige Schlange,
Singerinne	1545 14-pfündige Schlange,
Nachtigal	1546 24-pfündige Schlange,
Singerinne	1546 24-pfündige Schlange.

Die 24-Pfünder von je 6 200 Pf. wurden 1770 verkauft;²⁴ zwei Falkonette von 1543 waren 1639 „vndüchtig vnd vdt gebrandt“ und wurden von Antony Wiese umgegossen.²⁵ 1546 erhält er in Lübeck den Auftrag zum Neuguß der Pulslo-

18 AHL ASA Interna Ämter 1651 (= Ämter Glockengießer 1/8): Einstellungsvertrag vom 3.10.1665 für Albert Benningk mit den Bauherren Herman von Lengerken und Matthias Bornefeldt.

19 AHL ASA Interna Ämter 1657: Kontrakt mit Johann David Kriesche aus Eckernförde vom 29.11.1771.

20 Robert *Körner*, Der Erzgießer Gert von Merfeld, in: Die Heimat 25 (1915), S. 170f.; *Hach*, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. 208 f.

21 *Hach*, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. 188, Anm. 1.

22 Th. *Muhsfeldt*, Lübecker Geschütz und Lübecker Geschützinschriften, in: MVLGA 14 (1919), S. 1-28; AHL Artillerieherren 149.

23 Inschrift: „Ick hete de Nachtigal und kann singen dat schal in der Schansen klingen.“

24 AHL ASA Interna 705; Günter *Meyer*, Geschützverkäufe zur „Sublevierung“ (Entlastung) der Lübecker Stadtkasse im 18. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte (=ZLG) 94 (2014), S. 171-188.

25 AHL ASA Interna 689.

cke von 13 261 Pfund für 426 Courantmark 2 ß Gießelohn,²⁶ nach dem ersten Versuch 1466 von Meister Gerd Klinge aus Bremen und zwei Fehlgüssen 1545 von Klaus Wachtel. Wegen Fehler folgten 1646 ein Neuguß von Anton Wiese und 1659 von Niclas Wiese. Erst 1669 gelang Albert Benningk die heutige Gedenk-Glocke in der Marienkirche.

*Karsten Middeldorp, Gießer in Lübeck 1543-1561*²⁷

Er ist in Lübeck durch eine 1543 gegossene Bronzekanone nachweisbar. Weitere Geschütze folgten 1544, 1546, 1547, 1550, 1552, 1556, 1558, 1559, 1560. 1632 wurden die 5-Pfünder von 1550 und 1552 „Zur Probe geschossen vnd guth befunden.“²⁸ Ein weiteres von 7 Spf 9 Lpf Antony Wiese zum Umgießen geliefert, weil es „vndüchtig vndt entzwey gesprungen“ war.²⁹ 1763 sind noch 5 seiner Geschütze vorhanden.³⁰

Löwen Kindt 1550 9-pfündige Schlange,
1552 6-pfündige Schlange,
1552 5-pfündige Schlange,
Adelers Kint 1559 8-pfündige Schlange,
1559 zwei halbpfündige Schlangen.

Davon werden 1770 die 5-, 6- und 8-Pfünder im Gewicht von 2 250 Pf, 2 650 Pfund 3 600 Pf verkauft. Von Middeldorp sind zwei Glocken (St. Jürgen-Kapelle und Kirche in Schlutup) erhalten, während die von ihm gegossenen zahlreichen Geschütze eingeschmolzen oder verkauft wurden. Im Kämmerei-Ausgabebuch von 1550 bis 1561 wird er mit seinen vierteljährlichen Bezügen als Büchsengießer geführt, mit der letzten Auszahlung Ostern für das erste Quartal 1561, die bereits an seine Frau erfolgte.

Nach 1558 übernahm er das Werkzeug von Gert von Mervelt aus Flensburg, dessen Geselle er gewesen sein könnte. Neben dem Gießhaus in der Großen Burgstraße 47, das früher dem Geschützgießer Heinrich von Kampen gehört hatte, kaufte er 1559 ein zweites Haus in der Schmiedestraße 22.³¹ 1560 erwarb er für sich und seine Erben in der Jakobikirche eine Grabstelle. Die gravierte Messingeinlage der ehemaligen Grabplatte (heute am dritten Nordpfeiler) zeigt die Initialen K M (Middeldorps) mit Glocke, Kanone und Bibelversen in niederdeutscher Sprache sowie die Jahreszahl 1562; sie wurde, so wird vermutet, von dem Lübecker Ratsgießer Matthias Benningk hergestellt.³²

26 *Hach*, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. 208.

27 Ebd., S. 208ff.

28 AHL ASA Interna 689.

29 Ebd.

30 AHL Artillerieherren 149 und *Muhsfeldt*, wie Anm. 22.

31 AHL Nachlaß Friedrich Bruns 26.

32 *Hach*, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. 208ff.; Theodor *Hach*, Anfänge der Renaissance in Lübeck, Lübeck 1889, S. 26 u. Tafel VII; Abb. auch in BuKD III (1920),

*Matthias Benningk (Ratsgießer 1560, † 1608)*³³

Matthias Benningk war von 1561 bis 1608 der erste vertraglich eingesetzte Ratsstückgießer, dessen Sonderstellung nach den erhaltenen Verträgen, ab 1614 für Bernd Bodemann, auf ihn übertragen werden kann. 1560 hatte er bereits halbpfündige Schlangen (Falkonette) für Lübeck gegossen. Eine Verbindung mit den Stückgießern Benning in Danzig oder Hamburg ist möglich, aber nicht nachweisbar. 1561 kaufte er von der Witwe das Werkzeug Middeldorps für je 100 Mlüb von 1562 bis 1567.

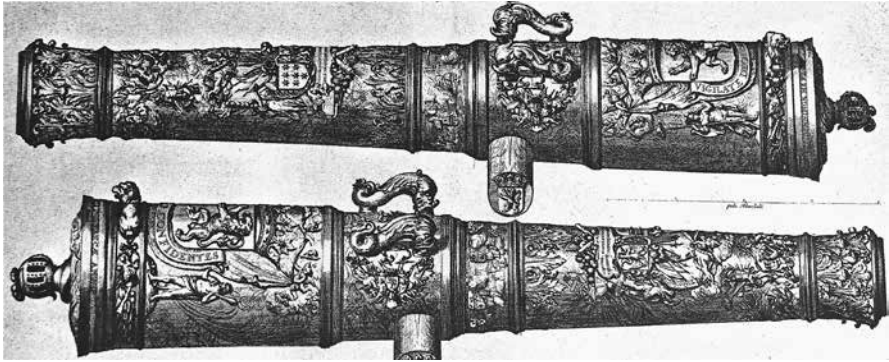


Abb. 3: Zwei Kanonen von Albrecht Benningk 1669 (Hach, Glockenkunde, wie Anm. 10, vor S. 237).

Am 8.2.1562 erhält er vom Domkapitel den Auftrag zum Guß der Messing-Grabplatte für den letzten katholischen Lübecker Bischof Johannes Tiedemann³⁴ „einen messinges leichstein von elff schoen nach der lenge und neun nach der brethe [...] wanhaftich auf der Lastadien [...], gegossen 1563“ von 21 Spf (zu je 140 ml) 15 Lpf, bei 3 046 Mlüb 8 ß Kosten; sie gilt als einzige Renaissance-Messingplatte in Lübeck. Ein Vergleichsstück von 1569, vermutlich ebenfalls von Matthias Benningk, steht in der Kirche in Lebrade Kr. Plön, es zeigt den Herrn auf Rixdorf, Even Reventlow, mit seinen beiden Ehefrauen.

Der letzte Lübecker Seekrieg gegen Schweden 1563-1570

Beim Dreikronenkrieg 1563-1570³⁵ verpflichtete sich Lübeck, im Bündnis mit Dänemark gegen Schweden die gemeinsame Flotte mit größeren Schiffen

S. 422f.

³³ Hach, Glockenkunde, wie Anm. 10.

³⁴ Annette Kranz, Epitaph und Grabplatten der Brüder Johannes und Christoph Tiedemann im Lübecker Dom und ein bislang unbekanntes Porträt Hans Kemmers, in: ZLG 92 (2012), S. 81-99, hier S. 91.

³⁵ Paul Hasse, Die Seerüstungen Lübecks im Kriege gegen Schweden 1563-1570, in: MVLGA 11 (1903) S. 42-67; Kloth, wie Anm. 6: umfangreiche Angaben über Schiffe, Zahl und Art der Bewaffnung.

zu verstärken. Dazu gehörten die Neubauten der Linienschiffe JOSUA, MORIAN und ENGEL mit je 40-55 und ADLER (gebaut 1565/66) mit 52 gegossenen Bronze-Vorderladern und 48 geschmiedeten Steinbüchsen mit Kammern.³⁶ Nach einer Aufstellung für den Schiffbau um 1563 in Lübeck galt für die Artillerie: „Uth deme Vordecke uff jeder Siden 5 Dreiquarterssschlangen, [...] Item achterut 2 Dreiquarterssschlangen uth dem Vordecke. Item uth der Kompanien von jeder Seite 3 halffe Slangen, unde von jeder Sidt 2 Schernbreker.[...] Achterut 2 dubbelde Barsse. Item das Geschutte langest de Kobrucke 2 gegaten Feldslangen an ider Seit. [...] Item uth dem Vorkastell voruth 2 halve gegaten Feltslangen.“³⁷ Für die Bewaffnung der Schiffe – Geschütze, Pulver und Munition – mußten die Lübecker Bestände durch Zukäufe von Privatpersonen oder Fürsten (u. a. England, Amsterdam, Hamburg, Herzog Hans Albrecht von Mecklenburg und Herzog Franz von Sachsen) und Anleihen bei den Arkolieständen von Handelsschiffen ergänzt werden. 1563 blieben zum Schutz der Stadt 97 fast nur geschmiedete Stücke: 17 im älteren Zeughaus beim Bauhaus, 38 im Zeughaus an der Musterbahn, 30 im Burgkloster, 7 auf dem Mühlenwall und 3 auf dem Burgwall.³⁸

Neben Arbeiten ab Juni 1563 durch die Schmiede der Stadt für Hinterlader mit Kammern erhielt die Ratsgießerei unter Matthias Benningk durch umfangreiche Lieferungen an Kupfer zum Einschmelzen oder Umgießen Aufträge für den Bedarf an größeren Stücken, Mörser, Kartaunen und schwere Schlangen; an das Zeughaus wurden am 20.1.1564 vier 5-pfündige Quarterschlangen geliefert: die vier Evangelisten (S. Mattheus, S. Marcus, S. Lucas, S. Johannes) zu je 10 Spf. Hinzu kamen 1564 bis 1566 Spenden „vann denn Herren vnd Bargerenn vnd gesellen“ nach Sammlungen in verschiedenen Straßen für vier 40-pfündige Kartaunen („De blawe Torn“ für die Beckergrube, „S. Petrus“ für die Hux- und Wahnstraße, „Der brummende Bar“ für die Braunstraße und „Post nubila Phebus“ für die Breite Straße, Koberg und Kleine Burgstraße) und zehn 5-9-pfündige Quarterschlangen:³⁹ „Dat Marienbilde“ für die Mengstraße, „De Swertfisch“ für die Fischstraße, „De Löwe van Lübeck“ für die Alfstraße, für die Johannisstraße, Königstraße, Schmiedestraße, Marles- und Dankwartsgrube und Klingenberg, „Johannes de Doper“ für das Domkapitel und „De Löwine“ für den Privatmann Hermen Syckmann. Nach den Angaben des Geschützmeisters Hans Frese sind in der Zeit von 1564 bis 1566⁴⁰ in dichter Folge rund 36 Tonnen Bronze von Mattias Benningk für mindestens 25 Geschütze im Gießhaus verarbeitet worden. Bis 1569 vergrößerte sich die Zahl der „kopper gaten stücke [...] By der stat“ auf 101 von leichten 1-pfündigen Falkonetten bis

36 Kloth, wie Anm. 6; Karl Reinhardt, Modellrekonstruktion des „Adler von Lübeck“, in: ZVLGA 29 (1938), S. 293-332, bes. S. 304 u. 330.

37 Karl-Friedrich Olechnowitz, Der Schiffbau der hansischen Spätzeit. Eine Untersuchung zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Hanse (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte 3), Weimar 1960, S. 197.

38 AHL ASA Interna 681: Verzeichnis des Arkoliemeisters Hans Frese; Kloth, wie Anm. 6.

39 AHL ASA Interna 688: Zu- u. Abgang von Material und Munition 1563-1614.

40 Ebd.

zur 90-pfündigen Doppelkartaune. Hans Frese faßte die Kosten „in den 8 Jaren des Swedischen Kryges [...] der Stadt Lübeck Arkoleye tho vorbetteren vnderholdynge“ auf 82 051 Mlüb zusammen (mit dem Höhepunkt im Jahr 1564 bei 23 942 Mlüb); hinzu kamen die Kosten des Bauhauses für Holz „vnde Iser wark“ auf den Kriegsschiffen (jährlich zwischen 5 Schiffen für 1563 und 17 für 1566 bis 10 für 1570) 19 431 Mlüb 10 β „vnde sunstig van Etlicker anderer Vnkostynge“ der Stadt (Besoldungen) 629 610 Mlüb 9 β 9 Pf.⁴¹

Nach dem Frieden und der Abrüstung blieben 1572 in der Stadt 71 Bronzestücke im St. Annen Zeughaus, im langen Zeughaus an der Musterbahn 42 „Iser gaten stücke“ und 18 Bronzestücke, im alten Zeughaus „By dem Bauhause“ 45 „Iser gaten Engelische Stücke“, 14 „Vann kopper gaten Stücke“ und 34 „Gesmede Stücke.“⁴² Hinzu kamen 7 958 Eisenkugeln von 3 bis 80 Pfund im St. Annen Zeughaus und im langen Zeughaus an der Musterbahn.⁴³

Erst nach dem Krieg nahm Matthias Benningk den Glockenguß auf eigene Rechnung wieder auf, vorwiegend in Dänemark. 1576 liefert er dem Prediger der Petrikirche Diderick Vassmer einen „groten Myssingeshanen inne [...] synen badstauen“ für 1 ml 8 β;⁴⁴ 1577 goß er zwei halbe 25-pfündige Kartaunen von je 6 450 Pf. Gewicht.⁴⁵ Am 21.6. desselben Jahres klagen die Grapengießer über die Einschränkung beim Glockenguß „das vnsern Vorfaren solches JederZeit frey gewesen.“ Die Aufträge aus Dänemark, Schweden und Livland seien fast eingegangen. Die Einschränkung sei durch Benningk verursacht. Er verbrauche in einem Jahr mehr Material als alle Rotgießer zusammen, „Kauft alle alten Grapen vmb zimlichen Preis aus den Händen. [...] Wie gutt auch von solchen alten grapen das geschütz werde, weiset ofmals das Zerspringen derselbigen aus. Welches wir aber an seinen ort gestelt sein lassen.“⁴⁶ Darauf entgegnet er am 30.5.1579 an den Rat:⁴⁷ Die Grapengießer beschränken seinen Verdienst und weist auf das Privileg zum Guß großer Glocken hin.

Im Februar 1581 bedankt er sich beim Rat für Wohn- und Gießhaus auf der Lastadie,⁴⁸ es sei aber baufällig und abgenutzt „das ich nicht ohn sonderlich große Leibes- vnd feuers- gefahr daselbst die Arbeit hinfueher beschaffen kann [...] zum merklichen abbruch meyner Nahrung vnd vorseumniß an der Arbeit [...] Damit solch gießhaus [...] repariret werden möge [...] Matth. Benningk, Büchsen vnd glockengießer.“

41 Ebd.

42 AHL ASA Interna 687.

43 AHL ASA Interna 681.

44 *Hach*, wie Anm. 10.

45 AHL ASA Interna 688.

46 AHL ASA Interna Ämter 1647.

47 Ebd.

48 AHL ASA Interna Ämter 1646.



Abb. 4: Blick in das Innere der geräumigen Gießhalle des alten Stadtgießhofes auf der Lastadie, ca. 1885 (aus: 5. Jahresbericht des Vereins von Kunstfreunden in Lübeck. Lübeck 1885; Scan: Bettina Hagemann).

Zwischen 1583 und 1594 übernahm der Arkoliemeister Frese von Matthias Benningk noch elf Bronzegeschütze im Kaliber von 5-24 Pf.⁴⁹ 1632 waren die 5-Pfünder S. Simion und S. Thomas gesprungen und Antony Wiese zum Umgießen übergeben, während die anderen Benningkgeschütze nach Probeschüssen für gut befunden wurden.⁵⁰

1763 werden 27 seiner Stücke aufgezählt, darunter zwei 24-pfündige Kartauten mit der Aufschrift „Serenissimo Potentissimoque Principi Christiano IV. Regi Daniae, Senatus Populusque Lubecensis D. D. [dono dedit], Anno MDCIII Matthies Benicke me fecit“, aber sie mißrieten, als Ersatz gab man 1604 zwei aus dem Zeughaus.⁵¹ Von den zahlreichen Werken seiner 40-jährigen Arbeit als Ratsgießer haben sich durch Zufall nur die im Kopenhagener Zeughaus aufbewahrten Stücke aus dem Wrack des 1565 im Öresund durch eine Explosion untergegangenen Admiralsschiffes ENGEL erhalten: eine 5-pfündige halbe

49 AHL ASA Interna 688.

50 AHL ASA Interna 689.

51 Wie Anm. 30; AHL ASA Interna 688, 698; Lübeckische Blätter (=LBll.) 22 (1880), S. 439.



Abb. 4: Blick in das Innere der geräumigen Gießhalle des alten Stadtgießhofes auf der Lastadie, ca. 1885 (aus: 5. Jahresbericht des Vereins von Kunstfreunden in Lübeck. Lübeck 1885; Scan: Bettina Hagemann).

Feldschlange, „Jonas“ genannt, mit dem Lübecker Wappen gegossen 1564, und sechs Bruchstücke.⁵²

Reinhold Benning (Bürger 1600, † vor 1617 in Lübeck), Ratsgießer 1604-1612

Der Sohn des Ratsgießers Matthias Benningk arbeitete schon vor der Amtsübernahme in der Werkstatt des Vaters, der ihn 1600 zum Nachfolger vorschlug. Am 9.11.1602 lieferte er das verlangte Probestück, eine 2-pfündige Quarter-
schlange von 4 Spf 7 ½ Lpf,⁵³ 1603 noch zwei halbe 25-pfündige Kartaunen („Michael“ und „Gabriel“, 1626 von Heinrich Niemann umgegossen)⁵⁴ und erhielt das Amt 1604. Von ihm sind 10 Glocken von Travemünde bis Jütland und Bornholm nachweisbar. Nach dem Tod des Vaters wollte der Ältermann der Rotgießer, Berend Bodemann, ihn zum Mit-Ältermann ernennen; der Rat lehnte 1609 den Vorschlag ab. Am 3.4.1612 goß er noch im Auftrag des Bau-

52 Johannes *Warncke*, Weitere Mitteilungen über alte Lübecker Geschütze, in: Vaterstädtische Blätter (=VBll.) 1914/15, S. 197.

53 AHL ASA Interna 688.

54 AHL ASA Interna 689: „Arterlyebuch“, Nachweisung über Material und Munition 1616 bis 1691.

herrn Glandorp für die Pulvermühle Stampfer, wurde aber aus nicht bekannter Ursache vom Rat entlassen, verließ das Gießhaus und zog in das 1612 gekaufte Haus in der Breiten Straße 9, das nach seinem Tod der Rotgießer Paul Knoop, zweiter Ehemann der Witwe Catharina († 1653), 1617 erwarb. Am 22.3.1615 bat die Witwe Catharina den Rat, zum Unterhalt ihrer Familie mit kleinen Kindern einen Gesellen beschäftigen dürfen.⁵⁵ Ihr Sohn Hans (Bürger 1638) war ebenfalls Rotgießer.⁵⁶

Berend Bodemann, Ratsgießer 1614-1624

Bernd Bodemann, Ältermann der Rotgießer, wohnte seit 1579 in der Kupferschmiedestraße 10. Am 16.8.1608 kündigte er dem Rat an, daß sein Mit-Ältermann Matthias Benningk verstorben sei und bat um Anstellung.⁵⁷ Obwohl er als „Büssengeter“ schon im Januar 1613 Aufträge für große schwere Mörser zur Pulverherstellung ausführte, wurde er erst am 13.4.1614 zwei Jahre nach der Entlassung von Reinhold Benning als Ratsgießer ernannt. In der Zeit der Arbeiten für die neue Bastionärsbefestigung war er wie seine Nachfolger, Heinrich Niemann und Antony Wiese, mehr Stück- als Glockengießer. Bereits 1613 lieferte er zwei 25-pfündige Halbe Kartaunen,⁵⁸ bis 1624 verarbeitete er 60 Tonnen Bronze für insgesamt 24 gleichartige schwere Stücke von je rund 5 000 Pf. Gewicht, die noch 1763 erhalten waren.⁵⁹

Hinrich (Heinrich) Niemann (Neimann, Neumann), Ratsgießer 1625-1630

„Mester Heinrich Nimann zum Bußengeter widerumb [1625] angenommen, ein vorstendig man siner Kunst“⁶⁰ war vorwiegend für die Geschützausrüstung der Stadt beschäftigt; dafür lieferte ihm das Zeughaus „vndüchtig“ gewordene ältere Stücke und auch frisches Garkupfer.⁶¹ 1629 erhielt er 69 Spf 6 Lpf 12 Pf, die zu vier 6-Pfündern und zwei 12-Pfündern umgegossen wurden; für weitere acht Stücke, 6-Pfünder und 12-Pfünder „auch Zur Probe gelieverdt“, im Gewicht von 73 Spf 6 Lpf und 3 Pf erhielt er 1631 1637 Mlüb 7 ß Gießlohn „in zwei Posten.“ Im Inventarverzeichnis von 1763 sind noch 22 Stücke im Einsatz, vom 3-Pfünder bis zum 65-pfündigen Mörser aus der Zeit von 1624 bis 1631.

55 AHL ASA Interna Ämter 1648.

56 *Hach*, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. 223.

57 AHL Nachlaß Friedrich Bruns 26.

58 Wie Anm. 54.

59 AHL Artillerieherren 149, *Mußfeldt*, wie Anm. 30.

60 AHL Nachlaß Friedrich Bruns 26.

61 AHL ASA Interna 689.

Anton (Antony) Wiese, Ratsgießer 1632-1656

Anton Wiese (geb. um 1582) aus Braunschweig wurde Ostern 1632 zum neuen Ratsgießer ernannt.⁶² Im Gießhaus auf der Lastadie übernahm er „Metallen guth“ seines Vorgängers, bekam am 4.8.1632 aus dem Zeughaus alte Kanonen, eine „Scharhafftig befunden“ und ein Falkonett von 1544 „vndüchtig vnd entzwey gesprungen“, ergänzt durch Garkupfer von Matthias Rodde und Franz Prünsterer,⁶³ zum Guß von „2 Metallen Stück vonn 12 Pfunden“ bei einem Gießlohn nach seiner Bestallung von 822 Mlüb. Die Anerkennung des Rotgießeramtes als Meister und die Handwerksgerechtigkeit für seine Gesellen, bekam er erst, nachdem er ein Meisterstück gegossen hatte.⁶⁴

Beim Ausbau der Befestigung und Bestückung der neuen Bastionen auf dem linken Traveufer (südlich des Holstentores Holstentor, Katze und nördlich Rehbock, Scheune, Dammansturm, Fiddel, Teerhof, Teufelsort bzw. Bellevue), seit 1634 unter Johann von Brüssel († 1645) aus den Niederlanden, erhält er über den Zeugmeister Jacobus Seyerla, der 1626 von Nürnberg nach Lübeck gerufen wurde,⁶⁵ 1632-1639 besonders viele Aufträge zum Umgießen und als Material eine Reihe beim Probeschießen für „undüchtig“ befundener Geschütze. 1644 beschließt der Rat, „in Zeiten der Nodt [...] etliche große Alte feldtslangen, so von Wegen Ihrer groese Vndt swerde nicht Können gebraucht Werden“ dem Gießer zu liefern und daraus 12- und 6-Pfünder gießen zu lassen. Dazu gehörten Geschütze von Schilling („Drache“ von 1525), Mervelt und Middeldorp im Gewicht von 183 Spf 1 Lpf. „Im februar mit M. Antony sein Macherlon berechnet. Mus haben [für sechs 12-Pfünder, acht 6-Pfünder und zwei 3-Pfünder] so ehr In diesen 2 Jahren [1644-1646] bey dieser guten Stadt gegossen [im Gewicht von 156 Spf 8 Lpf 1 Pf] davon bekommt ehr Macherlon laut seiner bestallunge Von Jedes Spf 20 Mlüb 3128. Noch der gesellen Drinckgeltt wie für diesen vom Jeden Stück 4 Mlüb. 64 Mlüb. Summa Sollhaben Mlüb. 3292.“⁶⁶ Für die zahlreichen Geschützarbeiten in kurzer Folge erhielt er 1646 im Gießhaus zwei neue sogenannte Kernstangen aus schwerem Eisen⁶⁷ – sie wurden, mit Lehm und Asche ummantelt, bei der Formung des Innenrohres gebraucht. Bis 1656 goß er neben 3-, 4-, 6- und 12-Pfündern zwei schwere Mörser für 200-Pf-Kugeln. 1763 sind noch dreißig seiner 3- bis 12-pfündigen Kanonen vorhanden.⁶⁸

62 Hach, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. 224f.

63 Franz Prünsterer aus Nürnberg († 1637) Ratsherr 1619; nach: Emil Ferdinand Fehling, Lübeckische Ratslinie von den Anfängen bis auf die Gegenwart (Veröffentlichungen zur Geschichte der Freien und Hansestadt Lübeck 7), Lübeck 1925, Nachdruck 1978, S. 118 Nr. 746. – Matthias (Mattheus) Rodde Ratsherr 1646, Bürgermeister 1667, Messing-Grabplatte in St. Marien; Fehling, S. 125 Nr. 775.

64 AHL Nachlaß Friedrich Bruns 26.

65 BuKD I, 1, S. 83-86, wie Anm. 3.

66 AHL ASA Interna 689.

67 AHL Artillerieherren 158.

68 AHL Artillerieherren 149.

Nikolaus (Niklas, Claus) Wiese, Ratsgießer 1657-1665

Der Sohn Claus Wiese hatte beim Vater gelernt, war ab 1652 Geselle im Gießhaus und wurde auf Vorschlag des Vaters nach den Probestücken von 1655 Ostern 1657 als Ratsgießer vereidigt.⁶⁹ Zwischen 1656 und 1658 übernahm er mehrmals Garkupfer von Matthias Rodde für 4- und 12-pfündige Geschütze für die um 1660 weitgehend abgeschlossene Befestigung der Stadt.⁷⁰

1660 beklagt er sich bei der Wette, daß das Amt der Rotgießer im Gießhaus maximal drei Gesellen zulassen wolle; „in keinem Lande auch keiner Stadt wo GiesHäuser gehalten werden [seien] die Gießer an gewisse Zahl der gesellen gebunden [...] weil das Gießhaus vom Hochwolweisen Rahte dependiret [sollen] sie mir meine gesellen auf die arbeit lassen, Vndt das [...] nach Noturft der Arbeit gesellen so zu mir einkommen werden, wie überal gebrechlich.“ Er möchte nach „gelegenheit der Arbeit“ Gesellen halten, vor allem weil er für Mattheus Rodde eine „Partiy Glocken zu verfertigen“ habe, welche zu gewisser Zeit mit dem Abgang der Schiffe über Hamburg nach Archangelsk gesandt werden.⁷¹ Im selben Jahr verpflichtete sich Johann von Gohren (von Ghoer) d. J. (geb. vor 1620, † vor Juli 1672), Ältester der Novgorodfahrer, zur Lieferung von 300 Geschützen und einer großen Partie ungarischen Kupfers an den Zaren Aleksej Michajlivic (1645-1676); Mattheus Rodde war an der Finanzierung beteiligt. Nach einem Muster des Nowgoroder Großkaufmanns Petr Mikljaev übernahm Nikolaus Wiese für diesen Auftrag den Guß von 100 Geschützen, die ebenfalls über Archangelsk nach Rußland geliefert wurden. Eine Geschützinschrift aus der Befestigung von Kiew im Jahre 1677 nennt den Auftraggeber Johann von Gohren und den Gießer „MEISTER NIKOLAUS WIESE, GEGOSSEN IN DER STADT LÜBECK IM JAHRE 1660.“ Ein zweites Geschütz nennt als Auftraggeber Johann von Gohren und das Jahr der Herstellung 1661. An diesem großen Auftrag von Gohrens war auch der Hamburger Ratsgießer Hermann Benning († 1666) beteiligt.

Von Nikolaus Wises Geschützen waren durch Zufall nur zwei Exemplare in Lübeck erhalten: 1914/15 gab es im Museum das Bruchstück einer Bronzekanone mit einem Teil des Doppeladlers und der Inschrift ME FECIT NICLAS WIESE IN LÜBECK 1660.⁷² Es wurde beim Kanalbau am Burgtor gefunden. Daneben eine kleine Bronzekanone von 59 cm Länge und 22 mm Kaliber, wohl aus dem Zeughaus – ein angekauftes Stück aus der Waffensammlung des österreichischen Erzherzogs Johann von Oht: neben Laubfriesen mit der Inschrift ELERT KLVEFFER/EBERDT RAMEYER/ANNO 1654/LUEBECK 1. OCTOBER /JACOBUS SEIERLA /ZEUGMEISTER / IN LÜBECK FECIT; der (wahrscheinliche) Gießer Nicolaus Wiese wird nicht genannt. Elert Klüver und

69 *Hach*, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. 226.

70 AHL ASA Interna 689.

71 AHL ASA Interna Ämter 1650; Norbert *Angermann*, Johann von Gohren. Ein Lübecker Rußlandkaufmann des 17. Jahrhunderts, in: ZVLGA 64 (1984), S. 97-114, hier: S. 110f.

72 *Warncke*, wie Anm. 52.

Ebert Rahmeyer waren Gewandschneider und Stifter der Kanone.⁷³ Sie stand wohl auf dem Kaufleute-Schützenhof. Dort waren seit dem Ratsbeschuß von 1605 Bürger zum Üben mit schwerem Geschütz zugelassen unter Aufsicht der Artilleriemeister, Kraut und Loth sollten sie selbst bezahlen.⁷⁴

*Albert Benningk (Albrecht Benninck), Ratsgießer 1665-1695*⁷⁵

Albert Benningk (1637 getauft in Hamburg, † vor dem 21. Mai 1695 in Kopenhagen) war der Sohn des Hamburger Geschützgießers Hermann Benning († 1666); der jüngere Bruder Hermann Benningk (junior, getauft am 15. Mai 1640; † im November 1679) wurde Nachfolger des Vaters in Hamburg. Ab dem 3. Oktober 1665 ist Albert Benningk als Ratsgießer in Lübeck bezeugt.⁷⁶ Er war zweimal verheiratet, ab 1671 bis zu ihrem Tode mit Sophie Helms und ab 1688 mit Elisabeth Balcke († 1739). 1686 ging er nach Kopenhagen, ohne die Gießerei in Lübeck aufzugeben. Seit August 1692 war er königlicher Gießmeister im Gießhaus Friedrichs IV. in Kopenhagen und dort noch bis zum Tode 1695 drei Jahre tätig. Sein Leichnam wurde nach Lübeck überführt und in der Petrikirche beigesetzt.

Er galt früh als geschickter und künstlerisch bedeutsamer Gießer, so daß die Stadt ihn ohne seine Bewerbung berufen hatte. Seine Werke – Glocken wie Geschütze – wurden neben der technischen Perfektion wegen der künstlerischen Verzierungen mit ikonographischen Symbolen und Inschriften der Auftraggeber als Repräsentationsobjekte geschätzt. Die Aufträge waren so zahlreich, daß er einen zweiten Gießofen einbauen ließ.

Als unabhängig vom Rat eingesetzter Gießer lehnte er in einer Beschwerde bei der Wette den Versuch des Rotgießeramtes ab, ihn „unter Ein schein des Rechtes, mit vielerley geschwätz, unter Ihr ampt zu Bringen“, er wolle sich nicht „unter Ein Joch“ geben und „ist die gießerey Eine freye Kunst.“⁷⁷ Ähnlich selbstbewußt wies er die Forderungen der Herren und Bürger der Cassa zurück, ein jährliches Bürgergeld, den Schoß und ½ % vom Verdienst für Fremdaufträge abzuliefern.⁷⁸ Er wolle die gleichen „freyheiten, wie die Stückgießer allhier“ hatten, gemäß seines Bestallungsvertrages, den er als Kopie zum Beweis hinzufügt; dort seien solche Abgaben mit keinem Wort genannt, auch die „antecessores“ seien frei gewesen. Er habe „diese condition erwehlet“, sonst hätte er die „dahmahls gehabtten vielfältigen andere befoderinge in die Niederlande, Frankeich auch Teutschlandt nicht ausgeschlagen.“ Er wolle im Notfall auch bei Scharmützeln im Felde „und wo man [seiner] bedürftig, zu waßer undt Lande, tags und nachts“ sich gebrauchen lassen, er sei „der Stadt verwandt und zugleich von oneribus frey.“ Auch

73 Ebd.

74 Johannes Warncke, Das Schützenwesen in Lübeck, in: ZVLGA 30 (1940), 265-338, hier S. 312f.

75 Hach, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. 236-239.

76 AHL ASA Interna Ämter 1651: Vertrag mit den Bauherren.

77 Ebd.: Brief vom 6.8.1673.

78 Ebd.: Brief vom 8.6. 1676.

sein „jetziger Dienst und Bestallung [sei] so gar profitable nicht, wie man ver-
meinen möchte; dann wann ich meiner sonst ererbeter oder habende mittel nicht
mitt employrete und zusetzte, ich vom Stückgießen alhier nicht würde substituiren
können.“ Obwohl er in dieser Zeit „unterschiedliche gelegenheit gehabt, an an-
dere Örter [sich] zu begeben und mit mehrer avantage zu contrahiren“, bittet er
die Obrigkeit, seine Freiheit ferner zu schützen.

Am 15.6. des nächsten Jahres beschwerte er sich erneut beim Rat, daß zwei
Wardeien auf dem Gießhaus Gewichtüberprüfungen gefordert hatten wegen
der dänischen und Brandenburgischen Stücke; er habe das „gebührlige Con-
tingent davon auf die Cassa gebracht.“ Sie sollten ihn „unmolestiret laßen.“⁷⁹

Prachtgeschütze für die Niederlande von 1669

Obwohl es dort in vierzehn Städten Stückgießereien gab, bestellten die Ge-
neralstaaten bei dem hohen Bedarf an Waffen 157 Geschütze bei Albrecht Ben-
ningk (darunter 45 24-Pfünder), die er 1665-1668 über Hamburg nach Holland
schickte.⁸⁰ Für die pünktliche Bezahlung lieferte er 1669 zwei besonders kunst-
voll ausgestattete 48-pfündige Kartaunen als Geschenk für die Auftraggeber; sie
gelten als die schönsten Barockgeschütze Lübecks, bei 3, 41 m Länge und 18
cm Kaliber der eisernen Vollkugel im Gewicht von ca. 22 kg. Die Rohre zeigen
neben Akanthusverzierungen den holländischen Löwen, den Wappenspruch VI-
GILATE DEO CONFIDENTES mit der Darstellung einer Seeschlacht, Neptun
und Mars auf Quadrigen, das Wappen von Lübeck und die Gießerschrift AL-
BERT BENNINGK ME FECIT LUBECAE ANNO 1669. 1810 ließ Napoleon
das Geschützpaar aus Delft vor den Invalidendom nach Paris bringen; es war
ursprünglich für die Belagerung von Cadix gedacht, wurde aber wegen mangelnder
Reichweite nicht eingesetzt. Nach dem Sieg der verbündeten Preußen und
Österreicher⁸¹ kam eines nach Wien und das zweite nach Berlin. Das Wiener wird
noch heute gezeigt, das Berliner galt nach der Zerstörung des Zeughauses als
Kriegsverlust, soll aber im Artilleriemuseum in St. Petersburg vorhanden sein.

Aufträge für die Kurfürsten von Brandenburg⁸²

1677-1679 goß er für den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg:
1678 einen 24-Pfünder NEPTUN und 1679 einen 12-Pfünder INTREPIDUS.⁸³In

79 Ebd.: Brief vom 15.6. 1677.

80 Christian Voigt, Zwei alte Lübecker Bronzegeschütze, in: VBll. 1914/15,
S. 165f.; E. W. Moes, Zwei lübeckische Kanonen, in: MVLGA 3, 1888, 211-217.

81 „Am 30. Mai 1814 verkündeten die von dem Lübecker Ratsgießer Albert
Benning 1669 gegossenen Prachtgeschütze vor dem Invalidenhotel mit ihrem Donner
den Abschluß des Friedens, niemandem zu größerer Freude, als Johann Friedrich Hach.“
Nach: Johannes Kretzschmar, Johann Friedrich Hach, Senator und Oberappellationsrat
in Lübeck (Pfungstblätter des hansischen Geschichtsvereins 17), Lübeck 1926, S. 35f.

82 Angedeutet im Brief an den Rat vom 15.6.1677: AHLASA Interna Ämter 1651.

83 Heinrich Müller, Das Heerwesen in Brandenburg und Preußen von 1640 bis
1806. Die Bewaffnung, Berlin 2001, S. 54-64 (Guß von Geschützen und Artilleriemu-

dem Verzeichnis des Berliner Zeughauses von 1713 werden zwei weitere 24-pfündige Halbkartauen genannt, PLUTO und PALLAS,⁸⁴ 1679 von Benningk gegossen. Das repräsentative Prachtstück PALLAS stand noch 1840 auf den Wällen von Danzig, d. h. es war das älteste einsatzfähige Geschütz der preußischen Artillerie.⁸⁵ Heute gilt es in Berlin als noch existierendes Werk des hervorragenden barocken Geschützgusses von Albert Benningk: Das 3,94 m lange Rohr mit Kaliber 15,5 cm zeigt im Relief die Göttin in barocker Form mit Lanze, umgeben von graviertem Kriegsgerät und Trophäen, ein langes Feld mit Fahnen und Wappen, auf dem Schild F.W.C. (= Friedrich Wilhelm Kurfürst) mit Palmzweigen. Das Bodenstück trägt das große kurbrandenburgische Wappen mit Kurhut, darunter das Brustbild des Großen Kurfürsten im Schmuck von Lorbeer und Palmzweigen, mit der Unterschrift FRID. WILH. D. G. M. BRAND. / S. R. J. ARCHIO ET PR. ELECTOR / PRUS. MAGD. JUL. CLIV. MONT / STET. POM. DUX. (= Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg, des Heiligen Römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst von Preußen, Magdeburg, Jülich, Cleve und Berg, Herzog von Stettin und Pommern). In der Nute des Bodengesimses steht ALBERT BENNINGK ME FECIT LUBECAE ANNO 1679. W 64 C 33 P (= wiegt 64 Zentner, 33 Pfund). 1677 hatte Friedrich Wilhelm im Schwedenkrieg Stettin eingenommen und sich von der Stadt huldigen lassen; er betrachtete sich nach der Einnahme Stralsunds als Herzog von ganz Pommern.

1691 bestellte Kurfürst Friedrich III. von Preußen Haubitzen und einen 200-pfündigen Feuermörser mit Henkeln in Löwenform und Namenszug F 3 C (= Friedrich III. Kurfürst)⁸⁶, die in Lübeck vor der Stadt probiert wurden: Eine Haubitze warf eine 17-pfündige Kugel 7 000 Schritte weit, der Feuermörser eine schwere Granate 5 500 Schritte.⁸⁷ Weil der Rat Benningk gebeten hatte, einen Nachfolger für den verstorbenen Artillerieleutnant „ein gutes –subjectum hiezu zu recommendiren“, schlug er vor, mit Leutnant Ernst Pabst, „welcher in verschiedenen Campagne absonderl. vor Ofen und Bonn gebrauchet worden“ und die Probeschüsse in Lübeck durchgeführt hatte, Kontakt aufzunehmen; der Leutnant habe sich nicht „ungeeignet dazu erkläret.“⁸⁸

In Anerkennung der in Lübeck gegossenen Qualitätsgeschütze bat Kaiser Leopold (1658-1705) „zu ersetzung der erlittenen belagerung der Haubt und Residentz Statt Wien“ am 24.1.1684 den Lübecker Rat um einen „erfahrenen guten Gießer und Gesellen“. Er sei wegen des ruinierten groben Geschützes

tion), Abb. S. 61.

84 Ebd., Abb. S. 199.

85 Voigt, wie Anm. 80.

86 Müller, wie Anm. 83, S. 206.

87 LBl. 22 (1880) Nr. 77 vom 26.9., S. 439.

88 AHL ASA Interna Ämter 1651, Brief vom 30.6.1692.

„gegen wiederum besorgende Belagerung“ unumgänglich erforderlich. Der Antrag wurde am 20.2. im Rat behandelt; der Beschluß ist nicht bekannt.⁸⁹

Benningk wohnte in der Fischstraße 24, hatte seine Gewinne nicht in weitere Häuser, sondern als Partenreeder zu „4/24 part“ angelegt. Als Reeder wie als Gießer wußte er seine Rechte und Forderungen auch gegenüber der Stadt oder Lieferanten anzumahnen oder durchzusetzen: 1683 verspätete Zahlungen der Stadt (267 Mlüb) wegen Arbeit in der Pulvermühle oder für den Guß von zwei 120-pfündigen Mortiers (1 906 Mlüb), 1684 Streit mit neun Partenreedern wegen Abrechnungen des Schiffes ST. JACOB auf der Route von Riga nach Amsterdam, 1686 „wegen gemeiner Stadt Schuld, mein Schiff im Sunde angehalten, dadurch 4 000 Mlüb unKosten erduldet.“⁹⁰ 1763 sind noch 12 seiner Geschütze (3-Pfünder, 30-Pfünder und zwei 100-pfündige Mörser von je 6 000 Pf Gewicht) in Lübeck auf den Wällen oder im Zeughaus vorhanden.

Die Reste der durch den Brand 1942 abgestürzten Glocke – im Süderturm der Marienkirche heute als Mahnmal – erinnern an das bedeutendste Werk des ehemaligen Ratsgießers, dem es nach den zersprungenen und umgegossenen Vorstücken von Gerd Klinge (1466) bis Nikolaus Wiese (1659) gelang, die kunstvoll verzierte Pulsglocke aus neuem Material im Gewicht von 7 134 kg zu schaffen, die seit dem 1. Advent 1669 über 270 Jahre läutete.⁹¹

Vollständig erhalten ist heute eine kleine Glocke Albert Benningks aus dem Jahre 1672, die bei den Kämpfen um Staraja Russa am Ilmensee 1942 aus der zerstörten St. Menaskirche geborgen und am 19.1.1943 im Heiligen-Geist-Hospital im ausgewählten Personenkreis der Stadt übergeben wurde.⁹² Sie blieb in der Katharinenkirche erhalten und wurde 2001 von Senator Meyenburg nach Staraja Russa zurückgegeben.

Nachfolger im Amt von 1696 bis 1713 war Peter Christoph Geier († 1713) aus Lüneburg. Nach Tätigkeiten in Glückstadt, Kopenhagen, Wolfenbüttel, Hamburg und Berlin heiratete er 1682 in Lübeck Margarete Katharina Grädenner, war Geselle bei Albert Benningk und 1705 Ältermann der Rotgießer. Von ihm sind keine Kanonen und nur zwei Glocken bekannt. Zwei seiner Töchter heirateten die späteren Ratsgießer: Susanna Euphrosine 1714 Lorenz Stralborn und Katharina Maria 1724 Johann Hinrich Armowitz.⁹³

89 AHL ASA Externa Deutsche Territorien 4649: „Mandatum Majestatis proprium“ aus Linz.

90 AHL ASA Interna Ämter 1651, verschiedene Briefe an den Rat mit der Bitte um Unterstützung.

91 *Hach*, Glockenkunde, wie Anm. 10, S. 53f.: für Material, Lohn und Aufwand 6 705 Mlüb; Manfred *Fischer*, Die Glocken von St. Marien. Ein vorläufiger Bericht zu einem Mahnmal in Lübeck, in: ZVLGA 82 (2002), S. 265-293, Abb. der heruntergestürzten Glocken: S. 266.

92 AHL Neues Senatsarchiv 11965.

93 *Hach*, Glockenkunde, wie Anm.10, S. 243f.

Lorentz Stralborn († 1753), wahrscheinlich aus Narwa, war Geselle am kurfürstlichen Hof in Dresden und kam nach der Wanderschaft vor 1713 nach Lübeck; im Vertrag vom 31.1.1714 mit den Bauherren nach den üblichen Bedingungen verpflichtete er sich zusätzlich: „Mehr engagiert sich besagter Lorents Stralborn wolle Er mit Weniger Mühe und guthem Vortheil Eine Machine daß SchießPulver zu verfärtigen weiß, Unsere Pulver Mühle auf des Bauhoffes Kosten also einrichten zu Laßen, daß die Stadt davon einige Avantage und vortheill genießen kann.“⁹⁵ Ab 1712 zeigt eine lange Liste seiner Glocken die Auftraggeber im weiten Umkreis von Lübeck.

1717 beklagt er sich beim Rat, daß der Grapengießer außerhalb der Stadt Glocken gegossen und „durch sehr schlechte arbeit die Nahrung von dem Gießhaus zum Schaden des gemeinen Export“ seinen Ruf geschädigt habe; er bittet um ein „Attestamentum sub Sigillo publico“ als Nachweis seiner Anstellung. 1723 verlangte er als letzter Rotgießermeister Lübecks von der Witwe des verstorbenen Rotgießers Hans Keute die Übergabe der Amtslade, des Siegels und Schrankgeschirrs, um durchreisenden Gesellen die Pässe zu siegeln. Dagegen protestierte das Hamburger Amt, das seit langer Zeit im Wechsel mit Lübeck alle Mißhelligkeiten im Niedersächsischen Kreis geschlichtet hatte. Stralborn habe sich zum Obersächsischen Kreis gewendet und damit „absentiret“, die Amtslade solle bei der Wette in Verwahrung bleiben, „bis sich in Lübeck Meister einfinden, die Mit Uns Nieder-Sächsischen vereiniget sind.“ 1731 bittet er um Befreiung vom Wachtgelde; auf Empfehlung des Rates erläßt der Bürgerkapitän Peter Busch die bürgerliche Wache gegen 24 Mlüb „gänzlich für seine Persohn, so lange er lebet.“⁹⁶

Wahrscheinlich wegen der Kriegsgefahr während des Nordischen Krieges haben die Bauherren 1715 zum ersten Mal bei Stralborn vier Kanonen umgießen lassen⁹⁷ zum Preis von 877 Mlüb 3 β (359 Mlüb Gießlohn, 189 Mlüb Material, Verzierungen für den Goldschmied 144 Mlüb, für den Kleinschmied 185 Mlüb). Am 17.6.1720 soll er vier alte Haubitzen (9 Spf 3 Lpf 7 Pf Gewicht) in zwei leichtere 3-Pfünder umgießen. Sein Kostenvoranschlag in der Summe von 316 Mlüb 2 β für „Materialien so nöhtig“ (109 Mlüb 14 β) enthält 3 Faden trockenes Buchenholz, 1 Lpf Wachs, 2 Lpf Talg, 3 doppelte Ringe Eisen, 4 Bund Luntten und Modelle für die Verzierungen, 28 Mlüb für Bohrer aus englischem Eisen und Gießerlohn (120 Mlüb 2 β); am 19.6. wird der Kostenvoranschlag im Rat akzeptiert, wenn der Guß nach einem Modell des Artilleriekapitäns durchgeführt wird, und am 28.6. der Guß beschlossen.⁹⁸ 1727 am 20. Mai schließt der Artilleriehauptmann Schumacher einen Vertrag zum Umgießen von vier Kanonen gegen vier neue nach gegebenem Riß, die bis Ende August fertig sein

94 Ebd., S. 247-253.

95 AHL ASA Interna Ämter 1653.

96 AHL Artillerieherren 62.

97 AHL Artillerieherren 158, gilt auch für die übrigen Angaben.

98 AHL ASA Interna 695.

sollen; zum Ausbohren erhält er Hilfe von den Artilleriebedienten. Zu Beginn der Arbeit erhält er 300 Mlüb Vorschuß, der Rest wird nach Probe der geleisteten Arbeit gegeben. In den folgenden Jahren erhält er ähnliche Verträge: 1728 für vier leichte Kanonen zum Gesamtwert von 819 Mlüb 1 β und 1729 für zwei gleiche Kanonen – „die Rechnung bar 431 Mlüb 6 β.“ 1734 für vier Geschütze 136 Mlüb 8 β, 1739 zwei größere Kanonen.

Unter den „Lübecker Firmen mit Kupfer- und Eisenhandel 1743 nach Jetztlebende Kauffmannschafft In und außer Deutschland, Erster Versuch, Leipzig 1743, S. 84“ wird neben der Firma Küsel die Glocken- und Stückgießerei in der Fischergrube genannt.⁹⁹ Die lange Liste über die 78 gelieferten Glocken im Metallgewicht von 361 Spf 17 Lpf 9 Pf 554 nach Schleswig-Holstein und Dänemark bis nach Narwa und Wesenberg (Estland) von 1717 bis 1745, ergänzt um zwei Glocken 1746/1747 berechnet für die „dem publico“ zustehende Abgabe von ½ Reichstaler für jedes Schiffspfund „ad Cassam“ 554 Mlüb 4 β.

Von Stralborns Geschützen blieb nur ein 3-Pfünder von 1720 (2,07 m Rohr, 7,9 cm Kaliber, 500 kg Gewicht) in Berlin übrig. Nach der Zerstörung des Zeughauses galt er als verschollen. 2015 wurde dieses Geschütz mit der Inschrift MICH GOSS LAVRENTZ STRAHLBORN IN LÜBECK ANNO 1720 der Stadt aus der Ukraine zum Ankauf angeboten.¹⁰⁰

Nach Strahlborn wurden offenbar im Lübecker Gießhaus keine weiteren Geschütze gegossen. Die Nachfolger Johann Hinrich Armowitz, Johann David Kriesche, Johann Caspar Meyer, Adam Planer, 1796-1811 J. G. W. Landré, J. C- Witz, 1824-1858 Friedrich Wilhelm Hirt beschränkten sich auf Glocken, Feuerspritzen und Auftragsarbeiten der Stadt.

Anschrift des Autors:

Günter Meyer
Klaus-Groth-Weg 19
23714 Bad Malente-Gremsmühlen
E-Mail: meyer@kallerdahl.se

⁹⁹ Abgedruckt unter Lübecker Firmen im Jahre 1743, in: MVLGA 12 (1907), S. 145-161.

¹⁰⁰ Warncke, wie Anm. 52; Mitteilung im November 2015 von Dr. Jan Lokers, Lübeck.

Abschied vom Alten Europa.

Der letzte gemeinsame Gesandte der freien und Hansestädte erlebt 1916 die
Beisetzung Kaiser Franz Josephs in Wien

Gerhard Ahrens

Vor genau einhundert Jahren starb Kaiser Franz Joseph I. von Österreich-Ungarn in Schloß Schönbrunn. Er wurde 86 Jahre alt und hatte 68 Jahre lang die Donaumonarchie regiert. Zuletzt hatten den Monarchen schwere Hustenanfälle geplagt, eine chronische Bronchitis und hohes Fieber waren hinzugetreten. Seit Mitte November lag der Kaiser im Sterben. Sein Kammerdiener Eugen Ketterl hat später geäußert: Nicht der Wille zum Leben hätte ihn aufrecht erhalten, auch nicht die Furcht vor dem Tode, „sondern die entsetzliche Angst, daß die Totenglocken, die ihm läuten würden, auch sein Reich zu Grabe geleiten könnten“.¹

Am Dienstag, den 21. November, abends 5 Minuten nach 9 Uhr, ist der Herrscher im Kreise seiner Familie ruhig eingeschlafen. Was sich in den folgenden Tagen, Wochen und Monaten anschloß, trug kein individuelles Gepräge, sondern war Ausfluß des seit Jahrhunderten am Wiener Hof geltenden sogenannten Spanischen Hofzeremoniells.² Wir sind über das Geschehen gut informiert, denn die Senate der drei freien und Hansestädte haben damals entschieden, einen Sondergesandten nach Wien zu entsenden, der beim Nachfolger um eine „Funeralaudienz“ nachsuchen und an der Beisetzung des verstorbenen Kaisers teilnehmen sollte. Sein Bericht wird im Folgenden abgedruckt und kommentiert.

Warum die Hanseaten auf den Tod des Kaisers protokollarisch so herausgehoben reagiert haben, läßt sich den Akten nicht entnehmen. Anders als für manche deutsche Bundesfürsten galten für die Stadtrepubliken ja keine verwandtschaftlichen Rücksichten. Auch war der Zeitpunkt ein denkbar ungünstiger, denn das Deutsche Reich befand sich im dritten Kriegsjahr und die allgemeine Versorgungslage wurde von Tag zu Tag schwieriger.

Man kann vielleicht darauf hinweisen, daß die Hansestädte 1908 bei der sogenannten Fürstenhuldigung aus Anlaß von Kaiser Franz Josephs 60jährigem Regierungsjubiläum ungewöhnlicherweise auch beteiligt gewesen sind. Damals hatte, auf ausdrücklichen Wunsch Kaiser Wilhelms II., Hamburgs präsidierender Bürgermeister als Vertreter der republikanischen Hanseaten an dem solennen Ereignis teilgenommen. Doch nicht einmal der nun beauftragte Sonderge-

1 Zitiert bei Christian *Dickinger*, Franz Joseph I. Die Entmythisierung, Wien 2001, S. 170. – Tod und Beisetzung sind ausführlich geschildert im letzten Band der Trilogie von Egon Cesar *Conte Corti* und Hans *Sokol*, Der alte Kaiser. Franz Joseph I. Vom Berliner Kongreß bis zu seinem Tode, Graz-Wien 1955, S. 461-471: „Das Ableben des Kaisers“. – Der aktuelle Forschungsstand bei Michaela und Karl *Vocelka*, Franz Joseph I. Kaiser von Österreich und König von Ungarn 1830-1916. Eine Biographie, München 2015.

2 Vgl. zum Folgenden Xavier *Sellés-Ferrando*, Spanisches Österreich, Wien-Köln-Weimar 2004, bes. S. 135-192: „Das spanische Hofzeremoniell“.

sandte erinnert in seinem Bericht an diese inzwischen historisch gewordene Reminiszenz aus glücklicher Friedenszeit.

Richten wir zunächst einen Blick auf das sich nun entfaltende Trauerzeremoniell, das als eines der strengsten in Europa galt. In seinen kunstvoll ineinander verschränkten Elementen drückt sich ungebrochene Herrschaft aus. Das beginnt beim Herrscherwechsel. Es galt der Satz: Der Kaiser ist tot, es lebe der Kaiser! Österreich kannte (ebenso wie das Königreich Spanien) keine Krönung; der Thronprätendent übernahm das Amt mit dem Tod des Vorgängers. Nach der offiziellen Totenbeschau³ wurde am nächsten Tag die übliche Mehrfachbeisetzung vorbereitet. Zwar wurde das Herz des Toten entnommen, wurde aber nicht, dem Brauch folgend, in der Wiener Augustinerkirche verwahrt, sondern „nur“ in der Kaisergruft des Stephansdoms. Aus nicht bekannten Gründen blieben die Eingeweide im Körper. Damit wurde der Vorgang der Einbalsamierung unnötig erschwert.

Sodann begann das Werk der Hofschreiner, die einen kunstvollen Katafalk für das Paradebett errichteten. Dieses „bed of state“ war, ebenso wie der spätere Leichenzug, eine wahrhaft theatralische Inszenierung: Hoch über dem Boden der Verstorbene im offenen Sarg, angetan mit dem weißen Rock einer Marschallsuniform, umgeben von den Funeralkronen seiner Länder, dazu der Marschallstab, sein Säbel sowie sämtliche Orden. So wurde der Tote drei Tage lang der Schaulust seiner Untertanen preisgegeben.



Abb. 1: Hamburgs präsidierender Bürgermeister Johann Heinrich Burchard (rechts) war 1908 bei der sogenannten Fürstenhuldigung aus Anlaß des 60jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs (links) der einzige bürgerliche Teilnehmer.

³ Genauer Ablauf und Einzelheiten des folgenden Geschehens bei *Vocelka* (wie Anm. 1), S. 365-368.

Da ein regierender Kaiser frühestens neun Tage nach seinem Tod beigesetzt werden durfte, war keine Eile geboten. Anschließend überführte man den Leichnam in die Pfarrkirche der Wiener Hofburg. Trotz der Kriegszeiten wurde auch hier der traditionelle Pomp beibehalten: Ein historischer Leichenwagen des 18. Jahrhunderts aus dem kaiserlichen Mobiliendepot, gezogen von acht Rappen mit schwarzen Federbüschen auf den Köpfen. Das Ganze vollzog sich bei Nacht und in Totenstille.

Der erkrankte deutsche Kaiser betete an dieser Stelle kurz am Sarge, und zwar zusammen mit dessen Nachfolger, Kaiser Karl I., einem Großneffen des Verstorbenen. Dies war inzwischen der dritte Thronprätendent, eben gerade zwei Jahre in dieser Stellung, und jetzt der neue Verbündete des Deutschen Reiches. Anschließend reiste Kaiser Wilhelm II. wieder in das Hauptquartier an der Westfront.

Am Donnerstag, den 30. November, genau neun Tage nach Eintritt des Todes, fand die Beisetzung des Verstorbenen statt. Am Morgen dieses Tages war auch „unser Mann“ in einem Sonderzug der Preußischen Eisenbahnverwaltung in Wien angekommen. Wer war dieser hanseatische Sondergesandte?

Er hieß Karl Sieveking (1865-1932) und amtierte laut Lübeckischem Staatskalender seit drei Jahren als „außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der freien und Hansestädte am Königlich Preußischen Hofe zu Berlin sowie stellvertretender Bevollmächtigter zum Bundesrate“⁴. Ein Diplomat im heutigen Verständnis war Sieveking nicht, denn die Außenvertretung der freien Hansestädte war 1867 bzw. 1871 vom Norddeutschen Bund bzw. vom Deutschen Reich übernommen worden. Wohl aus Gründen der Courtoisie hat man seinerzeit den wenigen innerdeutschen Vertretern einen nur scheinbaren diplomatischen Status belassen (immerhin mit den begehrten Vorrechten von Steuerbefreiung und Zollfreiheit), obwohl ihre eigentliche und Hauptbeschäftigung den Bundesratsangelegenheiten galt.

Lesen wir nun zunächst Sievekings Bericht, den er vier Tage später, am 4. Dezember 1916, in Berlin diktiert und an die Senate der drei Hansestädte abgeschickt hat:⁵

Bahnfahrt mit Hindernissen

„In Ausführung der mir von den Senaten übertragenen ehrenvollen Sendung fuhr ich Mittwoch, den 29. d. Monats abends 705 mit dem von der König-

4 Sein Lebenslauf im Deutschen Geschlechterbuch, Bd 142, Limburg 1966, S. 417. Zur dienstlichen Verwendung vgl. Joachim Lilla, Die Vertretung der freien und Hansestadt Lübeck im Bundesrat, Staatenausschuß und Reichsrat (1867 bis 1934), in: ZVLGA 86, 2006, S. 153-182.

5 Archiv der Hansestadt Lübeck, Neues Senatsarchiv, Nr. 377. In Curia vorgelegt am 6.12.1916. Eine wortgleiche Abschrift: Ebd., Hanseatische Gesandtschaft, HG IV a 15. – Der Text wird buchstabengetreu wiedergegeben, die Zwischenüberschriften sind neu gebildet worden. – Wer sich über das höfische Personal informieren will, findet in den einschlägigen Staatshandbüchern hinreichende Information.

lich Preußischen Eisenbahnverwaltung gestellten Sonderzug nach Wien ab. In demselben Schlafwagen mit mir nahmen der Herzog Paul von Mecklenburg [-Schwerin] mit dem Vizeoberstallmeister Freiherrn von Maltzan, der Großherzoglich Hessische Gesandte Freiherr von Biegeleben, der Großherzoglich Mecklenburgische Gesandte Freiherr von Brandenstein und der Flügeladjutant des Großherzogs von Oldenburg Oberst von Jordan Platz. In einem anderen Wagen fuhr u. a. der Fürst von Schaumburg-Lippe mit Freiherrn von Hammerstein und noch einem Begleiter. Für die Dienerschaft war ein besonderer Wagen bereit gestellt. Außerdem führte der Zug einen Speisewagen und die Salonwagen des [deutschen] Kronprinzen und des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Der Kronprinz und der Herzog von Braunschweig-Lüneburg wurden von ihren Gemahlinnen an den Zug gebracht. In Dresden stiegen verschiedene thüringische Fürstlichkeiten ein, darunter der Großherzog von Sachsen [-Weimar], der Herzog von [Sachsen-] Meiningen, der Herzog von Anhalt und die Fürsten von Waldeck und Reuß [Sachsen-]. Infolgedessen mußte der Zug geteilt werden, und als wir aufwachten, wurden wir unangenehm überrascht, daß sowohl der Speisewagen als der Wagen mit unseren Dienern abgetrennt und dem Vorzug zugeteilt war. Wir kamen daher mit halbstündiger Verspätung, ohne gefrühstückt zu haben, um 9 Uhr in Wien an.

Dort hatte sich der [deutsche] Botschafter Graf Wedel mit seinen Herren zum Empfang eingefunden und begrüßte zunächst die Fürstlichkeiten, unter denen ich den Herzog von Meiningen sowie die Fürsten von Reuß und Waldeck bemerkte. Außerdem meldeten sich die uns zum Ehrendienst zugeteilten Herren, und mein Begleiter, der Hof- und Ministerialsekretär vom Ministerium des Äußern Baron Dipauli, brachte mich sofort im Auto in das gegenüber der Kapuzinerkirche am Neuen Markt gelegene Hotel Krantz, wo ich als Gast des Hofes einquartiert war. Leider waren wir Sondergesandten ebenso wie die Fürstlichkeiten auf verschiedene Gasthöfe verteilt, sodaß Verabredungen unter einander ziemlich erschwert waren. Herr von Brandenstein wohnte im nahen Elisabeth-Hôtel, Herr von Biegeleben wieder in einem anderen, Herr von Jordan im Grand Hôtel. Die Hofburg war anscheinend im Kriege nicht zur Aufnahme vieler Gäste eingerichtet, wohnte doch beispielsweise der Großherzog von Baden im Bristol.

Sieveking kondoliert dem Kaiserpaar

Es blieb mir gerade Zeit zum frühstücken und umziehen; denn für 11 Uhr war bereits der Empfang bei den Majestäten in der Hofburg angesagt. Die fürstlichen Gäste sowie die Sondergesandten wurden von den beiden Majestäten einzeln empfangen. In dem Raum, in dem wir uns versammelten, machte die Oberhofmeisterin der Kaiserin Gräfin Thun, mit der ich mich längere Zeit unterhielt, unterstützt von der Hofdame Gräfin Nostiz, in lebenswürdiger Weise die Honneurs. Außer den deutschen Bundesstaaten hatten u. a. die Niederlande, Norwegen sowie der Päpstliche Stuhl und Luxemburg Sondergesandte entsandt, während die Vereinigten Staaten von Nordamerika, China, Griechenland, Siam und die Schweiz sich durch ihre in Wien beglaubigten Gesandten vertreten ließen. Interessant war es, die Fürstlichkeiten einzeln an uns vorübergehen zu sehen.

Unter den Regimentsabordnungen, die sich inzwischen auch einfanden, begrüßte ich einen alten Wandsbeker Freund und Kameraden,⁶ den Oberst von Gillhausen, Kommandeur der 11. Husaren in Krefeld, deren Chef Kaiser Carl ist. Auch den neuen Kommandeur der Schleswiger Husaren, deren Chef Kaiser Franz Joseph war, lernte ich kennen. Herr von Biegeleben hatte das Mißgeschick, daß sein Koffer nicht mitgekommen, sondern an der Grenze in Tetschen liegengelassen war, weil er ihn hier [in Berlin] aufgegeben hatte, ohne dabei zu sagen, daß er mit dem Sonderzug befördert werden müsse. Er konnte deshalb das Handschreiben des Großherzogs von Hessen [-Darmstadt] nur in einem in der Eile in Wien aufgetriebenen, übrigens gar nicht übel sitzenden Frackanzug überreichen.

Ich wurde unmittelbar nach dem päpstlichen Nuntius Valfre de Bonza und dem luxemburgischen Sondergesandten empfangen. Der dem Kaiser Carl bisher als Kammervorstand zugeteilte Prinz Lobkowitz führte mich in das entzückend mit Gobelins ausgestattete Vorzimmer und meldete mich bei den Majestäten an. Ich betrat dann allein den Empfangssaal. Das Kaiserpaar stand in der Mitte des Gemachs, und ich war sofort, als ich auf es zuschritt, durch den gewinnenden Liebreiz der anmutigen Kaiserin [Zita von Bourbon-Parma] sowie die überaus einnehmende ungezwungene Art des Kaisers aufs angenehmste berührt. Beide Majestäten reichten mir die Hand, als ich mich verneigte. Ich brachte die tief empfundene Teilnahme der Senate an der Trauer des Kaiserhauses und der Völker Österreich-Ungarns zum Ausdruck, wobei ich nicht unerwähnt ließ, daß die Hansestädte in dankbarer Verehrung des verewigten Herrschers und der mancherlei Beweise huldvoller Gesinnungen gedächten, die sie von ihm erfahren mußten. Mit außerordentlich huldvollen Worten sprachen die Majestäten ihren Dank aus. Der Kaiser hob in längerer Rede hervor, daß er sowohl wie die Kaiserin durch die Teilnahme der Senate tief gerührt seien und das so aufrichtig und herzlich ausgesprochene Gedenken besonders wohlthuend empfänden. Beide Majestäten reichten mir zum Abschied abermals die Hand.

Einsegnung im Stephansdom und Beisetzung in der Kapuzinergruft

Es war mittlerweile 1 Uhr geworden, als ich ins Hotel zurückkehrte, wo ich mit meinem Begleiter frühstückte. Gegen 3 Uhr fuhren wir durch die bereits abgesperrten, dicht gefüllten Straßen nach dem nahen Stephansdom, in den wir durch das Hauptportal eintraten. Der Dom war im Innern schwarz ausgeschlagen und mit Kerzen beleuchtet. Ich wurde durch das Mittelschiff nach dem Chor, dem sogenannten Presbyterium, geführt, wo für die Majestäten Plätze vorgesehen waren, während die Minister und das Diplomatische Korps im Mittelschiff Platz genommen hatten. Vom Mittelschiff aus gesehen, saßen links vom Altar, in der vorderen Reihe des Chorgestühls an der Längsseite des Chors, das Kaiserpaar, das Königspaar von Bayern, der König von Sachsen, der Zar von Bulgarien, der [deutsche] Kronprinz, die skandinavischen Prinzen, der türkische Thronfolger und ein ägyptischer Prinz. Dahinter, in der zweiten Reihe des Chorgestühls sowie

6 Sieveking hatte seine Dienstzeit beim östlich von Hamburg garnisonierenden königlich preußischen Husarenregiment Nr. 15 abgeleistet. Es wurde 1919 aufgelöst.



Abb. 2: Auf dem Weg zur Kapuzinergruft, vor dem Hauptportal des Stephansdoms: Kaiser Karl I. (rechts), Kronprinz Otto mit Kaiserin Zita sowie König Ludwig III. von Bayern und Zar Ferdinand I. von Bulgarien.

an der Längsseite gegenüber, hatten die Mitglieder der Kaiserlichen Familie und die Erzherzöge Platz genommen. Rechts von den Majestäten saßen mit dem Rücken gegen das Hauptschiff die noch nicht erwähnten deutschen Bundesfürsten, an der Spitze der Großherzog von Baden, und hinter ihnen die Sondergesandten. Ich saß unmittelbar hinter den Fürsten Reuß und Waldeck, neben denen Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein nebst Gemahlin Platz nahm, zwischen dem amerikanischen Botschafter, der zu seiner Rechten den päpstlichen Nuntius und den Fürsten von Schaumburg-Lippe hatte, und dem luxemburgischen Vertreter. Auf der Bank hinter mir erzählte der Schweizer den Griechen die bevor-

stehende Zeremonie vor der Gruft in der Kapuzinerkirche mit den drei Fragen des Guardian⁷ und erklärte ihm, warum seine Frau nicht zu der Feier im Dom gekommen sei: „parcequ'elle ne supports pas l'église.“ Auf der anderen Seite des Chors hatten auf den im rechten Winkel zum Längsgestühl stehenden Bänken die Erzherzoginnen Platz genommen, hinter denen u. a. Biegeleben, Brandenstein und Jordan saßen, da sie auf unserer Seite keinen Platz gefunden hatten.

Über den Verlauf der eindrucksvollen Feier, die nicht durch Länge ermüdete, haben wohl die Zeitungen alles wesentliche gebracht, so daß ich mich kurz fassen kann. Einen rührenden Anblick bot der blondgelockte vierjährige Kronprinz [Otto], der kurz vor seinen Eltern durch die Sakristei den Chor betrat und nach einer erhöhten, mit Glas eingeschlossenen Loge im Mittelschiff geleitet wurde, von wo aus er der Feier beiwohnte. Sobald die Majestäten im Chor Platz genommen hatten, wurde der nur mit schwarzem Tuch ohne Kranzschmuck behängte Sarg unter dem Geleit der Leibparade und kerzenhaltender Edelknaben, gefolgt von der Geistlichkeit, durch das Haupttor und Mittelschiff vor den Altar getragen und dort vor den Majestäten niedergestellt. Nach der Einsegnung⁸ wurde die Leiche auf demselben Wege unter Vorantritt der Geistlichkeit wieder hinausgetragen. Ihr folgten die Majestäten mit dem Kronprinzen, die Fürstlichkeiten und Mitglieder des Kaiserlichen Hauses sowie die Sondergesandten, während Minister und Diplomatisches Korps sich nicht anschlossen, weil der Raum in der Kapuzinerkirche beschränkt ist. Der Zug bewegte sich zu Fuß barhaupt vom Portal des Stephansdoms über den Graben nach der Kapuzinerkirche, wo die Kaiserliche Leiche noch einmal inmitten des Schiffs vor dem Kaiserpaar niedergestellt und unter Chorgesang eingesegnet wurde. Dann wurde der Sarg in die Seitenkapelle getragen, um dort in der Gruft beigesetzt zu werden.⁹ Zu dieser Feierlichkeit folgten aber außer dem Kaiserpaar mit dem Kronprinzen nur der König von Bayern nebst Gemahlin, der König von Sachsen und der Zar von Bulgarien. Die übrigen Fürstlichkeiten, auch der deutsche Kronprinz, verblieben in der Kirche. Nach Erledigung der Förmlichkeiten in der Kapelle löste sich die Trauerversammlung auf.

7 Das oft berichtete Demutsritual ist eine hartnäckige Erfindung. Der Kapuziner-Historiker Eberhard Kusin berichtet darüber: „Ein äußerer Grund zur Entstehung dieser Legende mag darin gelegen haben, daß bei Hofbegräbnissen die militärischen Kommandos nicht durch Rufe, sondern durch Klopfzeichen gegeben wurden.“ Zitat bei *Dickinger* (wie Anm. 1), S. 192f. – Es mag bezeichnend sein für unsere Zeit, daß ausgerechnet bei der Beisetzung Kaiserin Zitas am 1. April 1989 dies fiktive Zwiegespräch tatsächlich inszeniert worden ist!

8 Die Einsegnung der einzigen Apostolischen Majestät (von Ungarn) wurde natürlich vom höchsten Geistlichen der Donaumonarchie vollzogen. Dies war der 1913 (übrigens auf Anregung Erzherzog Karls) ernannte Fürsterzbischof von Wien Friedrich Gustav Piffl (1864-1932), seit 1914 auch Kardinal. Merkwürdig, daß dem Protestanten Sieveking dies nicht berichtenswert erschien.

9 Seit dem 17. Jahrhundert hatte die Kapuzinergruft sich zur beliebtesten Grablege der Habsburger entwickelt. Heute liegen dort fast 150 Angehörige des Erzhauses, darunter 12 Kaiser und 16 Kaiserinnen. Die immer wieder erweiterte Krypta baute Kaiser Franz Joseph 1908 erneut aus mit einem Raum für sich, Kaiserin Elisabeth und Kronprinz Rudolph (Karl *Vocelka*, 99 Fragen zu den Habsburgern, Wien 2014, bes. S. 143-150).

Die ganze Feier nahm, vom Wetter, das zwar etwas rauh und neblig-grau, aber nicht unfreundlich war, begünstigt, einen durchaus würdigen und erhebenden Verlauf, ohne durch Zwischenfälle gestört zu werden. Die Teilnahme der Bevölkerung drückte sich nicht nur in den ungeheuer belebten Straßen und dichtgefüllten Fenstern, sondern auch in dem ganzen Gebaren der Menge aus und erschien dem fremden Beobachter wirklich aufrichtig und von Herzen kommend. Um so betrüblicher war es, daß das schreckliche Eisenbahnunglück, das den Sonderzug bei Budapest ereilte, einen düsteren Schatten auch auf die Totenfeier des im Leben von so vielen Schicksalsschlägen heimgesuchten Monarchen warf. Das Unglück soll dadurch herbeigeführt sein, daß der Eisenbahnminister den Zug, in dem er fuhr, an dem anderen Sonderzug vorbeifahren ließ. Ein Sohn von [Stefan Graf] Tisza entging dem Verderben nur dadurch, daß er im letzten Augenblick seinen Reiseplan änderte und den verunglückten Zug nicht, wie er beabsichtigt hatte, benutzte.

Besuche und Empfang im Ministerium des Äußeren

Donnerstag abend aß ich mit Biegeleben und Brandenburg im Bristol, wo unsere Begleiter uns als Gäste des Kaisers bewirteten. Herr von Jordan verfehlte uns leider im Hotel und aß in dem Kellerrestaurant des Hotels allein mit seinem Begleiter Rittmeister Schramm. Dafür schloß sich uns der norwegische Sondergesandte Hofmarschall Rustad mit seinem Sekretär Dräeger an, deren österreichischer Begleiter offenbar etwas anregende Gesellschaft für seinen ziemlich einsilbigen alten Herrn suchte. Man aß in dem überfüllten Restaurant sehr gut, während das Auge sich an einem Flor schöner Damen der Hofgesellschaft erfreuen konnte. Ich begrüßte u. a. den Fürsten Moriz Hohenlohe-Schillingfürst, den jetzt ältesten und regierenden Sohn des früheren Reichskanzlers, und saß nach Tisch noch lange mit den Krefelder Husaren zusammen.

Am folgenden Morgen fuhr ich mit Baron Dipauli Besuche, gab bei Ministern und Hofwürdenträgern Karten ab und schrieb mich bei den Mitgliedern des Kaiserlichen Hauses und dem Zaren von Bulgarien ein; die anderen Fürstlichkeiten waren schon abgereist. Nach einem guten Frühstück im Bristol wurde ich nachmittags von [Außenminister Stefan] Baron Burian [v. Rajecz] empfangen, dem ich die Schreiben von Lübeck und Hamburg überreichte und gleichzeitig für die liebenswürdige Förderung meiner Mission dankte. Man sagt dem Minister vielleicht nicht mit Unrecht eine gewisse Wortkargheit und professorale Art nach; ich kann nur sagen, daß er mich mit ausgesuchter Höflichkeit empfing, seiner Freude darüber Ausdruck gab, mich kennen zu lernen und auch für die von den Senaten beschlossene Trauerkundgebung und Beteiligung an den Beisetzungsfestlichkeiten Worte wärmster und dankbarster Würdigung fand. Er hatte, wie mir mein Begleiter wiederholt versicherte, besonderen Wert darauf gelegt, mich zu empfangen; von den anderen Herren hatte allerdings auch keiner Schritte dazu getan. Ich kam bald in ein anregendes Gespräch mit dem Minister, als ich auf die vielfachen und wichtigen Handelsbeziehungen sowie den immer reger werdenden Verkehr gerade zwischen den Hansestädten und Österreich-Ungarn anspielte und der Hoffnung Ausdruck verlieh, daß wir bei der Pflege

und Ausdehnung von Handel und Verkehr, insbesondere auch der Hebung der Elbschiffahrt, auf verständnisvolle Unterstützung der verbündeten Monarchie rechnen dürften, ohne daß ich die mancherlei Schwierigkeiten, die sich dabei im einzelnen ergäben, verkennte; ich hob besonders die Verhandlungen hervor, die unsere Handelskammern darüber angebahnt hätten. Der Minister ging durchaus auf die angeschnittenen Fragen ein und sprach die bestimmte Hoffnung aus, daß sie im Rahmen der groß angelegten gesamten wirtschaftlichen Verständigung zwischen den beiden Reichen gelöst werden könnten und müßten. So durfte ich mit angenehmen Eindrücken von ihm scheiden und zugleich meine Mission als beendet und erfüllt betrachten.

Die Versorgungslage in Wien

Es blieb noch Zeit, durch die Straßen zu schlendern und dabei zu beobachten, daß auch an fleischlosen Tagen, wie es der Freitag war, die Läden lange nicht so belagert und gestürmt werden, wie hier in Berlin. Vielleicht liegt es daran, daß die meisten Waren noch im freien Handel zu haben sind, wenn sie auch nur in beschränkten Mengen abgegeben werden, wie z. B. Schweizer und Holländer Käse, Schokolade, auch Schweizer Schokolade und dergleichen. Allerdings herrscht auch große Brotknappheit. Im Hotel mußten sich die Gäste – wahrscheinlich weil Wien in den Tagen überfüllt war – Brot mitbringen. Butter wurde nicht verabreicht. Ich bekam natürlich Butter, Eier und alles, was verlangt wurde; aber die aristokratische Gesellschaft an den Nebentischen erzählte sich offen, daß es in der Provinz ebenfalls recht knapp sei. Wien hat übrigens drei fleischlose Tage (Montag, Mittwoch, Freitag), aber noch keine Seifen- und Fettkarten, auch anscheinend noch keine Zuckerkarte. Dagegen fiel mir auf, daß Delikateß- und Kolonialwarenläden wie auch die Auslagen solcher Läden im Vergleich zu hier nur spärlich sind. Auch Straßen und Häuser machen, trotz des lebhaften Verkehrs, einen wenig gepflegten Eindruck; jedenfalls sind auch im Privatleben die Begriffe von Reinlichkeit und Ordnung nach dem, was ich in den Eingängen der Paläste sah, wo ich mich einschrieb, von den unsrigen grundverschieden.

Rückkehr und protokollarische Höflichkeiten

In den Vorzug des fahrplanmäßigen Abendzuges, der Wien 940 verläßt, war auf Weisung des Hofreisedepartements ein besonderer Wagen für Brandenstein, Jordan und mich sowie unsere Dienerschaft eingestellt, aber echt österreichisch hatte die Bahnverwaltung nur einen D-Wagen, keine Schlafwagen zur Verfügung gestellt. Unsere Begleiter waren über diese Nachlässigkeit außer sich; im Kriege geht wohl so wie so manches im Nachbarlande drunter und drüber. Mir gelang es noch, ein vorzügliches Abteil im Schlafwagen zu erhalten, in dem sonst der norwegische Hofmarschall und der siamesische Gesandte ihr Abteil mit ihren Begleitern teilen mußten. Herr von Biegeleben blieb noch einen Tag in Wien bei einem Vetter seines Namens, der früher als Gesandter im Ministerium des Äußern beschäftigt war.

Mit lebhaftem Dank für alle Mühewaltung verabschiedeten wir uns von unseren Begleitern. Herr von Brandenstein und Herr von Jordan wollen für die ihrigen einen Orden erwirken. Ich würde dankbar sein, wenn die Senate dem Baron Dipauli durch meine Vermittlung ein Ehrengeschenk zugehen lassen möchten, wie das meines Wissens in früheren Fällen üblich gewesen ist. Dipauli, ein Tiroler Landedelmann, hat sich wirklich seiner Aufgabe in sehr liebenswürdiger und gewandter Weise entledigt. Seine Stellung im Ministerium des Äußern, dem er seit 1911 angehört, entspricht ungefähr der eines Vortragenden Rats. Er war vorher Attaché oder Legationssekretär an der hiesigen österreichisch-ungarischen Botschaft [in Berlin] und schwärmt von Hamburg, wo er einige genußreiche Tage verlebte. Von angenehmen Formen, ist er auch ein guter Unterhalter und zeichnet sich durch unbefangenes Urteil und klare Beobachtung aus.

Die Sondergesandten selbst erhalten meines Wissens bei solchen Gelegenheiten in der Regel keine Ordensauszeichnungen. Wenigstens war dies die Ansicht des norwegischen Hofmarschalls, dem ich Grüße an Michahelles auftrug, von dem er des Lobes voll war, weil er ihm die Reise auf jede Weise erleichtert habe.

Sonnabend, den 2. des Monats, traf ich mit Herrn von Brandenstein mit halbstündiger Verspätung um 12 ½ mittags hier [in Berlin] wieder ein.“

Soweit Sievekings amtlicher Bericht. Mit seiner Abreise nach Berlin war das Zeremoniell übrigens längst noch nicht „abgearbeitet“. Am nächsten Tag, Sonnabend, dem 2. Dezember, wurde im Stephansdom ein feierliches Requiem abgehalten, genau 68 Jahre nach Kaiser Franz Josephs Thronbesteigung in Olmütz. Die allgemeine Hoftrauer galt bis zum 7. Mai 1917, also noch fast ein halbes Jahr, wenn auch in allerlei Abstufungen.

Mit dem Abstand von hundert Jahren liest sich Sievekings Bericht sachlich und nüchtern. Kritik wird man in einem solchen Dokument wohl auch nicht erwarten dürfen, nicht einmal zwischen den Zeilen. Die bewegten Klagen über die Hindernisse auf der gut halbtägigen Hin- und Rückreise wird man mit einem Achselzucken abtun. Wichtiger erscheint die Schilderung über den Ablauf der (geradezu banalen) Audienz beim Kaiser Karl I. oder das präzise Beschreiben der Sitzordnung im Stephansdom. Sieveking, der zuvor im kaiserlichen Reichsdienst Karriere gemacht hatte, achtete nämlich sehr genau darauf, daß seinem Status als Sondergesandter angemessen Rechnung getragen wurde.

Bemerkenswert erscheint uns, daß niemand vom Wiener Hof und seinen zahlreichen Gästen offenbar auch nur geahnt hat, daß die von Sieveking so nuancenreich beschriebene, ja wie selbstverständlich beschworene Fürstenherrlichkeit noch nicht einmal zwei Jahre später sang- und klanglos innerhalb von wenigen Tagen zusammenbrechen sollte: Beide Kaiser im Exil, alle 22 deutschen Monarchen abgesetzt. Nur in den drei hanseatischen Stadtrepubliken konnte man bruchlos weitermachen, mußte sich freilich mit der erweiterten parlamentarischen Demokratie abfinden und vertraut machen.

Anders als die behagliche Existenz des abgedankten Deutschen Kaisers im niederländischen Doorn gestaltete sich übrigens das Schicksal Karls I. 1921 wurde er in zwei Putschversuche in seinem früheren Königreich Ungarn verwickelt und daraufhin von den Alliierten nach Madeira verbannt, wo er im Jahr darauf

gestorben ist. Da er es hartnäckig abgelehnt hatte, in Österreich eine formelle Abdankung zu vollziehen, verweigerte die Republik seine Beisetzung in der Wiener Kapuzinergruft.

Doch inzwischen ist – fast unbemerkt von der großen Welt – ein kleines Wunder geschehen: Auf emsiges, agitatorisches und nachhaltiges Betreiben der „Kaiser Karl Gebetsliga für den Weltfrieden“¹⁰ wurde 1949 in Rom ein Seligsprechungsprozeß eröffnet. Man „vergaß“ (oder vergab?) offenbar des Kaisers Verantwortlichkeit für den Giftgasinsatz an der Isonzofront, auch stellte sich rechtzeitig das geforderte „Wunder“ ein, so daß Papst Johannes Paul II. am 3. Oktober 2004 die Seligsprechung verkündigen konnte. Der in Sievekings Bericht genannte blondgelockte Kronprinz, nunmehr Dr. Otto Habsburg-Lothringen, konnte diesem ehrenvollen Ereignis an der Spitze von etwa hundert Mitgliedern des Erzhauses beiwohnen.

Aber auch der hanseatische Gesandte hat bei seiner Mission in Wien nicht ahnen können, daß seine gesicherte Lebensstellung sich schon vier Jahre später in Luft auflösen würde! Dies war nun eine Folge der innerdeutschen politischen Veränderungen. Hatte man die Bundesstaaten in der Reichsverfassung nach dem „Rang“ aufgezählt. (Könige, Großherzöge, Herzöge, Fürsten und am Schluß – sozusagen als Sonderfälle – die drei Stadtrepubliken und das Reichsland Elsaß-Lothringen), so erfolgte die Reihung nun, da alle ja Republiken geworden waren, nach der Bevölkerungszahl: Hamburg fand sich in der oberen Hälfte wieder, Bremen landete in der oberen zweiten Hälfte, während Lübeck – wie bisher auch – unter den letzten Ländern rangierte.

Die jetzt offenbar nicht mehr zu steuernde Konkurrenz der beiden Nordseehäfen bedeutete nun, nach sechs Jahrzehnten gemeinsamer und einvernehmlicher Interessenwahrnehmung, das Ende der Hanseatischen Gesandtschaft in Berlin.¹¹ Und da sich für Sieveking offenbar keine weitere Verwendung fand



Abb. 3: Karl Sieveking, der letzte gemeinsame Gesandte der freien und Hansestädte.

10 Die letzte Frage im Büchlein von *Vocelka* (wie Anm. 9) lautet: „Wieso wurde der letzte Kaiser Karl seliggesprochen?“ (S. 157f.). Dort die Aufzählung der folgenden Merkwürdigkeiten.

11 Einzelheiten bei Georg *Fink*, *Diplomatische Vertretungen seit dem 17. Jahrhundert bis zur Auflösung der Hanseatischen Gesandtschaft in Berlin 1920*, in: Hansi-

oder finden wollte (er war erst 57 Jahre alt) und selbst in Hamburg keine angemessene Stelle zur Verfügung stand, wurde er (so war es sieben Jahre zuvor auf seinen eigenen Wunsch vereinbart worden) nach den Vorschriften der Reichsbesoldungsordnung in den endgültigen Ruhestand versetzt.

Wenn man mit Blick auf die von Sieveking geschilderte Beisetzung später gerne aphoristisch vom „Abschied vom alten Europa“ gesprochen hat, so sollte doch die sehr verschiedene Wahrnehmung berücksichtigt werden. „Die Begräbnisprozession für Franz Joseph“, heißt es mit Recht beim Historiker Steven Beller¹², „war eines der letzten großen Schauspiele habsburgischen Prunkes in Wien.“ Dem steht etwa die Wahrnehmung im Heer des großen Reiches gegenüber. Fünfzig Jahre später erinnerte sich der Schriftsteller Alexander Lernet-Holenia: „Ich lag in meinem Unterstand in Ostgalizien und schlief, als jemand eintrat und zu mir ins Dunkel sprach, der Kaiser sei gestorben. Wir hatten damals aber schon zu viele Tote im Regiment gehabt, als daß uns der Tod eines einzelnen Menschen über Gebühr beeindruckt hätte.“¹³

Und ganz andere Züge wiederum nimmt das Ereignis in der Erinnerung des späteren österreichischen Bundeskanzlers Bruno Kreisky (1911-1990) an, der als Fünfjähriger mit anderen Kindern aus den Wiener Bezirken Spalier stehen mußte: „Es war ein eiskalter, grausiger Tag, und wir froren entsetzlich. Als der Trauerkondukt endlich herankam, schien es mir, als fülle sich die ganze Welt mit Schwarz. Es war eine einzige Demonstration der Schwärze, und in den Gesichtern der Menschen waren Schmerz und Sorge zu lesen. Was mochte jetzt werden? Als ich nach Hause zurückkam, mußte ich meinen Mantel anbehalten, weil es keine Kohlen gab. Es war ein Tag der Kälte und Düsternis in jedem Sinne, und noch in der Erinnerung hat er etwas Unheilvolles.“¹⁴

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Ölbild von Franz v. Matsch, im Historischen Museum Wien. Fundort: Vocelka (wie Anm. 1), Abb. 11. Abb. 2: Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien. Fundort: Trost/Brandstätter (wie Anm. 13), S. 255. Abb. 3: Foto von Emilie Bieber, Hamburg 1913. Fundort: Von Lübecks Türmen, 1913, S. 305.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Gerhard Ahrens
Curtiusstraße 3
23568 Lübeck
E-Mail: archiv@luebeck.de

sche Geschichtsblätter 56, 1931, S. 112-155, sowie Ahasver v. Brandt, Das Ende der Hanseatischen Gemeinschaft, in: Ebd. 74, 1956, S. 65-96.

12 Steven Beller, Franz Joseph. Eine Biographie, Wien 1997, S. 188.

13 Zitiert bei Ernst Trost und Christian Brandstätter, Franz Joseph I., Wien usw. 1980, S. 258.

14 Bruno Kreisky, Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten, Berlin 1990, S. 24.

Eine Lübeckerin in Rom: Die Archäologin Margarete Gütschow (1871-1951)

Raffaella Bucolo

Im Jahre 1944 widmete die Schriftstellerin Gabriele von König Warthausen in der Zeitschrift „Die Frau“ Margarete Gütschow einen Artikel mit der Überschrift „Eine deutsche Archäologin in Rom“. Bereits in den ersten Zeilen wurde deutlich, dass die Autorin die Außergewöhnlichkeit der Wissenschaftlerin¹ sowohl in der Wahl ihres Faches als auch der darin erreichten Resultate herausstellen wollte, denn, wenn man Margarete Gütschow kannte, wurde klar, dass der Beruf der Archäologin, der seinerzeit nur von wenigen Frauen ausgeübt wurde, – nach Auffassung der Autorin – ein typisch weiblicher Beruf war, der Gewissenhaftigkeit, Langmut und Hingabe erforderte.² Es gab nur wenige Frauen, die damals eine universitäre Ausbildung besaßen und die Freiheit hatten, einen Beruf auszuüben, dessen Voraussetzungen sie durch ein Studium erreicht hatten; Margarete Gütschow widmete einen Großteil ihres Lebens der Forschung und war vor allem eine Archäologin.

Wilhelmine Margarete Gütschow wurde am 9. September 1871 auf Gut Niendorf bei Lübeck geboren.³ Die Familie gehörte zu den alteingesessenen der Stadt und konnte berühmte Vorfahren aufweisen. Mit dem Bekanntheitsgrad der väterlichen Vorfahren korrespondierte die Abkunft der mütterlichen Seite von den Fehlings, auch diese Vertreter eines der großen Häuser von Lübeck, erfolgreiche Handelsleute und in der Politik tätig.⁴ Für die Bedeutung der Familien Gütschow und Fehling spricht die Tatsache, dass Thomas Mann in seinem berühmten Roman „Die Buddenbrooks. Verfall einer Familie“ einige

1 Der vorliegende Artikel fasst die wichtigsten Ereignisse im Leben der Archäologin Margarete Gütschow zusammen. Eine umfangreichere Diskussion findet sich in der Monographie: Raffaella Bucolo, Margarete Gütschow. Biografia e studi di un'archeologa (Supplementi e Monografie della Rivista „Archeologia Classica“, 13-n.s. 10), Roma 2015. – Ich danke Sylvia Diebner für die Hilfe bei der Übersetzung des Textes.

2 Gabriele von König Warthausen, Eine deutsche Archäologin in Rom, in: Die Frau 51, 1944, S. 120-123; Martin Dennert, Margarete Gütschow, in: Stefan Heid, Martin Dennert (Hrsg.), Personenlexikon zur Christlichen Archäologie: Forscher und Persönlichkeiten vom 16.-21. Jahrhundert, Bd. I, Regensburg 2012, S. 629; Bucolo, wie Anm. 1, S. 149f.

3 Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1950, S. 662; Lothar Wickert, Beiträge zur Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts 1879 bis 1929 (Deutsches Archäologisches Institut, Geschichte und Dokumente, Bd. 2), Mainz 1979, S. 17; Dennert, wie Anm. 2, S. 629.

4 Gerhard Ahrens, Fehling-Familie, in: Alken Bruns (Hrsg.), Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten, Lübeck 1993, S. 117-118; Meike Kruse, Wo finde ich was? Handbuch zur Familien-, Personen- und Hausforschung im Archiv der Hansestadt Lübeck, Lübeck 2005, S. 133; Helmut Stubbe-da Luz, Gütschow, Anton Dietrich, in: Alken Bruns (Hrsg.), Neue Lübecker Lebensläufe, Lübeck 2009, S. 252-259; Bucolo, wie Anm. 1, S. 13-14.



Abb.1: Die Eltern Ludwig Theodor Gütschow und Ehefrau Elisabeth geb. Fehling; darunter das Guthaus Niendorf; rechts oben als Kinder: Hermann und Margarete (AHL, Familienarchiv Fehling I 29a; Scan: Bettina Hagemann).

Familienmitglieder als Vorbild für die Charakterisierung seiner Protagonisten genommen hat.⁵

Marie Elisabeth Fehling heiratete 1861 den Gutsbesitzer Theodor Ludwig Gütschow, Sohn des Arztes Carl Philipp Gütschow⁶. Die Familie von Theo-

5 Hans *Wysling*, Yvonne *Schmidlin* (Hrsg.), *Thomas Mann. Notizbücher 1-6*, Frankfurt am Main 1991, S. 191; *Thomas Specher*, *Thomas Mann. Briefe II, 1914-1923*, Frankfurt am Main 2004, S. 668; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 14.

6 Ellen *Hilmers*, *Die Chronik der Familie Gütschow*, Hamburg 1904, S. 127; *Archiv der Hansestadt Lübeck (=AHL), Amtsgericht, Testamente, T39/1886, f. 2. Über*

dor Gütschow und seiner Frau Marie war mit sechs Kindern gesegnet: Carl Johannes, Marie Adele, Elisabeth Marie Sophie, Hermann Anton, Wilhelmine Margarete und Johannes Adolph.⁷ Die Geschwister Gütschow gehörten zur gut-situierten Gesellschaft von Lübeck und hatten Umgang mit den besten Familien, wie den Cousins Fehling, den Schorers, den Wohlerts und nicht zuletzt der Familie zu Reventlow.

Franziska zu Reventlow schrieb mit der ihr eigenen scharfen Beobachtungsgabe in den an den Freund Emanuel Fehling gerichteten Briefen von ihren Ideen und Eindrücken, von ihrem ständigen Wunsch nach Freiheit, den nur wenige Gleichaltrige begreifen konnten. Anhand dieser Korrespondenz ist es möglich, einige Momente des Alltags dieser jungen Frau und der drei Schwestern Gütschow, Marie (Mietze), Else und Margarete (Grete), die in den Briefen der Franziska zu Reventlow häufig genannt sind, kennenzulernen.⁸

Franziska und Margarete waren gleichaltrig und beide besuchten das private Roquettesche Lehrerinnenseminar. In dem im Archiv des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin aufbewahrten Nachlass Gütschow befindet sich ein Klassenfoto mit der Aufschrift auf der Rückseite: „Fräulein Roquette mit unserem Seminar, 1892“.⁹

In eben diesen Jahren, in denen die Mädchen das Institut von Fräulein Roquette besuchten, wurde der Ibsenklub gegründet, ein liberaler Kreis von jungen Leuten, die aus den besten Familien Lübecks stammten und sich trafen, um über moderne Literatur zu diskutieren. Den Ibsenklub umgab eine gewisse skandalumwitterte Aura, die durch die Zugehörigkeit einiger Frauen genährt wurde,¹⁰ zu denen Franziska zu Reventlow und die Gütschows – unter denen Else aufgrund ihrer charismatischen Persönlichkeit hervorstach – zählten.

Mitglied im Ibsenklub wurde auch der im Jahre 1889 nach Lübeck gezogene dänische Maler Vilhelm Petersen, der später unter dem Pseudonym Willy Gretor

Carl Philipp Gütschow vgl. Karl-Heinz Reger, Horst Dilling, *Psychiatrie in Lübeck: Das 19. Jahrhundert*, Lübeck 1984, S. 61f. und 70-81.

7 Carl Johannes (6.5.1861-11.3.1871), Marie Adele (15.6.1864-1925), Elisabeth Marie Sophie (22.11.1865-11.2.1908), Hermann Anton (9.8.1868-?), Wilhelmine Margarete (9.9.1871-29.7.1951), Johannes Adolph (5.1.1873-1937); vgl. *Hilmers*, wie Anm. 6.

8 Martin-M. *Langner* (Hrsg.), *Franziska zu Reventlow. Jugendbriefe 1890 bis 1893*, Hamburg 2010; Kornelia *Küchmeister*, *Die Lübecker Zeit der Familie zu Reventlow*, in: Dies., Dörte Nicolaisen, Ulrike Wolff-Thomsen, «Alles möchte ich immer». Franziska Gräfin zu Reventlow 1871-1918, Göttingen 2010, S. 53f., Anm. 46.

9 In diesem Foto sind Margarete Gütschow und Franziska zu Reventlow festgehalten, wie sie sich umarmen; vgl. *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 17.

10 Alken *Bruns*, *Kulturfigur und Bürgerschreck. Ibsenrezeption in Lübeck um 1890*, in: Wolfgang Butt, Bernhard Gliencke (Hrsg.), *Der nahe Norden. Otto Oberholzer zum 65. Geburtstag. Eine Festschrift*, Frankfurt am Main 1985, S. 125-137; Ulrike *Wolff-Thomsen*, *Willy Gretor (1868-1923). Seine Rolle im internationalen Kunstbetrieb und Kunsthandel um 1900*, Kiel 2006, S. 24f.; *Küchmeister*, wie Anm. 8, S. 72-76; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 18f.

eine gewisse Bekanntheit erreichte.¹¹ Aufgrund seines freizügigen Verhaltens brachte der junge Künstler bald eine gewisse Unruhe in den Kreis; einige seiner Briefe aus dem Jahr 1890 belegen eine kurze amouröse Liaison mit Gretchen (Margarete) Gütschow, die durch eine ebenso kurze Verlobung mit Grete Fehling, Cousine von Gretchen, abgebrochen wurde. Im gleichen Jahr flüchtete Gretor mit Marie Schorer, einem anderen Mädchen aus Lübeck, nach Paris.¹²

In dem autobiografischen Roman der Franziska zu Reventlow „*Ellen Olestjerne*“ sind einige jugendliche Begebenheiten im Lübeck des ausgehenden 19. Jahrhundert geschildert. Im Roman lassen sich die Schwestern Gütschow unter dem Pseudonym der Seebalds wiedererkennen. Sie verließen aus unterschiedlichen Gründen Lübeck, so dass das Wohnhaus ohne sie für alle, die geblieben waren, leer und fremd erschien und man inzwischen ungern dort einkehrte.¹³

Das allgemeine kulturelle Umfeld und die Jugendfreundschaften, zu denen Franziska zu Reventlow zählte, hatten sicherlich einen ausschlaggebenden Einfluss auf die Berufswahl der zukünftigen Archäologin, deren hauptsächliche Vorbilder vermutlich die älteren Schwestern gewesen sind. Marie, die 1891 den Arzt Albert Plehn¹⁴ geheiratet hatte, versuchte, ihren Traum als Malerin zu verwirklichen, doch es war vor allem Else, die beharrlich ihr Ziel verfolgte und als Lehrerin arbeitete, um ihr Studium in Zürich und in Straßburg zu finanzieren, wo sie die erste Studentin an der Kaiser Wilhelms-Universität gewesen ist. Aufgrund ihrer Tatkraft und ihrer Intelligenz sehr geschätzt, hatte sie auch den „Radelklub“ frequentiert, dessen berühmtestes Mitglied Albert Schweitzer war. Nachdem sie ihr Dokorexamen in Geschichte abgelegt und ihre Dissertation veröffentlicht hatte, hatte sie den Kunsthistoriker Ernst Polaczek geheiratet.¹⁵

11 *Wolff-Thomsen*, wie Anm. 10, S. 24-26.

12 Ebd., S. 25f.; Ulrike *Wolff-Thomsen*, *Die Pariser Bohème (1889-1895)*. Ein autobiographischer Bericht der Malerin Rosa Pfäffinger, Kiel 2007, S. 46, 180f.; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 19-21; Ulrike *Wolff-Thomsen*, Franziska zu Reventlows bildkünstlerische Arbeit und ihre Integration in die Künstlernetzwerke Münchens, in: Kornelia Küchmeister, Dörte Nicolaisen, Ulrike Wolff-Thomsen, „Alles möchte ich immer“. Franziska Gräfin zu Reventlow 1871-1918, Göttingen 2010, S. 129-131.

13 *Küchmeister*, wie Anm. 8, S. 91; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 21f.

14 *Küchmeister*, wie Anm. 8, S. 65; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 21, 146. Albert Plehn (1861-1935) war Tropenmediziner. Seine beiden Schwestern, die Malerin Rose und die Zoologin Marianne, waren gute Freundinnen auch von Margarete Gütschow, vgl. *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 146f.

15 Else *Gütschow*, *Innocenz III. und England*, München 1904, S. 198f.; Helene *Lange*, Gertrud *Bäumer*, *Die Frau*. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit 11, 1904, S. 308; Natalia *Kulenkamp*, Else Gütschow Nachruf, in: *Lübeckische Blätter* 50, 1908, S. 173; Friedrich *Meinecke*, *Strassburg/Freiburg/Berlin 1901-1919*. Erinnerungen, Berlin 1949, S. 53; Gustav *Woytt* (Hrsg.), *Albert Schweitzer, Helene Breslau, Die Jahre von Lambarene. Briefe 1902-1912*, München 1992, S. 14, 371; *Sylvina Zander*, *Zum Nähen wenig Lust, sonst ein gutes Kind. Mädchenerziehung und Frauenbildung in Lübeck*, Lübeck 1996, S. 317; *Wolff-Thomsen*, wie Anm. 12, S. 161, 164, 168, 180-182; Rhena *Schweitzer Miller*, Gustav *Woytt* (Hrsg.), *The Albert Schweitzer – Helene Breslau Letters (1902-1912)*, New York 2003, S. 56; *Küchmeister*, wie Anm. 8, S. 65f; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 16, 19, 21, 25, 146, 148f.



Abb. 2: Margarete Gütschow als Vierunddreißigjährige in Nizza 1905 (Deutsches Archäologisches Institut, Berlin, Nachlass Gütschow).

1908 ist sie infolge von Komplikationen bei einer Geburt verstorben, wie Elly Heuss-Knapp in einigen Briefen schildert.¹⁶

Es gibt leider nur wenige Informationen über das Leben der Wissenschaftlerin Margarete Gütschow in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts. So wissen wir von einigen Reisen nach Frankreich und Italien, sowie nach Straßburg, wo ihre Schwester Else wohnte.¹⁷ In einem 1909 aus Freiburg an eine Tante gericht-

16 Hermann Rudolph (Hrsg.), Theodor Heuss/Elly Knapp. So bist Du mir Heimat geworden. Eine Liebesgeschichte in Briefen aus dem Anfang des Jahrhunderts, Stuttgart 1986, S. 433f.

17 Ebd., S. 218; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 25.

teten Brief sprach Margarete Gütschow von der Absicht, Deutschland zu verlassen und mindestens für sechs Monate nach Italien zu ziehen. In einem kurzen autobiografischen Schreiben, betitelt „Mein erstes Jahr in Rom“, das im Nachlass Gütschow des Archivs des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin verwahrt wird, sind Ereignisse des Jahres 1910 erwähnt, in dem Margarete als Gast bei deutschen Freundinnen in einer Villa in Florenz gelebt hat. Dort hatte sie sich dem Studium der Kunstgeschichte widmen können und überwand auf diese Art die Trauer über den Tod des Vaters und der Schwester Else.¹⁸ Der kurze Bericht kulminiert in der fast plötzlichen, doch auf Rat der Schwester Marie getroffenen Entscheidung, Rom zu besuchen, da sie Florenz inzwischen gut kannte. Margarete unterstrich, dass sie es damals als eine Verpflichtung ansah, abzureisen, während sie es doch eigentlich vorgezogen hätte, zu bleiben: ein Gedanke, der ihr nach Jahren, als Rom inzwischen ihre Heimat geworden war, doch sehr eigenartig erschien.



Abb. 3: Margarete Gütschow in Rom, wohl Ende der 1920er Jahre (Deutsches Archäologisches Institut, Berlin, Nachlass Gütschow).

Margarete Gütschow lebte zunächst von 1910 bis 1914 in Rom und war am Kaiserlich-Deutschen Archäologischen Institut als Mitarbeiterin von Eugen von Merklin beschäftigt, der mit der Fortführung und Integration des „Realkatalogs“ beauftragt war. Aus den „Jahresberichten“ des Instituts geht hervor, dass die Hilfe von Fräulein Gütschow in einem ersten Moment nur hin und wieder vonnöten war, doch dann bald kontinuierlich genutzt wurde.¹⁹ Elly Heuss-Knapp schrieb 1914 an ihren Vater, dass sie gemeinsam mit Grete Gütschow, die ihr viel über die antiken Monumente erklärt hätte, die neuen Ausgrabungen in Rom besichtigt hätte²⁰, und etwa für die gleiche Zeit erinnerte sich Paula Philippson in ihrer Schrift „Mein Weg zum Griechentum“, die Freundin Margarete Gütschow anlässlich einer Italienreise getroffen zu haben.²¹

18 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 25f.

19 Jahresberichte des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts 1911-1914, vgl. *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 26f.

20 Margarethe *Vater* (Hrsg.), *Bürgerin zweier Welten*. Elly Heuss-Knapp. Ein Leben in Briefen und Aufzeichnungen, Stuttgart-Hamburg 1961, S. 136-137; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 29.

21 Karl *Gutzmer*, *Die Philippsons in Bonn*. Deutsch-jüdische Schicksalslinien 1862-1980. Dokumentation einer Ausstellung in der Universitätsbibliothek Bonn 1989,

Der Beginn des Krieges und die Schließung des Instituts führten Margarete nach Deutschland zurück, doch ihr Interesse an der Archäologie nahm nicht ab, im Gegenteil: es konkretisierte sich ihr Wunsch, die Materie zu vertiefen. In jenen Jahren begannen in der Tat ihre Universitätsstudien unter der Leitung von Friedrich Noack, Professor für Klassische Archäologie an der Universität von Berlin, dessen Veranstaltungen sie zu besuchen begann, obwohl sie bereits das Alter von vierzig Jahren überschritten hatte. Vom 6. Mai 1918 bis zum 18. April 1921 war Margarete an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin in der Philosophischen Fakultät im Fach Klassische Archäologie regulär immatrikuliert.²²

Es begannen ihre ersten Recherchen, wie z. B. zur Biographie von Carl Haller von Hallerstein bis hin zur Publikation eines Artikels „Untersuchungen zum korinthischen Kapitell“ (1921).²³ In den Berliner Jahren zwischen 1922 und 1924 wurde Margarete Gütschow Mitglied in zwei bedeutenden archäologischen Vereinen, in der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ und vor allem in der „Archäologischen Gesellschaft zu Berlin“, in der sie – nur mit einer kurzen Unterbrechung – bis 1943 Mitglied blieb.²⁴

In die frühen 1920er Jahre fällt die Bekanntschaft mit dem Archäologen Gerhart Rodenwaldt, der Gütschows Interessen, Studien und weiteren Werdegang wesentlich bestimmen sollte. Rodenwaldt hatte im Jahre 1920 von seinem Lehrer Carl Robert die Leitung des Projektes „Die antiken Sarkophagreliefs“ übernommen, und vermutlich nicht viel später begann Fräulein Gütschow ihre Mitarbeit am „Corpus der antiken Sarkophagreliefs“, da sie im Jahre 1925 im „Jahresbericht“ des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches erwähnt wurde, und zwar mit der Aufgabe, Fotografien zu erwerben und in Rom alle Stücke ausfindig zu machen, die sich auf Grabskulpturen außerhalb der in den Museen verwahrten bezogen.²⁵

1925 begann ihre systematische Suche nach Stücken entlang der Straßen der Ewigen Stadt, in den Privatsammlungen, in den Kreuzgängen der Kirchen und im Antiquitätenhandel. Auf diese Weise entstand eine bedeutende Sammlung nicht nur von Informationen, sondern auch von fotografischem Material, das in die „Kartothek der Sarkophage“ einzufügen war.²⁶

Aus der bereits seit 1927 dokumentierten, dichten Korrespondenz zwischen Rodenwaldt und Gütschow geht deutlich hervor, wie emsig die Wissenschaftle-

Bonn 1991, S. 153.

22 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 32.

23 Margarete Gütschow, Untersuchungen zum korinthischen Kapitelle, in: Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 36 (1921), S. 44-83; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 33f.

24 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 33.

25 Jahresberichte des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches 1926-1930, vgl. *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 36f.

26 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 36. Viele Dokumente über die „Kartothek der Sarkophage“ sind im Archiv des Deutschen Archäologischen Instituts Rom erhalten, vgl. Sarkophag Werk – Gütschow (1925-1931).

rin damit beschäftigt war, die für Studien des Professors notwendigen Abbildungen ausfindig zu machen sowie diesem spezifische Informationen zukommen zu lassen oder spezielle in Autopsie festgestellte Vergleichsergebnisse aus den römischen Museen mitzuteilen.²⁷

Die Suchaktionen von Margarete Gütschow waren jedoch nicht allein auf die spezifischen Interessen von Rodenwaldt, sondern auch auf das Projekt der Revision des zweiten Bandes von „Antike Bildwerke in Rom“ ausgerichtet, mit dem die Autoren, die beiden gebürtigen Lübecker Friedrich Matz und Friedrich von Duhn, einen außerordentlichen topografischen Katalog mit zusammenfassenden Beschreibungen aller Sarkophage, verfasst hatten. Aufgenommen waren darin sowohl die vollständig erhaltenen als auch die fragmentierten Stücke, die in den Straßen von Rom und seinen Palästen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sichtbar waren.²⁸ Margarete Gütschow folgte den beiden Wissenschaftlern auf dem Fuße, besuchte die gleichen Orte und notierte, welche Werke noch vorhanden, welche verloren waren. Im Jahresbericht 1930-1931 des Instituts finden die Bemühungen von Fräulein Gütschow um die Fertigstellung des zweiten Bandes der „Antike Bildwerke in Rom“ besondere Erwähnung. In die Fotothek des Instituts in Rom sind 487 Fotografien aufgenommen, die vermutlich aus den Recherchen Gütschows stammen und die für die Dokumentation des seinerzeit in Rom und in Latium erhaltenen (und inzwischen nicht mehr existierenden) Bestandes an Sarkophagen und deren Erhaltungszustand äußerst nützlich sind.²⁹

Die wichtige Rolle, die Margarete Gütschow im Rahmen des Sarkophagcorpus gespielt hat, brachte ihr im Jahre 1928 die Ernennung zum Korrespondierenden Mitglied des Archäologischen Instituts ein, wobei das Fehlen einer vollständigen akademischen Ausbildung, d. h. des Dokortitels, also keine Rolle spielte, wie aus einem an den Generalsekretär der Direktion gerichteten Dokument hervorgeht.³⁰

Die große Kompetenz von Margarete Gütschow begann nach und nach allgemein bekannt zu werden, und auch ein Aby Warburg legte Wert auf ihr Urteil. Wie aus der im Warburg-Institute in London aufbewahrten Korrespondenz hervorgeht, wurde die Wissenschaftlerin auch in dessen Projekt „Bilderatlas Mnemosyne“ miteingebunden. Im Römischen Tagebuch von Warburg und seiner Assistentin Gertrud Bing ist Margarete Gütschow häufig genannt, und auf sie

27 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 37.

28 Friedrich *Matz*, Friedrich *von Duhn*, *Antike Bildwerke in Rom*, 3 Bände, Leipzig 1881-1882. *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 39.

29 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 40f.; Raffaella *Bucolo*, *The contribution of Margarete Gütschow to Sarkophag-Corpus: surveys and photographic documentation in Rome and Lazio between 1925 and 1933*, in: IV. Congreso Internacional de Historia de la Arqueología Madrid (Museo Arqueológico Nacional, 11-13 diciembre 2014), in Kürze erscheinend.

30 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 39, 153f..

bezog sich auch das Projekt einer Vorlesung sowie die Vervollständigung der archäologischen Abteilung der „Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg“.³¹

Gleichzeitig mit ihrer Beschäftigung beim Archäologischen Institut in Rom brachte Margarete Gütschow ihre eigenen Recherchen in relativ kurzem Zeitraum voran; zwischen 1928 und 1934 publizierte sie sechs Beiträge zur Grabskulptur, die inzwischen ihr bevorzugtes Thema geworden war, und beschäftigte sich hauptsächlich mit deren ikonographischer Interpretation. Dies gilt z. B. für den Kindersarkophag im Kreuzgang der Basilika S. Paul fuori le mura. Er wurde von Margarete Gütschow überhaupt erstmals publiziert; dargestellt ist hier die Verabschiedung des kleinen Achill von seinem Vater.³²

Wenige Jahre später erschien der interessante Beitrag „Sarkophag-Studien“, in dem die Autorin einige Überlegungen, inklusive Vergleichsbeispiele und Chronologien vor allem zu einer Gruppe von Sarkophagen lokaler Produktion aus Albano mit ähnlichen Charakteristika äußerte.³³ Auch dieser Text war das



Abb. 4: Sarkophag im Museo delle Catacombe di Pretestato (Pontificia Commissione di Archeologia Sacra, Fotoarchiv).

31 Maurizio Ghelardi (Hrsg.), *Aby Warburg – Gertrud Bing, Diario Romano (1928-1929)*, Torino 2005, S. 84; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 64.

32 Margarete Gütschow, Ein Kindersarkophag mit Darstellung aus der Argonautensage, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Römische Abteilung* 43 (1928), S. 256-277; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 71-77.

33 Margarete Gütschow, Sarkophag-Studien I, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Römische Abteilung* 46 (1931), S. 90-118; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 83-88.

Resultat beharrlicher Recherche und vergleichender Arbeit, wie sie die Wissenschaftlerin im Bereich von Latium akribisch durchführte und die ihre eigenen Kenntnisse so stark erweitert hatten.

Ihre nunmehr anerkannte und geschätzte Erfahrung führte Margarete Gütschow auch zu einer Mitarbeit an der Publikation von Hans Beyer und Hans Lietzmann über die jüdischen Katakomben der Villa Torlonia in Rom. Hierfür widmete sie sich dem Studium und der Katalogisierung all jener Sarkophagfragmente, die in den Grabgängen gefunden, jedoch aufgrund ihrer Darstellungen für heidnisch angesehen worden waren.³⁴ Die letzten beiden Artikel, an denen Margarete Gütschow gearbeitet hat, erschienen 1932 und 1934 und hatten zwei Grabreliefs aus den Prätextat-Katakomben zum Thema.³⁵

Der Name von Margarete Gütschow war und ist noch heute eng mit dieser Katakombe, der sie ihre ganze Kraft und ihr Interesse mit großer Opferbereitschaft gewidmet hat, verbunden. Der Pfarrer Johannes Kessler schrieb in einer sicherlich etwas romanhaft ausgestalteten Erzählung einer eigenen Reise nach Rom, wie dieses Fräulein eines Tages in der Gegend, in der sich die Prätextat-Katakombe befindet, in der Nähe eines Hauses einen Berg Abfall gesehen hätte. Sie habe sofort bemerkt, dass es sich um eine Halde von Marmorfragmenten größter Qualität handelte und habe die Päpstliche Kommission für Christliche Archäologie darum ersucht, dort arbeiten zu dürfen.³⁶ Die Arbeit bei der Prätextat-Katakombe fügte sich bestens in ihre Interessen und ihre Aufgabe ein, die sie im Rahmen des „Sarkophag-Corpus“-Projektes übernommen hatte. Im Juni 1929 wurde mit der Zusammensetzung der Fragmente heidnischer Sarkophage begonnen, und schon im ersten Moment nahmen an dieser Aktion zwei weitere, an das Archäologische Institut gebundene Wissenschaftler teil, nämlich Oskar Thulin und Hans Ulrich von Schönebeck.³⁷

Margarete Gütschow erinnerte in der Einleitung ihres Buches „Das Museum der Prätextat-Katakombe“ an die unterschiedlichen Restaurierungsphasen der Marmorfragmente, die zunächst in Gruppen unterteilt und nach formalen und materialgebundenen Ähnlichkeiten sortiert worden waren. Dieser erste Schritt ließ vor allem das Vorhandensein von fünf Sarkophagen auffälliger Größe und Qualität erkennen, die sich einer reichen Auftraggeberschicht zuweisen ließen.

34 Margarete Gütschow, Die Sarkophage, in: Hans Beyer, Hans Lietzmann, Die Jüdische Katakombe der Villa Torlonia in Rom, Berlin 1930, S. 42-44; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 77-83.

35 Margarete Gütschow, Eine Relieftafel aus der Katakombe des „Praetextatus“, in: *Rivista di Archeologia Cristiana* 9 (1932), S. 119-145; *dies.*, Pelias und seine Töchter, in: *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Römische Abteilung* 49 (1934), S. 295-304; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 88-96.

36 Johannes Kessler (1845-1944) war Pfarrer der Lukaskirche in Dresden und reiste nach Italien im Jahre 1934: Johannes Kessler, Ich schwöre mir ewige Jugend, Leipzig 1935, S. 333-334; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 98; 111-112.

37 Martin Dennert, Hans Ulrich von Schönebeck, in: Stefan Heid, Martin Dennert (Hrsg.), *Personenlexikon zur Christlichen Archäologie: Forscher und Persönlichkeiten vom 16.-21. Jahrhundert*, Bd. II, Regensburg 2012, S. 1142f.; Stefan Heid, Oskar Thulin, in: *Ebd.*, S. 1233f.; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 100.

Dazu gehört der Sarkophag vom Typus „a lenós“ mit Nereidendarstellung, weiterhin derjenige attischer Produktion mit Eroten, ebenfalls der Sarkophag mit der monumentalen Wildschweinjagd-Szene, derjenige des „Architekten“ in Hausform, und vor allem der Sarkophag des Ehepaares, der dank seiner Porträts von Margarete Gütschow selbst später als bedeutendes Werk der Bestattung von Kaiser Balbinus im Jahre 238 n. Chr. erkannt worden ist.³⁸

Alle Sarkophage wurden einer Restaurierung durch Handwerker und Grabspezialisten der Päpstlichen Kommission für Christliche Archäologie unterzogen. Am 13. Februar 1930 wurde im Beisein des von Papst Pius XI. entsandten Kardinals Cerretti das Museum bei der Prätexat-Katakombe offiziell eröffnet. Es enthielt rekonstruierte Sarkophage und verschiedenste Fragmente, die an den Wänden des an ein Atrium eines römischen Hauses erinnernden Antiquariums angebracht worden waren. Die Arbeiten zur Einrichtung des Museums setzten sich bis 1932 fort, da die Masse der noch unterzubringenden Materialien so groß war.³⁹

Die größte Anerkennung, die Margarete Gütschow für ihre Arbeit zuteil wurde, war die am 25. Juni 1935 erfolgte Ernennung zum Ordentlichen Mitglied des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches.⁴⁰ In einem handschriftlichen Dokument des Institutspräsidenten Theodor Wiegand sind kurz die Gründe aufgezählt, die ihre Ernennung zum Ordentlichen Mitglied erlaubten: sie habe sehr viel Energie auf das Studium der antiken Sarkophage von Rom und speziell derjenigen aus der Prätexat-Katakombe verwandt. Bei einem Alter von über 60 Jahren verdiene sie eine Anerkennung, da sie ihr Leben der Arbeit gewidmet habe und aufgrund der erzielten Erfolge ihr Name vor allem im Institut und nunmehr auch in ganz Italien bekannt sei.⁴¹

„Das Museum der Prätexat-Katakombe“ ist in den „Memorie degli Atti della Pontificia Commissione Romana di Archeologia“ von 1938 publiziert. Es handelt sich um einen regelrechten Katalog, in dem Margarete Gütschow eine detaillierte Analyse aller Marmorfragmente vorlegt und dabei einige allgemeine Besonderheiten auf ikonographischem und auf stilistischem Gebiet benennt.⁴² Noch

38 Raffaella *Bucolo*, Le campagne di Margarete Gütschow per il restauro dei sarcofagi classici e cristiani del Museo delle Catacombe di Pretestato, in: Mario Micheli (Hrsg.), 1860-1970. Il restauro archeologico in Italia. Fonti storiche e pratiche disciplinari (ACS, Nuova Serie 5), Roma 2015, S. 241-252; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 102, 118-122.

39 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 105-110; *dies.*, Margarete Gütschow e i sarcofagi „classici“ della Catacomba di Pretestato. Restauri e musealizzazione attraverso alcuni documenti della Pontificia Commissione di Archeologia Sacra, in: *Rivista di Archeologia Cristiana* 91 (2015), S. 91-108.

40 Irma *Wehgartner*, Spurensuche: Frauen in der Klassischen Archäologie vor dem 1. Weltkrieg, in: Julia K. Koch, Eva-Maria Mertens (Hrsg.), *Eine Dame zwischen 500 Herren*, Münster 2002, S. 276; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 112.

41 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 113.

42 Margarete *Gütschow*, Das Museum der Prätexat-Katakombe, in: *Atti della Pontificia Accademia Romana di Archeologia. Memorie*, III, 4, n. 2, 1938, S. 29-268; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 113-126.

heute stellt dieser Katalog für die hierin gefundenen Bezüge und Vergleiche einen gültigen Text dar.

Professor Rodenwaldt, der inzwischen von den wissenschaftlichen Qualitäten seiner Assistentin überzeugt war, übertrug ihr einen Band des „Corpus der Sarkophage“, nämlich denjenigen mit dem Thema der Jahreszeitendarstellungen.⁴³ Die offizielle Auftragsvergabe erfolgte in den einleitenden Zeilen des Bandes von Andreas Rumpf über die Sarkophage mit Meereswesendarstellungen. Hierin wurde Margarete Gütschow mehrfach für ihre bisher geleistete, äußerst nützliche Arbeit gedankt.⁴⁴

Spezielle Bezüge auf das Werk über die Jahreszeitensarkophage finden sich in einigen zwischen Gerhart Rodenwaldt und Margarete Gütschow gewechselten Briefen aus dem Jahre 1938. Demnach begann George Hanfmann in jenen Jahren eine recht ähnliche Untersuchung und schrieb an Gütschow, dass er von Rodenwaldt bereits über ihren fortgeschrittenen Einsatz informiert worden sei.⁴⁵

Sie war voller Hoffnung, ihre Arbeit trotz zahlreicher gesundheitlicher Probleme, die das Alter mit sich brachte, und der Dramatik der Stunde fortsetzen zu können. Im Februar 1940 musste Martin Schede, zu jener Zeit Präsident des Archäologischen Institut des Deutschen Reiches, ein Zertifikat zugunsten von Margarete Gütschow ausstellen, damit sie ein Visum erhielt, das ihr eine Rückkehr aus Deutschland nach Italien ermöglichen würde.⁴⁶ Motiviert wurde das Gesuch mit der Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit, die Margarete Gütschow seit 1910 in Rom für das Institut geleistet habe.

Ein Jahr später begann Armin von Gerkan, in jener Zeit Erster Direktor der Abteilung Rom des Archäologischen Instituts, einige Briefe an Rodenwaldt zu richten, in denen er seiner Überraschung bezüglich der Situation von Margarete Gütschow Ausdruck verlieh, die schwerlich in Rom weiterleben könne, auch weil – kriegsbedingt – die allgemeinen Bedingungen immer schwieriger würden. Von Gerkan bestätigte, dass Margarete Gütschow den Gedanken nicht akzeptiere, nicht mehr genug Kraft für die Arbeit zu besitzen, obwohl sie in das Haus der Deutschen Diakonissen gezogen sei, um dort die richtige Hilfe zu erhalten. Von Gerkan war sich nicht sicher, inwieweit der Gesundheitszu-

43 Die Allegorie der vier Jahreszeiten ist ein ikonographisches Motiv auf kaiserzeitlichen Sarkophagen und Sarkophagdeckeln. Leider hat Margarete Gütschow dieses Buch nicht beendet: Deutsches Archäologisches Institut Berlin, Archiv der Zentrale: Margarete Gütschow, Handschriftliche Kartei von M. Gütschow als Vorarbeit zu Die antiken Sargreliefs (=ASR) V.4; vgl. Peter Kranz, Jahreszeiten-Sarkophage. Entwicklung und Ikonographie des Motivs der vier Jahreszeiten auf kaiserzeitlichen Sarkophagen und Sarkophagdeckeln (ASR V.4), Berlin 1984.

44 Andreas Rumpf, Die Meerwesen auf den antiken Sarkophagreliefs (ASR V.1), Berlin 1939, S. XI; Bucolo, wie Anm. 1, S. 37, 151.

45 George M. A. Hanfmann, The Season Sarcophagus in Dumbarton Oaks, Cambridge 1951, I, S. VI; Bucolo, wie Anm. 1, S. 128.

46 Deutsches Archäologisches Institut Berlin, Archiv der Zentrale, Biographica Mappe, Margarete Gütschow, Bescheinigung zum Zweck der Erlangung eines Ausreisewisums aus Deutschland zur Rückkehr nach Italien, 20.2.1940; vgl. Bucolo, wie Anm. 1, S. 129; 176f.

stand und das Alter Margarete Gütschow ermöglichen würden, die Recherchen wirklich fortzusetzen, und fragte ganz offen, ob Rodenwaldt das Alter von Frau Gütschow, nämlich 71 Jahre, kenne. Ein langer Brief von Margarete Gütschow an Rodenwaldt lässt erkennen, wie realistisch das Bild war, das von Gerkan von ihr entworfen hatte und wie fest sie davon überzeugt war, ihr Buch über die Jahreszeitensarkophage weiter schreiben zu können.⁴⁷

Die Illusion, dass sich nichts verändert hätte, ging allerdings bald verloren, und im September 1943 war der Bruch der Allianz mit Deutschland vollzogen. Es folgte die deutsche Besetzung von Rom, was die Situation für alle diejenigen, die am Archäologischen Institut für viele Jahre gearbeitet hatten, vollkommen veränderte. Hitler persönlich entschied die Schließung aller deutschen Institutionen in Rom. Wohlbekannt ist der Abtransport aller Bücher des Archäologischen Instituts in die Salzminen von Bad Aussee in Österreich.⁴⁸

In der Zwischenzeit war Margarete Gütschow nach Deutschland zurückgekehrt, und mit einer Postkarte vom Juni 1944, die sie von Gerkan an die Berliner Zentrale zusandte, gab sie offiziell als ordentliches Mitglied ihre neue Adresse als bei Graf Carl zu Reventlow in Damp an.⁴⁹ Dieser Jugendfreund hatte in der Tat beschlossen, die alte Dame zu beherbergen und ihr damit zu ermöglichen, in ihre alte Heimat zurückzukehren.

Margarete Gütschow hatte Verwandte in Hamburg, und im „Nachlass“ in Berlin ist Korrespondenz mit einigen Cousins, wie Ada Plitt, erhalten, die sich jedoch nicht um sie kümmern konnten. In Briefen werden selten die Söhne des älteren Bruders und die Schwägerin genannt, zu denen sie, wie Margarete Gütschow selbst schrieb, keinen guten Draht hatte. Der jüngere Bruder Hans arbeitete für die „Cuba Grapefruit Co. Inc.“, erlitt jedoch im Jahre 1937 einen tödlichen Unfall. Seine Tochter Grete, die nach Amerika auswanderte, ist häufig in der Korrespondenz von Margarete Gütschow erwähnt.⁵⁰

Auf Gut Damp hatten in Kriegszeiten einige Verwandte und weitere Bekannte Zuflucht gefunden; Margarete Gütschow dankte den Reventlows und erinnerte an die langjährige Freundschaft mit dem Grafen und an die Tatsache, dass auch ihre Schwester eng mit dessen Familie verbunden war. Die Rückkehr nach Deutschland tat dem Wunsch, das eigene Buch über die Jahreszeitensarkophage zu Ende zu bringen, keinen Abbruch, und so schrieb Margarete Gütschow weiter, obwohl Rodenwaldt im April 1945 verstorben war.⁵¹

47 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 129-131.

48 Besonders vgl.: Thomas *Fröhlich*, Das Deutsche Archäologische Institut in Rom in der Kriegs- und Nachkriegszeit bis zur Wiedereröffnung 1953, in: Michael Matheus (Hrsg.), Deutsche Forschungs- und Kulturinstitute in Rom in der Nachkriegszeit, Tübingen 2007, S. 139-179.

49 Vgl.: Deutsches Archäologisches Institut Berlin, Archiv der Zentrale, Biographica Mappe, Margarete Gütschow, Rom 16.6.1944; vgl. *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 132.

50 *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 132-133.

51 Esther S. *Sinderhauf*, „Am Schaltwerk der deutschen Archäologie“ – Gerhart Rodenwaldts Wirken in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts, 123.2008 (2009), S. 346-349; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 133.

Ein Jahr nach Kriegsende entschied die Philosophische Fakultät der Universität Hamburg, Margarete Gütschow den Dokortitel „honoris causa“ zu verleihen. Das entsprechende Diplom sollte ihr vom alten Freund Eugen von Merklin nach Damp gebracht werden.⁵² In den Papieren von Margarete Gütschow sind zahlreiche Gratulationsbriefe von Freunden und Kollegen des Archäologischen Instituts zu dieser lang erwarteten Ehrung erhalten.

In den Nachkriegsjahren wohnte Margarete Gütschow weiterhin in Damp, doch befand sie sich in großen Geldnöten. Im August 1950 wandten sich die Cousine, Margarete Fehling Brodmann, und die Nichte, Margarete Brodmann, mit der ausdrücklichen Bitte an die Universität Hamburg, eine Unterstützung für die Archäologin Margarete Gütschow zu genehmigen, die im Alter von fast 80 Jahren ein knappes Jahr später, am 29. Juli 1951, in Schleswig gestorben ist.⁵³

Anschrift der Autorin:

Dr. Raffaella Bucolo
Via S. Pincherle 169
00146 Roma/Italien
E-Mail: r.bucolo@libero.it

52 *Dennert*, wie Anm. 2, S. 629; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 134f.

53 *Gnomon* 23, 1951, S. 408; *Wickert*, wie Anm. 3, S. 175; *Dennert*, wie Anm. 2, S. 629; *Bucolo*, wie Anm. 1, S. 135-136.

Die Handweberei von Alen Müller-Hellwig im Lübecker Burgtor 1926-66

Mitgeteilt von Antjekathrin Graßmann

Vorbemerkung

Im Folgenden wird der von Alen Müller-Hellwig selbst verfasste Bericht über ihre Werkstatt abgedruckt. Er liegt in maschinenschriftlicher Form in dem vom Archiv der Hansestadt Lübeck verwahrten Nachlaß Abram Enns (Nr. 66) vor und ist vor fünfzig Jahren vervielfältigt in beschränkter Anzahl an eine Gruppe ehemaliger Mitarbeiterinnen und im Freundeskreis verteilt worden. Als Zeitdokument und Quelle zur lübeckischen Geschichte soll er hier einer größeren Öffentlichkeit vorgestellt werden. Da er für sich selbst spricht, wurde auf Kommentare verzichtet. Die Originalform ist daher nicht verändert worden, ebenso wurden die von der Verfasserin ausgewählten Abbildungen beibehalten. Nur der ursprüngliche Titel (Bericht über die Werkstatt für Handweberei Alen Müller-Hellwig 1926-66) wurde durch eine etwas griffigere Formulierung ersetzt.

*

Die Niederschrift dieses Berichtes ist dem gelegentlich geäußerten Wunsch einiger früherer Mitarbeiterinnen zu verdanken, die Näheres über die Entstehung und den Werdegang meiner Werkstatt erfahren wollten. So möchte ich versuchen, einiges darüber aufzuzeichnen.

In jungen Jahren glaubte ich, der Mensch komme aus eigener Veranlagung zu seinem Beruf. Reifer geworden, bin ich aber zu der Überzeugung gekommen, daß man viel auch seinen Vorfahren verdankt. Soviel mir bekannt, war keiner meiner Vorfahren Handwerker, jedoch hatten mehrere lebhaftes Interesse an Kunst und Handwerk. So gründete ein Vorfahre väterlicherseits auf dem Gut Stockelsdorf bei Lübeck eine Fayence-Manu-



Abb. 1: Burgtor und (rechts) Burgtorhaus zu Lübeck.

faktur und zog den Eutiner Maler Tischbein heran als Entwerfer von Kacheln, Schalen und Tischplatten. Sein Schwiegersohn war der Bürgermeister Nölting, der dem Maler Carl Julius Milde aus Hamburg nach Lübeck einlud und ihn für die lübeckischen Altertümer zu interessieren verstand. Nöltings Enkel war mein Großvater Dr. Ludwig Müller, dessen Frau mit Begeisterung Blumen malte. Von ihr besitze ich eine Mappe mit bezaubernden Blumenstücken in Gouache und das in Lübeck einzig existierende Bild von einem Stück der alten Stadtmauer. Ihre Schwester Marie Heycke beschenkte alle ihre Nichten und Neffen mit selbstbemaltem Porzellan.

Der Arzt Nicolaus Hinrich Brehmer (1765-1822), sein Sohn der Bürgermeister Heinrich Brehmer und dessen Söhne Wilhelm und Dr. Adolf Brehmer waren alle eifrige Botaniker und Lübeck-Forscher. Dr. Adolf Brehmer war mein Großvater. Er besaß einen großen Garten vor dem Burgtore mit seltenen Blumen und Pflanzen und einem Gewächshaus. Seine besondere Liebe gehörte alter Lübecker Handwerkskunst, die er sammelte. Er förderte das ansässige Handwerk und war ehrenamtlicher Rechtsberater der Gewerbekammer, die er selbst begründet hatte. Aus Interesse an der Förderung des Handwerkerstandes gründete er die Gewerbeschule, die Baugewerbeschule, die Frauengewerbeschule und das Gewerbe-Museum. Folgendes ist kennzeichnend für ihn: Zu seinem Geburtstag mussten seine sechs Töchter nach den „Siebmacherschen Kreuzstichmustern“ für ihn Tischdecken, Servietten, Überschlaglaken und Kopfkissen besticken, oder er regte sie an, selbst Stickmuster zu entwerfen.

Meine Mutter malte und zeichnete mit großer Hingebung und Liebe und erhielt eine künstlerische Ausbildung. In Berlin nahm sie u. a. bei dem Maler Leistikow Mal- und Zeichenunterricht. Sie erlernte auch das Bildweben und fertigte für ihre Arbeiten selbst Entwürfe an. Ihr Bildteppich „Der große und der kleine Bär“, den ich besitze, hat heute noch künstlerische Gültigkeit. Mein Vater war als höherer Beamter mehr praktisch und organisatorisch veranlagt. Der Kunst brachte er große Ehrfurcht und Liebe entgegen, war nicht selbst ausübend tätig. Meine Ausbildung hat er mit Verständnis und großzügig gefördert.

Von entscheidender Bedeutung für mein Leben und meine Arbeit wurde die Freundschaft meines Großvaters mit Justus Brinckmann, dem Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg, mit dem er zusammen studiert hatte. Brinckmanns Anregung war die Gründung der Webschule in Scherrebek, Nordschleswig, zu verdanken. Sie hat von 1896 bis 1902 bestanden. Von dieser Schule ging die Wiederbelebung der Handweberei in Norddeutschland aus. Brinckmann verstand es, bei seinen Töchtern Interesse für das Webandwerk zu wecken. Seine älteste Tochter Maria war die erste Leiterin dieser Schule. Ihre Schwestern Ida und Carlotta lernten ebenfalls weben und alte Bildteppiche zu restaurieren. Die Freundschaft der beiden Männer brachte es mit sich, daß sich auch die beiden kinderreichen Familien anfreundeten. So kam es, daß meine Mutter und ihre ältere Schwester Margarete durch ihre Freundschaft mit Maria Brinckmann angeregt wurden, das Weben zu erlernen. Auch für mich sollte diese Verbindung von bestimmender Bedeutung werden.

Ich wurde in Lauenburg in Pommern¹ geboren, verlebte meine Kindheit und meine Schuljahre aber in Itzehoe, Jena und Burg bei Magdeburg, da mein Vater als Bürgermeister mehrmals versetzt wurde. Durch diese Umstände waren die Jahre meiner Kindheit recht bewegt und unruhig. Schon früh zeigte sich bei mir die Liebe zu Blumen und Pflanzen, die ich gerne zeichnete und malte. Dies wurde von meiner Mutter unterstützt, die wohl eine künstlerische Begabung bei mir zu erkennen glaubte, wie es das liebende Auge einer Mutter eben tut. Daher ließen meine Eltern es auch gewähren, als ich später anfing Muster zu entwerfen und den Wunsch hatte zur Kunstgewerbeschule zu gehen.

Das Kriegsende und den Zusammenbruch im November 1918 erlebte ich in Berlin. Hatte ich schon während des Krieges erleben müssen, was Not und Hunger bedeuten, so erfuhr ich doch erst, was Leid ist, als mein Vater, der als Rittmeister im Felde gewesen war, im Dezember als kranker und gebrochener Mann heimkehrte. Um das große Zeitgeschehen zu begreifen, dazu war ich noch zu jung. An mich trat nun aber die Notwendigkeit heran, einen Beruf zu ergreifen. Meinen Neigungen entsprechend sollte ich die Kunstgewerbeschule in Hamburg besuchen. Alle Klassen als Zeichner und Entwerfer waren von jungen, aus dem Kriege heimgekehrten Männern besetzt. Ich wurde aber in die Web- und Stickklasse aufgenommen, die Maria Brinckmann leitete, ich wurde ihre Schülerin. Damit begann Ostern 1920 meine Berufsausbildung. Ich war 18 Jahre alt.

Die erste Zeit war für mich sehr schwer, da ich handwerklich noch ganz unerfahren war und mir für das akkurate Sticken von Dreiecken und Linien die Geduld fehlte. Als ich aber nach den Ferien mit einer Mappe eigener Entwürfe ankam, da machte mir deren Ausführung große Freude, und mir wuchs auch die Geduld dazu. So entstanden Kreuzstickkissen und Applikationen sowie ganz feine Tüllstickereien, für die ich eine eigene Technik ersann. Da ich angeblich zum Weben nicht kräftig genug wäre, durfte ich nicht ans Weben. Ich versuchte es aber heimlich an Arbeiten von Mitschülerinnen. Damals gab es an den Hochwebstühlen in Hamburg noch keine Trittvorrichtung. Alle Fäden mußten mit der Hand ergriffen werden. Flachgewebt wurde nur selten und mit nur zwei Tritten. Alles war noch recht primitiv.

Was ich aber bei Paul Helms, dem Leiter der Textilabteilung der Schule lernte, war ein gründliches Naturstudium, das Durcharbeiten eines Entwurfes und das Auswiegen der Flächen sowie die Berücksichtigung der Technik schon bei der Planung eines Entwurfes, damit Form, Farbe und Technik in Einklang stehen. So bekam ich einen Begriff von handwerklicher Gestaltung und lernte die Leistung handwerklicher Arbeit achten. Maria Brinckmann lehrte mich auch technisch einwandfrei arbeiten, sie vermittelte mir die Kenntnis mancher alter handwerklicher Fertigkeiten und jetzt fast unbekannter Techniken des Stickens, Flechtens und Brettchenwebens. Ebenso regte sie mich an zu Versuchen eigener technischer und gestalterischer Lösungen. Im Ganzen erhielt ich in jenen drei Jahren an der Hamburger Kunstgewerbeschule gute Grundkenntnisse und Fertigkeiten für meine weitere Arbeit, und ich denke mit Dankbarkeit an diese Zeit

¹ Geb. 7. Oktober 1901 in Lauenburg/Pommern (heute Lębork), gest. 9. Dezember 1993 Lübeck.

zurück, die mit der Gesellenprüfung im Stickerhandwerk vor der Hamburger Innung ihren Abschluß fand.

Manche Enttäuschung brachten mir dagegen die nun folgenden zwei Semester an der Kunstgewerbeschule zu München. Waren schon in Hamburg die äußeren Umstände durch wirtschaftliche Not geprägt, so warfen hier Hunger, Kälte und fortschreitende Geldentwertung ihre Schatten über den Alltag des Studiums. Vor allem enttäuschte mich der Lehrbetrieb an der Schule: das geringe Interesse der Lehrkräfte für den einzelnen Schüler, die geringe Unterrichtsdisziplin und die primitiven Einrichtungen. Das trug nicht dazu bei, Eifer und Begeisterung bei den Studenten zu wecken. Wie es im Lehrbetrieb zuging, beleuchten folgende Vorgänge: zum Sticken wurde der Stoff nicht in einen Stickrahmen genäht und gespannt, sondern selbst kostbare Seidenstoffe wurden mit Reißnägeln auf einen Keilrahmen befestigt. Gestickt wurde mit einfacher Zephyrwohle, die schon nach einem halben Jahr verblich. Auf die Lichtechtheit der Farben wurde wenig Wert gelegt. Für das Zurichten eines Webstuhls wurde ein Weber von der Gobelin-Manufaktur Nymphenburg geholt. Daß ich einen Webstuhl selbst einzurichten verstand, erweckte Erstaunen. Es wurde vielfach noch nach alten Vorlagen und Mustern gearbeitet. Anregungen holte man sich meist aus der Bibliothek. Das selbständige Entwerfen oder gar die Durcharbeitung eines Entwurfes fanden keine Förderung.

Wie gewaltig unterschied sich davon der Betrieb in Hamburg! Hier bestand ein lebendiger Kontakt zwischen Lehrern und Schülern. Nach dem Unterricht blieben wir oft bis 22 Uhr, wenn Professor Helms uns noch Bücher und Zeitschriften zeigte oder zu Gesprächen über Fragen der Kunst und des Zeitgeschehens anregte. Zuweilen veranstaltete er mit uns Führungen durch das alte Hamburg. Einen ausgezeichneten Kunstgeschichtsunterricht erteilte Dr. Niemeyer. Um die Schüler zu wirtschaftlicheren Denken zu erziehen und ehemalige Schüler zu beschäftigen, gründeten Paul Helms und Maria Brinckmann eine Arbeitsgemeinschaft, in der in Heimarbeit gewebt wurde. Die Arbeiten wurden zum Teil auf der Leipziger Messe, im alten Grassi-Museum ausgestellt und verkauft. Diese Arbeitsgemeinschaft bestand bis zu Maria Brinckmanns Tode.

Im Herbst 1924 kehrte ich nach Lübeck zurück. Mehrmals in der Woche fuhr ich nach Hamburg zur Kunstgewerbeschule, um die mir noch fehlenden Techniken der Stickerei zu eigen zu machen. Im April 1925 legte ich dann die Meisterprüfung im Stickerhandwerk ab. Es war die erste Prüfung in diesem Handwerk in Lübeck, wahrscheinlich sogar in Schleswig-Holstein. Ich mußte zunächst aber eine Arbeitspause von einem Jahr einlegen, wozu ich durch eine Sehnen- und Nervenentzündung an beiden Händen und Armen gezwungen wurde. Ich hatte mich wohl überarbeitet, vielleicht war es auch eine Folge langer Unterernährung.

Dann versuchte ich noch, in einer anderen Werkstatt praktische Erfahrung zu sammeln. Es gab in Schleswig-Holstein damals mehrere Werkstätten von gutem Ruf. Die bedeutendste war die von Liesbeth Hablik-Lindemann in Itzehoe. Frau Hablik-Lindemann hatte nach ihrer Ausbildung als Weberin in Schweden einige Jahre die Dithmarscher Museumsweberei in Meldorf geleitet und nach

ihrer Heirat mit dem Maler Wenzel Hablik in Itzehoe eine eigene Werkstatt gegründet. Ihre Kleider- und Dekorationsstoffe, Wandteppiche und Halbgobeline gehörten zum Besten auf der Leipziger Messe. Ich bewarb mich um eine Anstellung in ihrem Betrieb. Es wurden aber nur ungelernte Bauernmädchen als Facharbeiterinnen für bestimmte Aufgaben angelernt. Auch der Versuch, in der Münchner Weberei von Sigmund von Weech anzukommen, schlug fehl.

So kam es, daß ich am 1. Juli 1926 – ich war erst 24 Jahre alt – mit meinem ersten Lehrling Hetti Wiechmann in eigener Werkstatt zu arbeiten begann. Was ich besaß, war ein Hochwebstuhl meiner Mutter und der ihrer ältesten Schwester, dann zwei ererbte Stickrahmen. Schließlich gewährten meine Eltern mir im Dachgeschoß unseres Hauses am Huxterdamm 22 eine Unterkunft für mich und die Werkstatt. Hetti Wiechmann und ich stickten zunächst feine Tüllspitzen und Schals, Decken und Kissen, flochten Hüte und webten Taschen aus selbstgefärbtem Bast.

Ein unerwartetes Ereignis sollte meiner Arbeit eine fruchtbare Anregung und eine für die Zukunft entscheidende Wendung bringen. Eine Bekannte kam zu mir mit einem von ihr selbst gefertigten Holzschnitt, nach dem sie einen Teppich gewebt haben wollte. Die Aufgabe reizte mich, weil mir der Kontrast von Schwarz und Weiß eine dekorative Wirkung zu versprechen schien. Sogleich tauchte aber auch die Frage auf, in welchem Material ein solches Stück gewebt werden müßte. Die im Handel erhältliche gebleichte weiße Wolle mit schwarz gefärbter Würde, so meinte ich, einen zu harten Kontrast ergeben. Bei der Suche nach geeignetem Material wurde ich von Maria Brinckmann auf den Versuch des Malers Senge-Platten Siedlingshausen hingewiesen, der die Wolle von seinen eigenen Schafen versponnen hatte und der mir die Adresse der Frau Wigger-Gött in Naumburg gab. Diese wollte versuchen, für mich durch arbeitslose Frauen in Heimarbeit solche Wolle von Hand spinnen zu lassen. Das Handspinnen selbst zeigte ihr die Mutter des bekannten Photographen Walter Hege, Naumburg, die es noch verstand. Freilich kam erst nach manchen Versuchen ein Faden heraus, der sich auch verweben ließ.

Die geschäftliche Verbindung mit Naumburg wurde mit der Zeit zu umständlich und unrentabel. Ich mußte darauf sinnen, die Wolle unmittelbar von Bauern in der Nähe zu beschaffen und sie auch hier verspinnen zu lassen. Die Umfrage nach Spinnerinnen hatte unerwarteten Erfolg. Auf eine Anzeige erhielt ich gleich acht Angebote. Von diesen waren es vor allem Frau Preukschat, eine geflüchtete Bäuerin aus dem Memelland, und ihre Tochter Frau Breithaupt, die das Spinnen in ihrer Heimat noch gelernt und ausgeübt hatten. Von ihnen erlernten wir auch das Spinnen. Das Surren der Spinnräder brachte nicht nur einen ganz neuen Ton in unsere Arbeit. Die unmittelbare Verbindung mit dem Spinnen führt auch zu neuen Erfahrungen bei der Verarbeitung des Materials. Frau Breithaupt ist übrigens bis heute noch mit Spinnen für die Werkstatt beschäftigt.

Auch die Beschaffung der Wolle ließ mich nützliche Erfahrungen machen. Zunächst suchte ich Schafhalter in den umliegenden Dörfern von Lübeck auf. Später fuhr ich auch in die Lüneburger Heide, um an Ort und Stelle die Wolle von Heidschnuckenschafen zu suchen. Auf diesen Fahrten lernte ich allmählich

nicht nur die verschiedenen Wollqualitäten unterscheiden, sondern entdeckte auch, wie verschieden in den Fahrabtönungen selbst die Wolle von einfachen Landschaften sein kann. Nach dem Waschen der Wolle waren wir oft genug überrascht und entzückt von der Schönheit des Naturtons von tiefem Schwarz über Grau bis zu seidigem Weiß. Das regte auch zu Versuchen beim Entwerfen und Weben an.

Noch unerwarteter waren die Erfahrungen mit der Lamawolle. Durch die Bekanntschaft mit einem Wollkaufmann konnte ich in das Hamburger Freihafenlager kommen und durfte mir dort aus Ballen peruanischer Lamawolle verschiedene Farben herausuchen. Als wir sie gewaschen hatten, zeigten sich ungeahnte Schattierungen von reinstem Weiß bis silbrigen Blau-Grau, von violettbräunlichen Tönen über Reh-Braun und tiefem Schokoladenbraun bis zu reinem Schwarz. Diese unbeschreibliche Vielfalt der Farben eröffnete mir noch ganz neue Möglichkeiten der Mischung beim Entwerfen und Weben, was dann zur ausschließlichen Verarbeitung naturfarbener Schaf- und Lamawolle führte. Ungebleichte, naturfarbene, handgesponnene Wolle wurde auf diese Weise zu einem Qualitätsbegriff.

Zu den ersten Teppichen und Wandbehängen aus naturfarbener handgesponnener Wolle gehörten nach dem Versuchsstück „Die Maske“ Bodenteppiche und -vorleger in streng



Abb. 2: Wandbehang „Baum“ 1928; 100 x 120 cm, handgesponnene naturfarbene schwarze und weiße Schafwolle. Entwurf und Ausführung: Alen Müller-Hellwig.

geometrischer Flächenaufteilung, die sich von selbst aus der Beachtung von Kette und Schuß in der Werkstatt ergab. Auch der früheste Wandbehang „Baum“ war in diesem Sinne streng geometrisch gestaltet. Aus dem Farbwechsel von Schwarz und Weiß beim Durchschuß entstand der „Teppich mit gemusterten Quadraten“. Zu Beginn hatte ich auch mehrere Wandbehänge aus selbstgefärbtem Bast auf dem Hochwebstuhl hergestellt, an den Behang „Häuser an der Trave“, zu dessen Entwurf mich die Architektur der Lübecker Treppengiebel anregte. Als erste figürliche Wandbehänge entstanden nach Entwürfen des damals in Lübeck lebenden Malers Erwin Bossanyi, der heute in England als Glasmaler Anerkennung gefunden hat, die beiden

Stücke „Liegende mit Schafen“ und „Blumenmutter“, beide 1929. Sie zeigten erst in vollem Umfange den farbigen Reichtum der Lamawolle.

Diese Entwicklung in wenigen Jahren war nur dadurch möglich, daß meine Erzeugnisse einem weiteren Kreise bekannt wurden. In Lübeck fand ich bald Förderung durch den damaligen Museumsdirektor Dr. Carl Georg Heise, der am Schaffen der Lübecker Künstler und Kunsthandwerker regen Anteil nahm. Er besuchte meine Werkstatt nicht nur selbst, sondern brachte auch interessierte Besucher mit. 1929 veranstaltete Dr. Heise im Behnhaus eine Ausstellung „Handgewebte Teppiche der besten deutschen Webereien“, die – wie er selbst in seinem Buch „Lübecker Kunstpflege 1920-1933“ berichtet „wesentlich von dem Wunsch bestimmt war, der ausgezeichneten Lübecker Weberin Alen Müller Gelegenheit zu geben, ihren Rang innerhalb der deutschen Gesamtproduktion zu erweisen“. Welche Bedeutung es für mich hatte, in diesem Rahmen mit Arbeiten von Johanna Schütz-Wolff, Liesbeth Hablik-Lindemann, Else Mögelin und vielen anderen zu erscheinen, ist heute kaum zu ermessen. Von mir waren der „Baum“, „Teppich mit Ornamenten“ sowie die beiden Bildbehänge „Liegende mit Schafen“ und „Blumenmutter“ nach Entwürfen von Erwin Bossanyi ausgestellt. Dr. Heise erwarb für das Behnhaus die Wandbehänge „Baum“ und „Blumenmutter“, die als einzige heute noch von jener schönen und anregenden Ausstellung einen Begriff geben.

Um aber Aufträge zu erhalten, war es vor allem mein Bestreben, meine Arbeiten auf der Leipziger Messe zu zeigen. Denn im Grassi-Museum in Leipzig war der Treffpunkt von Ausstellern und Käufern aus aller Welt. 1928 eröffnete das Grassi-Museum seinen Neubau. Zu diesem Ereignis fuhr ich im August hin, um Frau Dr. Marie Schuette, Kustos am Grassi-Museum, meine Arbeiten zu zeigen und die Zulassung zur nächsten Messe zu erlangen. Im Frühjahr 1927 zeigte ich zum ersten Mal auf einem eigenen Stand Stickereien auf Tüll und Leinen, sowie einen Bastbehang und kleinere Bastarbeiten. Zur Herbstmesse 1927 brachte ich dann die Wandbehänge „Baum“ und „Maske“ und die Bodenteppiche „Positiv“ und „Negativ“, die viel Anklang



Abb. 3: Teppich „Positiv und Negativ“ 1927; handgesponnene naturfarbene weiße Schafwolle und braune Lämmerwolle. Entwurf und Ausführung: Alen Müller-Hellwig.

fanden und mich darin bestärkten, ausschließlich ungebleichte handgesponnene Naturwolle zu verwenden. An meinem Stand erschienen nicht nur viele Interessenten, sog. „Sehleute“ und Kunsthändler, sondern auch Architekten und Museumsleute. Hier machte ich meine ersten Verkaufserfahrungen, bei denen mich der Berliner Kunsthändler Richard L. F. Schulz bereitwillig beriet und mir manche nützliche Bekanntschaft vermittelte. All das war sehr ermutigend für mich. Zu den bedeutenden Besuchern meines Standes gehörten die Architekten Josef Hoffmann, der Leiter der Wiener Werkstätten, Bruno Paul, Breuhaus u. a. Besonders erfreut war ich, daß der „Baum“ wiederholt bestellt wurde, so vom Museum in Mainz und von Germanic Museum in Boston, U.S.A. Durch die Leipziger Messe machte ich auch die Bekanntschaft von Frau Kessler, Katlenburg am Harz, die später die Vertretung meiner Erzeugnisse übernahm und mit der mich eine langjährige aufrichtige Freundschaft verband.

Von besonderer Bedeutung für die Werkstatt wurde die Verbindung mit dem Architekten Mies van der Rohe, für dessen Räume auf der großen Berliner Bauausstellung 1931 ich durch Vermittlung von Frau Lilli Reich, seiner Mitarbeiterin, zwei große Bodenteppiche aus weißer handgesponnener Schafwolle geliefert hatte. Diese rein weißen Teppiche lösten sowohl Kopfschütteln wie Bewunderung aus. Die einen meinten: wie unpraktisch! – die anderen: wie schön! Tatsächlich waren diese Teppiche durchaus praktisch, da die Wolle mit der Hand gewaschen wurde und noch einen Teil natürlichen Fettes enthielt, der den Teppich vor dem Verschmutzen schützte. Der handgesponnene dicke Wollfaden verlieh dem Teppichgewebe plastische Struktur, worauf seine eigentliche lebendige Wirkung beruhte. Diese Teppiche brachten mir den „Ehrenpreis der Stadt Berlin“ ein. Mies van der Rohe, der Weltruf genoß, erteilte mir weitere Aufträge, so für das damals viel diskutierte „Haus Tugendhat“ in Brunn zwei Teppiche von je vier mal sechs Meter, einen in naturbrauner Lämmerwolle, den anderen in weißer Schafwolle: ferner Teppiche für das Haus Henke in Essen und weitere Bauten. Das Haus „Tugendhat“ wurde in der Werkbund-Zeitschrift „Die Form“ von den Stettiner Museumsdirektor Walter Riezler in einem ausführlichen, reich bebilderten Aufsatz besprochen.

Auf einem Kursus über russische Literatur in der Lübecker Volkshochschule, den er dort gab, lernte ich bereits 1925 oder 1926 Herrn A. B. Enns kennen, der Interesse an meiner Arbeit gewann und bald mein enger Mitarbeiter wurde. Er übernahm zunächst die Geschäftskorrespondenz, die inzwischen einen großen Umfang angenommen hatte. Von ihm erfuhr ich aber auch manche Anregung und Hilfe. So verdanke ich ihm die Zusammenarbeit mit Erwin Bossanyi und später mit Alfred Mahlau. Er schrieb Berichte über meine Werkstatt in der Zeitschrift „Die Form“ (1929), im Lübecker Jahrbuch „Der Wagen“ (1931), in den „Lübeckischen Blättern“ und verfasste manchen werbenden Artikel. Hier möchte ich auch die Mitarbeit von Frau Lisa Enns erwähnen. Mit ihr veranstaltete ich Web- und Handfertigkeitkurse für Kinder, junge Mädchen und Mütter. Wir lehrten verschiedene Techniken wie Sticken, Stricken und Flechten, Brettchen- und Kammweben, ja sogar Spinnen. Da sich auch Interesse für das Flachweben zeigte, ließen wir nach eigenen Angaben einen kleinen preiswerten Flachwebstuhl bauen, den viele Kursusteilnehmerinnen für sich und ihre Kinder erwar-

ben. Diese Kurse brachten viel frohes Leben in unserem Betrieb und weckten Interesse und Freude an der handwerklichen Tätigkeit. Diese nahe Berührung vieler Menschen mit dem Werkstattbetrieb kam letzten Endes auch der Werkstatt selbst zugute. Die enge Zusammenarbeit mit dem Ehepaar Enns dauerte zehn Jahre. Uns verband und verbindet bis heute eine nahe Freundschaft. An die schöne und fruchtbare Zusammenarbeit denke ich mit Dankbarkeit zurück.

Mit meiner ersten Gesellin Marianne Peters hatte ich auch das Flachweben eingeführt. Wir webten zunächst Kleider- und Dekorationsstoffe in einfacher Leinenbindung. Besonderen Anklang fanden die rein weißen und graubraun schattierten Kleiderstoffe und ebensolche Diwanddecken. 1928 machte ich auch meine Meisterprüfung im Weberhandwerk. Infolge der schon geschilderten Entwicklung war der Betrieb sehr gewachsen, und die Räume im Dachgeschoß des elterlichen Hauses waren längst zu eng geworden. Die Erschütterung durch die schweren Flachwebstühle war für die leichtgebauten Decken nicht unbedenklich. Ich mußte mich also nach anderen Räumen umsehen. In dieser Lage kam mit ein Hinweis auf das freigewordene Burgtorhaus wie gerufen. Dr. Heise, der es als Dienstwohnung genutzt hatte und durch die Nationalsozialisten seines Amtes enthoben war, war fortgezogen. Nun hatte der damalige Baudirektor Pieper, der meiner Arbeit wie überhaupt dem Kunsthandwerk großes Interesse entgegenbrachte, den Gedanken, im Burgtor ein Zentrum des Kunsthandwerks zu schaffen, ähnlich der Böttcherstraße in Bremen. Das Burgtor selbst stand damals noch leer. Nur Tauben und Dohlen nisteten in dem morschen Gemäuer. Einen Zugang zum Turm gab es nur durch die Wärterwohnung des Marstallgefängnisses, das seit dem letzten Krieg zum Jugendheim umgebaut wurde. Als wir im April 1934 in das Burgtorhaus einzogen und daran gingen, uns darin einzurichten, erschien es doch notwendig, auch das unterste Stockwerk des Turmes dazuzunehmen. Es wurde ein Zugang vom Burgtorhaus durch die über eineinhalb Meter dicke Mauer gebrochen. Da lag auf dem Boden über dem Gewölbe der Toreinfahrt knietief Schutt und Taubenmist. Alte schwanke Leitern führten von einem Stockwerk zum anderen über die mächtigen, den Raum überspannenden alten Eichenbalken. Dann wurde der unterste Raum ausgebaut, Fußboden und Decke eingezogen, Fenster in die leeren Fensterhöhlen eingesetzt. Unsere Freude und Begeisterung über die vielen Räume erlebte immer wieder neue Überraschungen. Nun konnten wir uns endlich mit den Hoch- und Flachwebstühlen, der Spinnerei, der Wollwäscherei, den Web- und Handfertigkeitkursen ausbreiten. Die Diele wurde ein ausgezeichnete Ausstellungsraum. Auf halber Treppe richteten wir einen Büro- und Verkaufsraum ein. Sogar ein kleines Gärtchen gab es, umschlossen von den Mauern eines alten Wehrturmes.

Diese räumliche Erweiterung der Werkstatt führte zu ganz neuen Möglichkeiten, die zum Teil auch zeitbedingt waren. Auf der einen Seite wurde die Stoffherstellung wesentlich erweitert und vermehrt. Da kam Fräulein L. L. Maas, eine der erfahrensten und besten Musterentwerferinnen zu mir. Sie probierte die Muster auf einem unserer kleinen Flachwebstühle aus und erfand immer wieder neue Bindungen, indem sie die verschiedenen handgesponnenen Fäden von Schaf- und Lammwolle, Angorawolle und Rohseide miteinander mischte und verband. Durch ihr Wirken erhielt das Gesicht der Werkstatt einen ganz

neuen Zug. Die Herstellung von Kleiderstoffen wurde zu einem wesentlichen Teil unserer Produktion. Das gab auch der Tätigkeit von Frau Kessler einen sichtbaren Aufschwung. So denke ich an die Mitarbeit von Fräulein L. L. Maas mit großem Dank zurück.

Aber auch die Herstellung von Wandbehängen erhielt einen Aufschwung, und zwar durch die überall neu entstehenden Militärbauten, Kasernen, Verwaltungsgebäude und Flughäfen. Für die Ausschmückung des Kasinos und der Gemeinschaftsräume wurden Teppiche und Wandbehänge benötigt. Auch andere Kunsthandwerker wurden dann herangezogen. Wesentlich für die Ausführung der nun zahlreich eingehenden Aufträge war die Mitarbeit eines dekorativ begabten Künstlers. Da regte Herr Enns an, den durch seine gebrauchsgraphischen Arbeiten weit über Lübeck hinaus bekannten Maler und Graphiker Alfred Mahlau hinzuziehen. Mit ihm hatte ich schon 1930 einen Bastbehang „Erfurt“ mit dem Motiv von Severikirche und Dom für den Industriellen und Kunstförderer Hermann F. Reemtsma und dessen Frau gewebt. Die Zusammenarbeit mit Mahlau ergab insofern wieder neue Möglichkeiten, als er durch seine farbigen Entwürfe zum Einfärben der handgesponnenen Naturwolle anregte. Damals besorgte das Färben die Färberei Junge in Kellinghusen, Holstein. Übrigens zeigte sich, daß durch die natürliche Verschiedenheit der Weißtöne im handgesponnenen Faden eine große Verschiedenheit und Lebendigkeit beim Färben entsteht; während ein mechanisch gesponnener Faden vergleichsweise unlebendig, ja tot erscheint nach dem gleichen Farbband.

Aus der Zusammenarbeit mit Mahlau entstanden in den Jahren 1934-1939 über 70 Behänge, auch für Rathäuser und andre öffentliche Gebäude, so für das Standesamt in Mannheim und für die Firma Messerschmidt A. G. Für die Kunsthalle Mannheim webten wir den Zyklus von vier Behängen „Die vier Elemente“. Die Zusammenarbeit mit diesem Künstler war sehr innig für mich und für die Werkstatt sehr anregend und fruchtbar. Mahlau kam fast jeden Tag, um das Fortschreiten der Arbeit und das Wachsen des Teppichs mitzuerleben und die Verwirklichung seiner Idee zu verfolgen. Die Aufträge kamen so zahlreich, daß zuweilen zwei oder drei Behänge gleichzeitig in Arbeit waren. Die Werkstatt beschäftigte damals 16-18 Lehrlinge, Gesellinnen und Meisterinnen und weitere Hilfskräfte.

Beim Rückblick auf meine 40-jährige Berufstätigkeit denke ich auch an die vielen Lehrlinge, die bei mir ihre Ausbildung erhielten, die Gesellinnen und Meisterinnen, ohne deren Mithilfe der Aufbau meiner Werkstatt und die Ausführung der zahlreichen Aufträge nicht möglich gewesen wäre. Ich erzählte schon, wie ich mit Hetti Wiechmann als einzigem Lehrling meine Werkstatt 1926 eröffnete. Zu den ersten Lehrlingen gehörte auch Hildegard Osten, die 1928 als Sticklehrling begann und dann als Weblehrling ihre Gesellenprüfung bestand. Nachdem sie noch als Gesellin bei mir gearbeitet hatte, ging sie dann nach Loheland [?], wo sie ihre Meisterprüfung machte. Später kehrte sie wieder zu uns zurück und war mir bei der Ausführung der vielen Wandbehang-Aufträge in den Jahren 1936-1939 eine farblich besonders begabte, unentbehrliche Mitarbeiterin, bis sie sich selbständig machte und eine eigene Werkstatt gründete.

Im Laufe der vier Jahrzehnte waren 68 Lehrlinge sowie 22 Gesellinnen und Meisterinnen in meiner Werkstatt beschäftigt. 21 von den von mir ausgebildeten Lehrlingen haben ihre Meisterprüfung gemacht, von 22 bei mir beschäftigten Gesellinnen bestanden ebenfalls 12 ihre Meisterprüfung. Schon diese Zahlen lassen erkennen, in welchem Umfange meine Werkstatt als Lehrbetrieb sich auswirkte. Es ist mir nicht möglich, hier alle namentlich anzuführen, ich möchte aber zum Ausdruck bringen, wie stark mein Gefühl der inneren Verbundenheit mit ihnen und das der Dankbarkeit ist. Ich darf wohl auch sagen, daß das Bewusstsein, so vielen die Möglichkeit zu ihrer Ausbildung und einer sie befriedigenden Lebensarbeit geboten zu haben, mich selbst mit Befriedigung erfüllt. Im Sinne dieser alten Handwerkertradition war ich immer bestrebt, meine Aufgabe zu erfüllen. Wenn auch nicht alle die Weberei als ihren Lebensberuf beibehalten haben, so waren es doch 17, die sich selbständig machten und den Beruf noch ausüben. Andre haben sich mit Erfolg dem Lehrberuf zugewandt. Viele haben geheiratet und bestimmt nicht das Schlechteste gewählt. Ich kann aber gerade diesen Abschnitt nicht schließen, ohne auch der vielen Hilfskräfte zu gedenken. Wenn ich Frau Preukschat und Breithaupt schon genannt habe, möchte ich doch auch Frau Ost noch erwähnen und unsere „Lütte“ Irmgard Behrends, die zunächst als Hilfskraft beschäftigt war und später das Weben erlernte und eine meiner besten Weberinnen wurde. Ich möchte aber auch diejenigen nicht vergessen, die im Büro, bei Korrespondenz, Buchführung und Verkauf ihre verantwortungsvolle Aufgabe versahen.

Habe ich bisher in der Hauptsache von meiner Werkstatt, ihrer Gründung, ihrem Aufbau und ihrer Entwicklung, und der darin geleisteten Arbeit berichtet, so möchte ich jetzt das für mich selbst entscheidende Ereignis meines Lebens erwähnen: die Verlobung und Heirat mit dem Geigenbaumeister Günther Hellwig im Jahre 1937. Hatten wir sonst schon schöne Werkstattfeste im Burgtor gefeiert, so übertrafen unsere Verlobung und Hochzeit doch alle diese. Alle in der Werkstatt trugen zu ihrer Ausgestaltung



Abb. 4: Wandbehang „Fingerhut“ 1942; 96 x 190 cm. Entwurf und Ausführung: Alen Müller-Hellwig.

bei; Hochzeitskleid und Brautschleier, Stoff zum Hochzeitsanzug wurden in der Werkstatt gewebt, lustige Szenen aus dem Werkstattleben wurden aufgeführt. Walter Kraft, ein Freund meines Mannes, Hugo Distler und der Grusnick-Chor beteiligten sich mit musikalischen Darbietungen. Die Einsegnung durch Pastor A. W. Jühl fand in der Jakobikirche statt.

Die Heirat mit dem Geigenbaumeister Hellwig gab nun den Anlaß, zwei weitere Stockwerke des Turmes für ihn zur Werkstatt auszubauen, ganz im Sinne des Gedankens des Baudirektors Pieper. Durch den Einzug der Geigenbauwerkstatt wurde das Leben im Burgtor wieder noch reicher. Aber unser Glück wurde erst voll, als unsere beiden Kinder Friedemann (1938) und Barbara (1939) geboren wurden. Als Barbara 10 Tage alt war, brach der Krieg aus. Am 15. September mußte der Geselle meines Mannes an die Front und fiel schon bald. Am 1. Dezember 1940 wurde auch mein Mann eingezogen, zuerst kam er in die Normandie als Pionier, später nach Litauen. Am 26. März 1945 geriet er in russische Gefangenschaft für viereinhalb Jahre. Er kehrte erst 1949 vom Hunger entkräftet und krank heim. So konnte er erst 10 Jahre nach Kriegsbeginn daran gehen, seine Werkstatt wieder aufzubauen.

Eines der schrecklichsten Erlebnisse der Kriegszeit war für meine Kinder und mich wohl der Luftangriff auf Lübeck in der Palmsonntagnacht 1942. Während der 4 Stunden des Angriffes war ich mit den beiden Kindern allein im großen Burgtor. Es war wie ein Wunder, daß das Burgtor verschont und wir unversehrt blieben. Erst nach der Entwarnung, als ich mit Nachbarn aus dem obersten Geschoß des Turmes Stadt und Hafen in einem Flammenmeer sah, ging mir eine Ahnung auf von der Furchtbarkeit und dem ganzen Ausmaß der Zerstörung, die Lübeck getroffen hatte. Ich zog nun mit den Kindern nach Timmendorf a. d. Ostsee, während die Werkstatt im Burgtor blieb. Das Burgtorhaus wurde zum Teil von drei Flüchtlingsfamilien belegt. Erst 1951 wurde es wieder frei, und wir kehrten aus Timmendorf zurück in die Stadt.

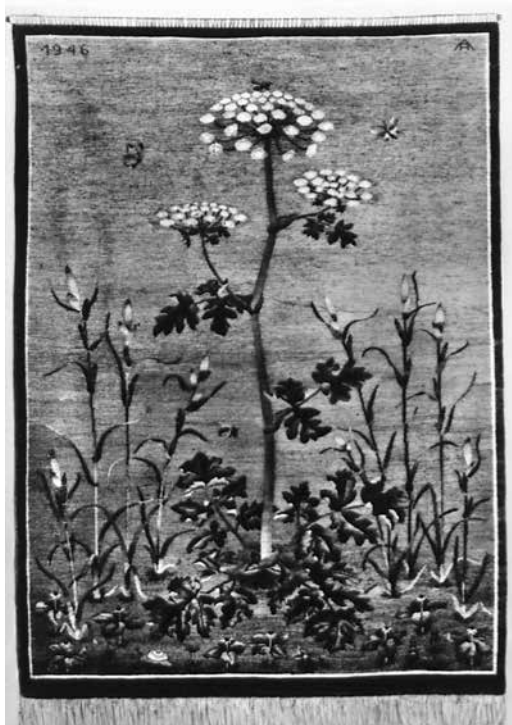


Abb. 5: Wandbehang „Bärenklau mit Sumpfgräsern“ 1946; 130 x 190 cm. Entwurf und Ausführung: Alen Müller-Hellwig.

Nach dem Kriege waren in der Werkstatt eine Meisterin, 7 Gesellinnen, 8 Lehrlinge und mehrere Hilfskräfte und Heimspinnerinnen beschäftigt.

Beim ersten Wiederaufbau des Werkstattbetriebes war uns Mrs. Richards aus den U. S. A. mit ihren Sendungen von Lebensmitteln, Kleidung, Schuhen, Wäsche, Wolle eine unvergessene große Hilfe. Diese Sendungen kamen nicht nur meiner Familie und den Werkstattangehörigen zugute. Vieles konnte ich auch an andere Bedürftige weitergeben. Der Bedarf der Menschen nach dem Kriege war ganz anderer Art als vorher. Die Bombengeschädigten und Flüchtlinge benötigten vor allem Kleiderstoffe, Diwandecken, Kissen und Tischdecken. Es entstanden aber auch neue Wandbehänge. Ich hatte schon vor dem Kriege Blumen-Wandbehänge nach eigenen Entwürfen gewebt. Jetzt entstanden mehr solcher Behänge, so der Behang „Wappendistel“ für die Familie Diestel, „Bärenklau mit Sumpfgräsern“, „Fingerhut“ u. a. Aber auch nach den Entwürfen anderer Künstler wurden Behänge gewebt, so für das Altersheim Großenbaum bei Duisburg ein Behang nach dem Entwurf von Professor Pudlich, ein Halbgoßelin, 6,50 m breit und 1,20 m hoch mit dem Motiv „Verkündigungengel, Symbole der Fruchtbarkeit und Lebensbaum“. Ferner webte ich nach seinem Entwurf „Das Erwachen“ (zwei Hähne, die aufgehende Sonne und der untergehende Mond im unteren Feld, oben eine Schlafende mit Blütenkorb), 1,80 mal 2,40 m. Für das Verwaltungsgebäude der Firma Reemtsma entstand nach einem Entwurf von Professor Alfred Mahlau ein Behang „Urwaldtiere und alte Koggen“.

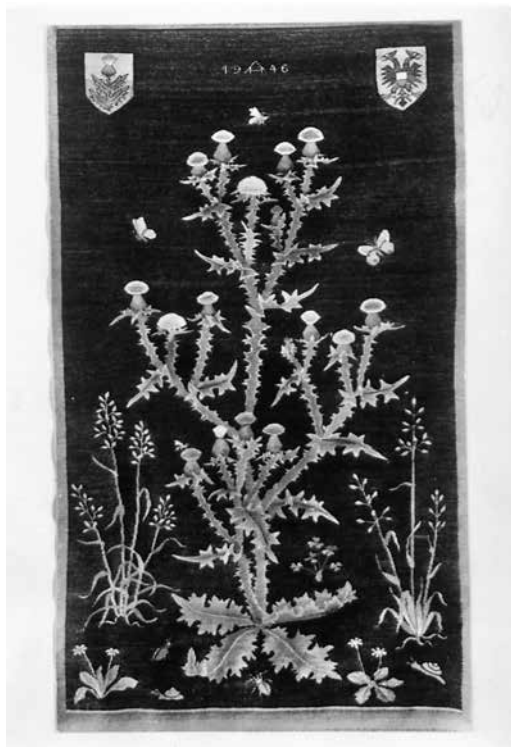


Abb. 6: Wandbehang „Wappendistel“ 1946; 137 x 194 cm. Entwurf und Ausführung. Alen Müller-Hellwig.

Später bahnte sich eine fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Lübecker Maler Georg Weiland an. Als im Jahre 1964 ein größerer Behang für einen Schulneubau in Rüsselsheim am Main bestellt wurde, entwarf Weiland auf meine Bitte den Bildteppich „Musizierende und theaterspielende Kinder“, 5,60 mal 1,10 Meter; für den Gemeindesaal der Marienkirche in Lübeck entwarf Weiland „Petri Fischzug“ und für mich die Behänge „Musikinstrumente“ und „Mädchen mit Vögeln“.

Während die Herstellung von Meterware auf dem Flachwebstuhl in den letzten Jahren weitgehend eingeschränkt wurde, konnte die Gobelinweberei wei-



Abb. 7: Knüpft Teppich „Baumstämme“ 1958; 125 x 175 cm. Entwurf und Ausführung: Alen Müller-Hellwig.



Abb. 8: Wandbehang „Flötenspieler“ 1963, 80 x 110 cm. Entwurf: Georg Weiland, Ausführung: Alen Müller-Hellwig.

tergeführt werden. Da die Marktlage sich wesentlich geändert hat, erscheint die Herstellung von Einzelstücken sinnvoll und vertretbar. Neben den Wünschen von Privatkunden spielen Aufträge von Behörden für öffentliche Gebäude, Rathäuser und Schulen, Versammlungs- und Sitzungsräume, aber auch für Geschenke und Ehrenpreise, ferner für verschiedene kirchliche Zwecke (z. B. Antependien u. dgl.) eine immer zunehmende Rolle. So habe ich nach eigenen Entwürfen Wandbehänge mit Ornamenten, Schiffen, Pflanzen, Wappen und Symbolen in Gobelintechnik hergestellt. Solche Behänge erwarben das Palais Schaumburg, Bonn, die Landesregierung Schleswig-Holstein und die Stadt Kiel als Ehrengaben und Geschenke für verschiedene Zwecke. Für die Stadt Kiel webte ich das Kieler Prunksiegel in mehreren Variationen als Geschenk für Bundespräsident Lübke, die Rathäuser in Brest, Kopenhagen u. a. Städte.

In den letzten drei Jahren probte ich auf dem Flachwebstuhl eine Einlegetechnik auf Seidenkette mit eingelegter handgesponnener Seide auf verschiedenfarbigem Grund aus. In dieser Technik entstanden nach eigenem Entwurf die Behänge „Christi Einzug in Jerusalem“, „Petri Fischzug“, „Auferstehung“, „Die klugen und törichten Jungfrauen“. Sie gingen sowohl an Kirchen wie an private Kunden.

Den ersten Hinweis auf das Gebiet der Paramenten-Gestaltung verdanke ich der Paramenten-Werkstatt von Kloster Marienberg in Helmstedt. Schwester Magdalene Baer kam 1931 in meine Werkstatt, um am Hochwebstuhl das von ihr selbstgesponnenen Leinen für Paramente auszuprobieren.

Auch andere Paramenten-Werkstätten interessierten sich für diese Versuche und schickten Schwestern zu mir. Ich konnte auch an einer Schulung im Kloster Marienberg teilnehmen, die von dem bedeutenden Schriftkünstler Rudolf Koch geleitet wurde und dessen gütige und zugleich heitere Wesensart mich stark beeindruckte. Seiner Anregung verdanke ich vor allem die Arbeit für die Kirche. Seine Tochter Ursula, jetzt verehelicht mit dem Organisten Helmut Walcha, wurde mein Lehrling.

Zuletzt möchte ich noch auf einiges während meiner 40-jährigen Tätigkeit hinweisen, das mich in meiner Arbeit ermutigt und gefördert hat. 1933 reiste ich zur Weltausstellung in Chicago, U. S. A., wo ich auch Arbeiten zeigte. Dort wurde ich mehrfach zu Vorträgen über Handweberei aufgefordert. Dieser persönlichen Begegnung war es wohl zu verdanken, daß ich den Auftrag erhielt, eine Wanderausstellung deutschen Kunsthandwerks durch eine Reihe nordamerikanischer Museen 1934 zusammenzubringen. Das Ausstellungsgut der dazu eingeladenen Werkstätten wurde im Burgtor gesammelt und wurde von hier aus in für den Seetransport geeigneten Kisten auf den Weg gebracht. – Zu den meine Arbeit anerkennenden und fördernden Auszeichnungen zählt auch die Verleihung einer Goldmedaille auf der Pariser Weltausstellung 1938 und weiterer hoher Preise in Barcelona und Monza. Als ganz besondere Ehrung empfand ich die Verleihung des Kunstpreises des Landes Schleswig-Holstein 1954 durch die Landesregierung, der ich überhaupt für vielfache Erteilung von Aufträgen Dank schulde. – Schließlich sei auch der Stadt Lübeck mein aufrichtiger Dank ausgesprochen. Ich

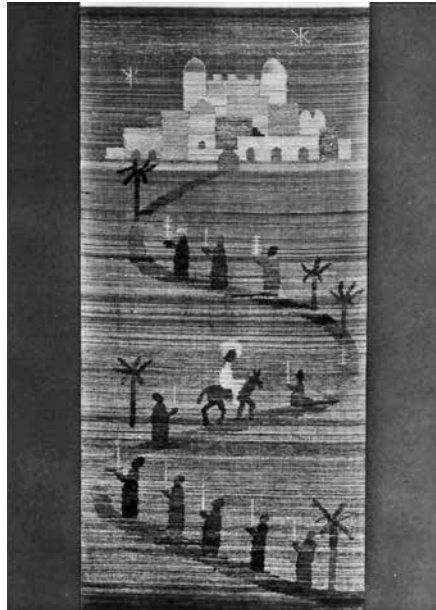


Abb. 9: Wandbehang „Christi Einzug in Jerusalem“ 1964. Halbgobelin in Seide, 72 x 180 cm. Entwurf und Ausführung: Alen Müller-Hellwig.



Abb. 10: Wandbehang „Petri Fischzug“ 1965. Entwurf und Ausführung: Alen Müller-Hellwig.

habe es immer als eine besondere Auszeichnung empfunden, daß ich schon über 30 Jahre in einem der historisch so bedeutenden Gebäude arbeiten darf. Das Burgtor schmückt nicht nur als Signet jedes meiner Werkstücke, es hat dazu beigetragen, sie zu einem Begriff zu machen. – Ich möchte diesen Bericht aber nicht schließen, bevor ich Herrn Dr. Lehnert, dem Syndikus der Lübecker Handwerkskammer meinen ganz besonderen Dank ausgesprochen habe. Dr. Lehnert hat meiner Arbeit im besonderen und dem schleswig-holsteinischen Kunsthandwerk im allgemeinen stets Verständnis und Förderung zuteil werden lassen.

So hoffe ich, daß dieser Bericht Rechenschaft ablegt nicht nur von der in meiner Werkstatt geleisteten Arbeit. Es war mir ein Bedürfnis, auch davon zu zeugen, daß der in der Jugend mit Begeisterung begonnene Beruf mich selbst mein ganzes Leben lang erfüllt hat, und so hoffe ich, allen jenen, die in meiner Werkstatt mitarbeiteten, vielleicht auch zu einer sie befriedigenden Lebensaufgabe verholfen hat. Für mich selbst habe ich den Wunsch, daß mir Gesundheit und Kraft erhalten bleiben, an dieser schönen Aufgabe weiter arbeiten zu können.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Antjekathrin Graßmann
Mühlendamm 1-3
23552 Lübeck
E-Mail: archiv@luebeck.de

Das Kriegsende 1945 in Lübeck aus persönlicher Sicht.

Briefe des Baudirektors Hans Pieper an seine Kinder

Mitgeteilt von Jan Lokers

Durch einen glücklichen Zufall erhielt das Archiv der Hansestadt 2014 von Herrn Dipl.-Ing. Christof Ringler, Wien,¹ einem Mitglied der Familie Pieper, digitale Kopien von Briefen und Aufzeichnungen des Lübecker Baudirektors Hans Pieper (9.4.1882-23.3.1946). Die übergebenen Papiere bzw. Digitalkopien bestehen aus zwei Teilen: Zum einen aus „Jahres- bzw. Weihnachtsbriefen“ Piepers von seinem Amtsantritt in Lübeck im Juni 1927 bis zum Advent 1942 inklusive eines als „Vertraulich“ titulierten Briefes/Vermerks von Pieper über seinen Besuch in Hamburg im Juli 1943 nach dem Luftangriff dort. Diese „Jahres- bzw. Weihnachtsbriefe“ enthalten Zusammenfassungen des privaten, beruflichen und politischen Geschehens im jeweils vergangenen Jahr (mit Ausnahme des Jahres 1933, für das kein Brief vorliegt). Hans Pieper richtete diese Briefe – man könnte sie als Rundbriefe bezeichnen – an einen größeren, allerdings unbekanntem Adressatenkreis, der sich wohl aus Familienmitgliedern, Freunden und guten Bekannten zusammensetzte.

Den zweiten Teil der Pieperschen Aufzeichnungen stellen die hier wiedergegebenen Briefe an die Kinder Klaus (geb. 27.5.1913) und Ursula aus den letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges dar; diese haben stellenweise auch einen tagebuchartigen Charakter.

Bei dem gesamten Komplex an Jahresbriefen und Korrespondenz handelt sich um eine sehr anschauliche und wichtige Quelle für die jüngere Geschichte der Hansestadt, da sie unmittelbar und aus persönlicher Sicht die umwälzenden Ereignisse im Übergang von Weimarer Republik zur NS-Diktatur bis hin zu den ersten Nachkriegsmonaten 1945 spiegeln. Ihr „erzählender“ Charakter ist für den Historiker aufgrund des Zeitkolorits, das sie vermitteln, sehr wertvoll. Wie bei allen „Ego-Dokumenten“, u.a. Tagebüchern, Memoiren, Augenzeugenberichten, Privat-Korrespondenzen, ist allerdings der subjektive Faktor dieser Quellen auch ihr Nachteil und sie müssen deswegen quellenkritisch besonders hinterfragt werden.²

Für die Quellenkritik an der folgenden Edition ist der Hinweis wichtig, dass die Briefe nicht im Original vorliegen; diese konnten trotz intensiver Nachforschungen nicht ermittelt werden. Als Vorlage des Folgenden dienen die im Jahre 1995 von Klaus Pieper, dem Sohn von Hans Pieper, gefertigten maschinenschriftlichen Abschriften von den Originalen; hiervon erhielt das Archiv digitale

1 Herrn Ringler sei an dieser Stelle für die Überlassung der digitalisierten Briefe und seine Erläuterungen dazu herzlich gedankt.

2 Vgl. die nach wie vor nicht überholte Zusammenfassung bei *von Brandt (1986)*: 61ff. – Unter „Ego-Dokumenten“ fasst die historische Wissenschaft jene Quellen, in denen ein Mensch Auskunft über sich selbst gibt, unabhängig davon, ob dies freiwillig – oder durch andere Umstände bedingt, geschieht.

Kopien. Wie erwähnt übergab Christof Ringler, Enkel von Hans und Neffe von Klaus Pieper, dem Archiv die Scans zum freien Gebrauch; er bemerkte dazu:

„Eine [...] zeitgeschichtlich interessante Sammlung von etwa 33 Briefen, ursprünglich von Hans Pieper geschrieben zwischen 22.4.1945 und 1. Advent 1945, ergänzt durch einen 1995 verfassten Abschlusskommentar seitens des Sohnes von Hans Pieper, meines Onkels Klaus Pieper, könnte ich Ihnen als Fundgrube für die zeitgeschichtliche Forschung anbieten [...]. Es sind etwa 25 A4-Seiten, aber leider keine Originale meines Großvaters, sondern Übertragungen durch meinen Onkel Klaus Pieper, ohne handschriftliche Signaturen, weder von Hans Pieper noch von Klaus Pieper. Wieweit sich diese Übertragungen an das Original hielten, ist natürlich nicht festzustellen – daher sind die Papiere auch keine authentischen Quellen, wenngleich ich nicht davon ausgehe, dass mein Onkel Klaus Pieper den Inhalt ‚geschönt‘ hat. Und zur Aussagekraft sagte Christof Ringler, dass sie zwar ‚einer gewissen Authentizität ermangeln‘, aber gleichwohl ‚starke Eindrücke aus den letzten Kriegstagen und von den ersten Tagen und Wochen der britischen Besetzung an uns Nachfahren übermittelt wurden. Abgesehen von den ganz persönlichen Schilderungen des lange Zeit ungewissen Schicksals der eigenen Kinder sind die oft ganz kurzen Briefe Hans Piepers (rund um das Kriegsende beinahe täglich) ein zeitgeschichtliches Dokument um Themen wie Einquartierung von zunächst deutschen Flüchtlingen aus Stettin, später von Offizieren der britischen Besatzungsmacht, Durchschleusung von Schiffen mit Gefangenen, KZ-Insassen, Erschießung von SS-Angehörigen, Plünderungen durch entlassene Gefangene, ‚Ostarbeiter‘ und Lagerinsassen bzw. deren plötzliches Fehlen als Arbeitskräfte, Probleme mit den sich auf den städtischen Friedhöfen türmenden Leichen, Zustandsschilderungen der Verhältnisse in den nun von den Briten kontrollierten Behörden – auch ‚der Friede‘, das Kriegsende am 8. Mai 1945, kommt eher in einem Nebensatz vor, und das für Historiker sicher immer ergiebige ‚name-dropping‘, also die Erwähnung von Namen und Schicksalen, die mit Lübeck zu tun hatten, könnten interessant sein.“

*Hans Pieper*³

Hans Pieper, geboren am 9. April 1882 in Landsberg an der Warthe in der Provinz Brandenburg, stammte aus begüterttem Haus; sein Vater war Maschinenbauingenieur und Fabrikdirektor. Nach Architekturstudium und 1905 bestandenen Examen als Diplom-Ingenieur arbeitete er nach verschiedenen Stationen seit 1912 im Hochbauamt der Stadt Köln.

Am 11. Juni 1927 wurde Hans Pieper, zu dieser Zeit Baurat in Köln, vom Senat der Freien und Hansestadt Lübeck zum Oberbaurat für Hochbau gewählt. Seinen Wechsel begründete er in einem Brief an Freunde und Bekannte mit Differenzen mit einem neuen Vorgesetzten dort. Zum 1. August des Jahres trat er seinen Dienst in Lübeck an, 1929 wurde er zum Baudirektor für Hoch- und Tiefbau und damit zum obersten Baubeamten der Hansestadt bestellt. Er versah die-

3 Das Folgende im Wesentlichen nach: *Neugebauer/Wiehmänn (1993)*.

ses Amt bis zu seinem Tod am 23. März 1946. Zu seinen Aufgaben, so berichtete er stolz, gehörten neben der Leitung des Hochbauamtes auch die Denkmalpflege, Stadterweiterung und Baupflege.⁴ Mit seiner Familie, das waren seine Frau Berta, von ihm als „Berthel“ oder „Mutter“ titulierte, sowie den beiden Kindern Klaus (geb. 1913; später Prof. für Hochbaustatik an der Technischen Universität Braunschweig) und Ursula (verheiratete Ringler, Fotografin), lebte er sich rasch in Lübeck ein; bald gehört das Ehepaar zur lübeckischen Gesellschaft. Die Kinder waren gute Schüler. Einen Hinweis auf schulische und/oder häusliche politische Prägung gibt die Information, dass Klaus Ostern 1930 einen Schulpreis für sein Referat mit dem Titel „Volk ohne Raum“ nach Hause brachte, wie der Vater in einem seiner „Jahresbriefe“ stolz verkündete;⁵ die Überschrift deutet eine völkische Thematik an. Eine Übersicht über die von Hans Pieper geplanten und durchgeführten kleineren und größeren Bauwerke findet sich in seiner kurzen Biografie in den „Lübecker Lebensläufen“.⁶ Eine Einordnung seiner politischen Einstellung, die sich auch in seinem beruflichen Wirken bemerkbar machte, fehlt dort allerdings ebenso wie in der Laudatio seines Sohnes Klaus in den Lübeckischen Blättern von 1982;⁷ auch hier kann sie nicht geleistet werden. Einige kurze Anmerkungen, die auch wichtig für die Einordnung der folgenden Briefe sind, seien dennoch gemacht.



Abb. 1: Hans Pieper Weihnachten 1937 im Hause Pieper in der Elsässerstraße (Quelle und Rechte: Christof Ringler).

Ein Forschungsdesiderat für die jüngere Geschichte Lübecks ist eine kritische Auseinandersetzung mit der Bau- und Architekturgeschichte, mit Stadtplanung, Hochbauten und Infrastrukturprojekte der Stadt im 20. Jahrhundert.⁸ Hans Pieper wäre in dieser Auseinandersetzung eine der zentralen Figuren. Unter seinen Planungen und Bauten sind bisher nur seine Entwürfe für den Wiederaufbau Lübecks nach dem Luftangriff von 1942 ausführlicher behandelt worden.⁹ Pieper wusste sich nach 1933 anzupassen; hatte er davor noch mit dem

4 Brief von Juni 1927 (ohne nähere Datierung).

5 Brief Weihnachten 1930.

6 *Neugebauer/Wiehmänn (1993)*: passim.

7 *Pieper, Erinnerung (1982)*.

8 Das Folgende nach *Zimmermann*.

9 *Durth/Gutschow (1988)*; *Fischer (1992)*.

Schulreformer Sebald Schwarz, der 1933 als Schulrat von den Nationalsozialisten in den Ruhestand versetzt wurde, beim Bau der Klosterhofschule (1930/31) zusammengearbeitet und durch seine Befürwortung des Barlach-Projektes an der Katharinenkirche erkennen lassen, durchaus moderneren Vorstellungen anzuhängen, arbeitete er in der NS-Zeit baupolitisch voll im Sinne nationalsozialistischen Gedankenguts, so etwa beim Umbau des Holstentores zu einem militärisch-martialischen Wehrmuseum und bei der Umgestaltung der Lübecker Synagoge nach der Reichspogromnacht am 9. November 1938; Pieper lieferte die Entwürfe für die NS-Fassade, die jedes Andenken an die Synagoge auslöschen sollte. Pieper war gleichwohl kein Nationalsozialist, er trat nicht in die Partei ein, diente aber als linientreuer Fachmann, der auch „entartete Kunst“ an der Oberschule zum Dom anprangerte. Er genoss das Vertrauen der nationalsozialistischen Führungsetage in der Stadt; Oberbürgermeister Otto-Heinrich Drechsler¹⁰ beauftragte ihn nach dem Luftangriff 1942 mit Plänen für Wiederaufbau und Neugestaltung des zerstörten Lübeck. In einem Aufsatz über das „Lübeck in 10 Jahren“, den er im April 1941 in den Lübeckischen Blättern publizierte, sprach er von einem Kampf Deutschlands „um Sein oder Nichtsein nicht nur mit den britisch-amerikanischen Demokratien, sondern – was vielleicht gefährlicher ist – auch mit dem Weltjudentum.“¹¹



Abb. 2: Pieper (aus: Lübecker Volksbote 14.2.1935).

10 Zu Drechsler: *Sinner (2008)*: 63-64; *Lokers (2014)*: 104.

11 *Pieper, 10 Jahre*: 203 (zitiert nach *Zimmermann*).

Seine Äußerungen aus den letzten Kriegswochen sind, wie im Folgenden ablesbar, charakterisiert von Durchhaltewillen und Erschrockensein über die Folgen der NS-Politik. So schreibt er am 27. April 1945, kurz vor der Kapitulation Lübecks am 2. Mai, über tote bzw. ermordete KZ-Häftlinge im Lübecker Hafen:

„Es werden immer mehr Leichen aus KZ-Lagern und -Schiffen hier eingeliefert. Heute habe ich 30 Männer und Frauen in ihren blau-weiß-gestreiften Sträflingsanzügen auf einem Haufen liegengesehen (sic), deutsche Volksgenossen, verhungerte, ausgemergelte Gestalten, die Haut blau und grün angelaufen. [...] Senator Schröder¹² erklärte, daß es sich bei den Insassen des KZ-Schiffes um „schwere“ Staatsverbrecher handele. Ich werde den ganzen Tag den süß-säuerlichen Leichengeruch nicht los, und der Anblick wird mich immer verfolgen.“

Krieg, Tod und das Wissen um das Morden wurden im letzten Kriegsmonat auch bei Hans Pieper zu einer unmittelbaren Erfahrung. In ihm wuchs wie bei vielen Zeitgenossen die Angst, nun selber zum Opfer zu werden, entweder durch die sich der Stadt nähernden russischen Truppen oder durch Racheakte der vielen tausenden Zwangsarbeiter oder Displaced Persons in Lübeck. Die Besetzung Lübecks durch englische Truppen am 2. Mai 1945 empfand er als Niederlage, nicht als Befreiung; das hinderte ihn nicht, bis zu seinem Tod pflichtgetreu, wenn auch widerwillig, für die englischen „Besatzer“ seinen Dienst zu tun.

*

Briefe von Baudirektor Hans Pieper aus Lübeck an Klaus und Ursula Pieper (übertragen von Klaus Pieper)

Sonntag, den 22.4.45¹³

Liebe Kinder!

Vor acht Tagen schrieben wir Euch die letzten Briefe. Von Euch kam die ganze Woche nichts an, so daß wir annehmen müssen: Vorläufig ist Schluß mit jeder schriftlichen Nachrichtenübermittlung. Bis der Feind wieder Briefverkehr zuläßt, wollen wir, Mutter und ich, diesen Brief regelmäßig fortsetzen. Er kommt vielleicht doch später einmal in Eure Hände und stellt dann die plötzlich abgerissene Verbindung wieder her. Daß wir täglich, stündlich und im Unterbewußtsein jeden Augenblick bei Euch sind, ist selbstverständlich. Wir haben ja kaum etwas anderes zu denken, als wie es Euch wohl ergehen mag.

Seit acht Tagen haben wir den Obersten von Holtzendorf des Regimentes 6 bei uns im Quartier und seinen persönlichen Begleiter („Burschen“ gibt es ja nicht mehr) in einer Giebelkammer. Von dem Obersten merken wir nicht viel, da er den ganzen Tag im Dienst ist, um so mehr von dem Burschen, der faul wie die Sünde, gefräßig und schwatzhaft ist und der Mutter in der Küche überall im Wege steht. Der Oberst ist in einer üblen Lage, weil er den Befehl des Oberbefehlshabers des Heimatheeres, SS-Himmler, alle Städte bis auf's äußerste zu verteidigen, ausführen muß, während unser Oberbürger-

¹² Walther Schröder, u.a. Polizeichef in Lübeck 1933 bis 1945; vgl. *Sinner* (2008): 220-221.

¹³ Offensichtliche Fehler in Orthografie und Rechtschreibung wurden stillschweigend korrigiert: Beispiel „Wackenitz“ zu Wakenitz, die Absatzeinteilung weitgehend beibehalten, bei sehr vielen kleineren Absätzen aber durch ein „-“ ersetzt.

meister und der Polizeipräsident, also die Parteivertreter, Lübeck als offene Stadt nicht verteidigen wollen. Auf derartige Quertreibereien steht offiziell die Todesstrafe durch ein Standgericht – nur nicht für solche „alten Kämpfer“. Es kann uns Bürgern nur recht sein, wenn dadurch unserer Stadt die Belagerung, Beschießung usw. erspart bleibt, aber es verstößt gegen die allgemeinverbindliche Disziplin, genauso, wie alle Verordnungen der Partei nur für andere Leute da waren und nicht für die Parteigenossen selbst.

Militärische Kräfte für eine wirksame Verteidigung der Stadt sind nicht vorhanden. Die letzte Kampftruppe ist nach Hamburg abgegangen, ausgerüstet nur mit Gewehren und Nicht-Maschinen-Waffen, 200 Panzerfäusten ohne Rohre. Hier ist so gut wie nichts, 400 Genesende, geringe Marineeinheiten, die aus Mangel an Kraftstoff nicht mehr eingesetzt werden können. Das ist alles! Damit soll man wirklich nicht versuchen, gerade in Lübeck die große „Wende“ herbeizuführen. Die Oberleitung ist in die Hände des Großadmirals Dönitz gelegt.

Heute war ein Oberstleutnant Hofmeister aus dem Heereswaffenamt, ein Freund der Familie Prof. Seger aus Berlin, bei uns. Er berichtete, daß Frau Seger, ihre beiden Töchter und 3 Enkelkinder mit dem Dampfer Gustloff vor Hela auf der Flucht von Danzig nach Stettin torpediert wurden und bei -15 Grad ertrunken sind. Kriegsoffer? Gemordet durch Leichtsinn und Improvisation, wie Herr Goebbels jede mißglückte Maßnahme bezeichnet. Der Amerikaner steht in breiter Front an der Elbe oberhalb von Hamburg. Die Stadt wird beschossen und soll verteidigt werden, obgleich der Statthalter es nicht will. Himmler soll ihn zum Nachgeben gezwungen haben.

Es scheint mir ein Hauptgrund unserer Niederlage zu sein, daß es zwei Kommandogewalten gibt, Wehrmacht und Partei. Wehrmacht und Volk haben in diesem Krieg ihre Schuldigkeit bis zum letzten getan, die Führung hat versagt!

An allen Brücken werden Panzersperren gebaut, ebenso auf den Hauptanmarschstraßen. Die Panzer werden sich durch diese zum Teil komisch wirkenden Maßnahmen nicht hindern lassen. Alle Brücken werden zur Sprengung durch 250kg-Fliegerbomben vorbereitet. In der Stadt wimmelt es von Soldaten aller Gattungen, allen Alters, Gesunden und Kranken, die anscheinend zwecklos herumlaufen. Im Theater wird nur für Soldaten und Munitionsarbeiter gespielt. Auf allen Brücken stehen Posten, die Autos und Militärpersonen kontrollieren. Fahnenflüchtige, Drückeberger und Versprengte laufen sicher zahlreich umher. Noch halten die 20.000 Ausländer und Kriegsgefangenen Ruhe. Im Hafen liegt ein Schiff, auf das rückgeführte KZler gebracht werden. Man will es angeblich auf hoher See versenken. 13 Tote haben wir dort bereits abgeholt. Es werden noch viele sterben müssen, bis wieder Ruhe eintritt. Der Ehrenfriedhof füllt sich sehr schnell, weil jetzt 4.000 Verwundete hier liegen, meist schwere Fälle aus den Kämpfen um Danzig und Stettin. Die Versorgung der Verwundeten soll jammervoll sein, weil keine Medikamente und Narkosestoffe vorhanden sind.

Mit unserer Hausgenossin Heeschen Feuerhahn¹⁴ haben wir jetzt das Du verabredet. Wir müssen sie trösten, da sie nun von ihren Eltern und ihren Verwandten in Bremen und Lüneburg abgeschnitten ist.

Heute habe ich unseren Flaggenmast gekappt und ausgegraben. In der Grube werden Kunstgegenstände aus Kupfer, Zinn und Bronze vergraben. Nun kann kein Eroberer

14 In welcher Beziehung „H. Feuerhahn“ zur Familie stand, ist aus den Briefen nicht genau ersichtlich. Sie wird von Pieper als „Hausgenossin“ bezeichnet, half wohl vielfach bei allen Tätigkeiten mit; aus einer weiteren Bemerkung wird deutlich, dass sie Parteimitglied war. Vermutlich handelt es sich um die bei *Fligge (2014)*: 1064, genannte Lehrerin Gertrud Feuerhahn.

mich zwingen, eine verhaßte Flagge an dem Mast zu hissen, der die deutsche Fahne so lange in Ehren getragen hat. Die Wetterfahne mußte leider auch fallen. Sie hat seit 1932 treu jeden Windstoß angezeigt. Der Mast ergibt trockenes Brennholz für unsere Hexe. Etwas faul war er auch schon, ein treues Abbild des dritten Reiches, dessen Symbol er trug. Ich habe dem Oberbürgermeister vorgeschlagen, alle städtischen Flaggenmasten zu kappen und zu Brennholz zu verarbeiten. Das wurde abgelehnt, da der Feind uns dann zwingen werde, neue Flaggenmaste aufzustellen. Was ich beabsichtigte, hat man wohl nicht verstanden. Er glaubt an eine feierliche Übergabe der Stadtschlüssel im Rathaus. Der Feind wird ihn aber dazu an die Stadtgrenze bestellen. Zu Fuß wird er die Übergabe anbieten dürfen und dann als Nazi verhaftet werden. In Berlin wird gekämpft. Der Führer soll selbst dort sein und wird fallen. Goebbels führt weiter das große Wort, während die Reichsminister heute auf der Flucht zum Teil durch Lübeck gekommen sind, und unser Klaus muß nun ohne die Waffen, an denen er ausgebildet ist, in diesen Endkampf noch eingreifen. Armer Junge! Deine ehrliche Begeisterung wird Dir schlecht gelohnt. Opfere Dich nicht noch für diese lange verlorene Sache! Bewahre Dich für den Wiederaufbau nach dieser furchtbarsten aller Niederlagen. Dein deutsches Volk braucht Dich noch!

Mittwoch, den 25.4.45

Gestern waren wir mit 12 Mann beim Kochholz-Fällen im Wesloer Moor. 8 1/2 Raummeter sind der Erfolg und 20 gefällt Birken, die heute weiter zerkleinert werden. Bei dem schönen Frühlingswetter war es ein rechter Urlaubstag. Es ist aber der reine Kindermord, wenn man die schwachen Birkenstämmchen abschlagen muß. 8 Stunden Holzarbeit machen doppelten Hunger, und heute hat man Sitzfleisch. Sonnabend Fortsetzung der Aktion, auch unsere Frauen sollen helfen.

Berlin scheint eingeschlossen zu sein, und wird fallen. Klaus, wirst Du bei Deinem Onkel Joachim Zivilanzüge finden, um Dich zu tarnen und dadurch in das Arbeitsleben zurückzufinden? Rings um Lübeck sind Bomben gefallen. Schwere Zerstörungen gab es auf dem Bahnhof Oldesloe. Auch das Städtchen hat sehr gelitten. Blankensee hat wieder einen Segen erhalten, Ratzeburg erstmals, schwer getroffen ist Rendsburg. Wann hört dieser Wahnsinn auf? Jetzt gibt es für eine Woche doppelte Fleischrationen und dann nichts mehr! Inzwischen haben wir unsere schönen und wertvollen Weinvorräte zusammen mit Kunstgegenständen vergraben. Nun suchen wir nach ehrlichen Mitwissern, die die Verstecke den Kindern zeigen können, wenn wir die nächste Zeit nicht überleben sollten. Der Brite verhält an der Elbe, er sammelt wohl Kräfte, da 50 % in der Elbe versaufen werden.

Heute habe ich angeregt, die vielen bürokratischen Bindungen für kontingentierte Baustoffe zu lösen und die Vorräte in städtische Verwaltungen zu nehmen. Von Berlin haben wir keine Bewilligung mehr zu erwarten. Heps Mann war kurz bei uns. Sein PKW war durch Tiefflieger vielfach durchlöchert. Alle Züge werden beschossen. Die Reichsautobahn darf bei Tage nicht mehr befahren werden, weil man sich dort nicht vor den Fliegern retten kann. Die Fliegeralarme lösen einander ab. Man weiß nie, ist das wieder ein Anfang oder das Ende. Mit Alarm geht man zu Bett, das ist Leichtsinn, nicht Heldentum, und mit Alarm steht man auf! Man hat also noch ein Bett und darüber ein Dach. Die Abwehr ist lächerlich. Wir haben nur noch Maschinengewehre mit farbiger Leuchtspurmunition. Das ist bei Nacht ganz fröhlich anzusehen, aber gegen die Flugzeuge nutzlos.

Freitag, den 27.4.45

Die Sprengmunition auf den Brücken ist eingebaut. Ein Druck auf den Knopf! Hermann Göring ist mit Herzkrankheit abgedankt! Armer Führer, es bleibt Dir auch nichts

erspart! Es haben sich noch andere Reichsminister hierher verholt, auch der Polizeiführer Daluege¹⁵ und Reichsamtsleiter Jüttner¹⁶ usw. Es wird immer voller in Lübeck, bald lohnt sich ein Bombenteppich!

Heute haben wir mein Patent für sarglose Bestattung erprobt. Die Zinkwanne hat ihre Insassen gut in der Gruft abgesetzt. Es werden immer mehr Leichen aus KZ-Lagern und -Schiffen hier eingeliefert. Heute habe ich 30 Männer und Frauen in ihren blau-weißgestreiften Sträflingsanzügen auf einem Haufen liegen gesehen, deutsche Volksgenossen, verhungerte, ausgemergelte Gestalten, die Haut blau und grün angelaufen. Auf einem anderen Haufen lagen 17 Frauen aus einem KZ bei Güstrow, die dort von Tieffliegern erschossen worden waren. Warum hat man sie noch hierher geschafft? Einige Leichen sollen in Särgen beerdigt werden, damit man sie später wieder ausgraben kann. Sollten das Opfer der Sippenverfolgung vom 20.7.1944 sein? Auf welche Stufe menschlicher Kultur sind wir angelangt? Senator Schröder erklärte, daß es sich bei den Insassen des KZ-Schiffes um „schwere“ Staatsverbrecher handle. Ich werde den ganzen Tag den süß-säuerlichen Leichengeruch nicht los, und der Anblick wird mich immer verfolgen. Die Friedhofsarbeiter wollen Narkotika – Schnaps und Tabak – Desinfektionsmittel, Gummihandschuhe und Schutzanzüge, außerdem Schwerstarbeiter-Rationen. Ich kann es ihnen nicht verdenken. Sie sind dienstlich verpflichtet, Säрге zu transportieren, aber nicht tote menschliche Körper, deren Todesursachen nicht bekannt sind.

Sonntag, den 29.4.45 auf Wache im Rathaus

Heute morgen waren Bertel und Heeschen mit einem Teil der Belegschaft der Bauverwaltung in den Wesloer Tannen zum Holzeinschlag. Es war trübes Wetter und heiß, die Arbeit ging gut vorwärts. In vier Stunden hatten sie sieben rm aufgesetzt. Sie zogen auf einem Handwagen dünne Äste heim, ein Symbol der Zeit und der Zukunft. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß ich mir noch im 64. Lebensjahr mein Brennholz selbst im Wald schlagen muß. Ich glaube, wir waren nicht zum letzten Mal draußen und werden noch froh sein, wenn wir recht oft Holz holen können. Der Ehrenfriedhof wird erweitert, da bekomme ich vom Baumfällen schöne Buchenscheite. Mit uns fuhr ein zweispänniger Militärwagen zu den Schießständen, zwei Offiziere, ein Soldat und ein Zivilist. Bald danach krachte eine Salve. Der Soldat war ein Deserteur, der Zivilist der Pastor. Eine Hinrichtung war das erste Erlebnis des Tages. Der Wehrmachtsbericht meldet, daß Berlin von außen Hilfe bekommen soll. Unser Kläusle marschiert vielleicht mit auf Berlin, oder er ist schon in diesem Hexenkessel mittendrin! Vor vielen Jahren waren wir auf der Rückfahrt von einer Sommerreise zusammen mit den Kindern ein paar Stunden in Berlin. Wir ahnten nichts von dem Schicksal unserer Reichshauptstadt. Hier wird bekannt, daß das internationale Rote Kreuz Lübeck verläßt, da es bei Angriffen amerikanischer Tiefflieger Verluste unter seinem Gefolge hatte. Die Anwesenheit des Roten Kreuzes war unser letzter Schutz. Die letzte Nacht und auch der Tag waren ruhig. Die Stadt füllt sich immer mehr mit militärischen Fahrzeugen aller Art, mit Soldaten mit und noch mehr ohne Waffen und mit Verwundeten. Der Klughafen liegt voller Kanal-Kähne, die sich hierher geflüchtet haben. Darin soll auch die letzte Treibstoffreserve sein. Der Seehafen liegt voller Dampfer, die noch Flüchtlinge und Verwundete bringen und dann hier liegenbleiben, da Lübeck der letzte deutsche Hafen ist, der noch löschen und laden kann. Alle anderen Häfen sind unbrauchbar gemacht. Wir wundern uns, daß die Anglo

15 Verbessert aus „Dalague“. Im Mai 1945 in Lübeck verhaftet, in Tschechien verurteilt und hingerichtet. Vgl. *Klee (2011)*: 100.

16 Hans Jüttner (1894-1965) war Chef des SS-Führungshauptamtes, SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS; vgl. *Klee (2011)*: 290-291.

Amerikaner noch keine Versuche gemacht haben, die Elbe zu forcieren. Bremen ist genommen worden. Ich sehe vom Rathaus aus auf die Breite Straße, sie ist dicht voll mit Menschen. Ganz Lübeck hat heute Gefrierfische bekommen, 10 kg Pappkartons zu je 17 RM. Auch bei uns gibt es heute abend Fisch. An dieser Stelle möchte ich auch eines getreuen Mitarbeiters gedenken, Inspektor Sohst. Er unterhält die Bauten der Schlachthöfe und bringt wöchentlich eine große Portion Fleisch oder Wurst, die dort an Angestellte und Arbeiter des eigenen Betriebes abgegeben wird. Dadurch ist auch unser Speisezettel bereichert. Das Theater zeigt für Sonntag eine Tanz-Matinee an. – Dir, liebe Ursel in Bozen rückt die Front nun auch sehr nahe. Der Po ist überschritten! Hoffentlich bleibt Ihr Euch erhalten!

Als ich gestern abend mit dem Fahrrad vom Rathaus nach Hause fuhr, wollte ich einem Schwerverwundeten ausweichen, bog kurz ein, es hatte geregnet. Ich flog mit voller Wucht auf's Pflaster! Das Rad lief noch, schließlich schob ich es heim, aß noch zu Abend und dann wollten wir die „Beule“ am Knie ansehen. Es schmerzte, die Oberhose zeigte keine Spur von Loch, die Unterhose einen handgroßen Blutfleck und das Knie einen Riß, 4 cm lang, 1 cm breit. Es blutete stark, alles war verklebt, also ins Bett und Umschläge drum. Heute war ich humpelnd außer Bett und auf der Liege lang, bis gegen Abend Dr. Doose¹⁷ kam und eine sehr ernste Diagnose aufstellte: Schleimbeutel zerrissen, Schleim ausgelaufen, Gefahr einer Entzündung groß, vollkommene Bettruhe mehrere Wochen! Seit 50 Jahren fahre ich Rad, bin manchmal gestürzt, aber noch nie mit solch üblen Folgen, und das in einer Krisenzeit, in der man mobil sein möchte, da der Feind die Elbe bei Lauenburg überschritten hat. Gegen Abend bekomme ich den Befehl, die Geheimakten der Bauverwaltung sofort zu vernichten. Drei Stunden später brennen sie bei uns in der Zentralheizung. Mein Stadtsekretär Mellingen hat sie hierher geschleppt, und nun sind wir diese Pest los. Dr. Doose spricht von Wund-Rose, 40 Grad Fieber und Herausnahme des Schleimbeutels. Das sind ja schöne Aussichten, aber zu machen ist nichts, im Gegenteil, wer weiß, zu was die erzwungene Ruhe gut ist! Also im Bett ans Telefon und von hier aus den Laden regieren!

Montag, den 30.4.45

Unsere Einquartierung geht, Oberst von Holtzendorf ist nach Dänemark versetzt, wo er Neuaufstellungen vornehmen soll. Das Schicksal Lübecks scheint jetzt endlich entschieden zu sein. Die Brücken werden nicht gesprengt, die Ladungen werden wieder ausgebaut. Lübeck soll als offene Stadt behandelt werden, da 30.000 Verwundete hier untergebracht werden sollen. Die Pionierkaserne ist bereits geräumt und mit rotem Kreuz auf dem Dach gekennzeichnet. Ebenso sollen das Drägerwerk und andere Werke zu Lagerhallen eingerichtet werden. Auf Blankensee wurden Bomben abgeworfen. Man fürchtet, daß der Russe eher hier ist als der Brite und erwartet diesen sehnlichst! Lübeck hat noch keine britische Besatzung gehabt. Die Nacht zum Mai verläuft ruhig. Mein Knie benimmt sich ausgezeichnet, Geschwulst und Röte sind zurückgegangen.

Dienstag, den 1.5.45

Nichts Neues bis zum Nachrichtendienst um 20 Uhr: Berlin hat sich zum letzten Widerstand im Regierungsviertel zusammengeschlossen. 22 Uhr: Das deutsche Volk muß eine ernste Nachricht entgegennehmen: Der Führer ist im Kampf gegen die Bolschewisten im Kampfstand Reichskanzlei gefallen. Sein Nachfolger ist Großadmiral Dönitz. Es folgt das Deutschlandlied, der Siegfried-Trauermarsch, die Eroika und andere. – Das also ist das Ende einer Bewegung, die ein Großdeutschland, ja ein von diesem

17 Dr. med. H. Doose, Facharzt für Chirurgie, Privatadresse Moltkestraße 4a.

geführtes Europa schaffen wollte. Die Anfänge waren vielversprechend, so aufreizend großartig, daß die ganze angloamerikanische Welt neidisch wurde. Die Juden standen auf deren Seite als erklärte Feinde, ebenso der Bolschewismus. Unsere Freundschaften waren schwach, die Japaner zu weit entfernt. Nach fast sechsjähriger Kampfzeit, die unsere Truppen durch ganz Europa, durch Nordafrika und bis an die Grenzen von Asien geführt hat, stehen wir nun vor einem Zusammenbruch sondergleichen. Die Ehre haben wir bis heute gerettet, der Führer selbst hat sich geopfert, aber schon seine nächste Umgebung scheint sich in Sicherheit gebracht zu haben. Die Partei wird plötzlich nicht mehr existieren. Wir gehen einer ganz ungewissen Zukunft entgegen, als Nation, als Volk und Familie. Unser Klaus hat in Berlin mitgekämpft. Ob wir jemals erfahren, wie er den Kampf bestand?

Für uns ist Adolf Hitler tot. Ich glaube fast, daß eine Zeit kommen wird, in der der tote Hitler doch noch die Welt erobern wird. Auf 1918 folgte 1933, auf 1945 muß auch einmal eine Wende folgen!

2. Mai 1945

Dem schlimmen 1. Mai folgte ein schlimmer 2. Mai, und es werden viele schlimme Maitage und andere folgen.

Der Feind ist schon auf halbem Wege nach Lübeck von Süden her. Der Bürgermeister läßt durch das Radio bekanntgeben, daß im Verlaufe des Tages mit der Besetzung zu rechnen ist. Um sechs Uhr verlassen alle Flugzeuge Blankensee, dann beginnt die planmäßige Zerstörung aller Einrichtungen des Flugplatzes, dann anderer militärischer Bauten und Anlagen, jedoch nicht der städtischen Brücken. Die Panzersperren werden nicht geschlossen. Die Detonationen erschüttern unser Haus bis ins Fundament. Eine schwere Rauchbank lagert über dem Flugplatz. Gegen 16 Uhr hören wir, daß die Altstadt durch Panzer besetzt sei. Der uns nächste Panzer steht an der „Hoffnung“.¹⁸ Die gesamten Arbeiter- und Gefangenen-Lager sind auf den Beinen zur Stadt, um zu plündern. Zu uns kommen Frauen von Offizieren des General-Kommandos Stettin, die hierher geflüchtet sind und bisher in den Kasernen untergebracht waren, Frau General Kienitz¹⁹ nebst 20jähriger Tochter und 22jährigem Sohn, Frau Oberst Müller und eine Angestellte Müller. Wir nehmen sie auf, solange die Besatzung die Räume nicht benötigt. Die Besetzung der Stadt ist nicht ganz ohne Opfer verlaufen. Hitler-Jugend soll in der Roekstraße geschossen haben. Auch sonst soll es einige Tote gegeben haben. Man hört die ganze Nacht hindurch Maschinengewehr-Stöße und Einzelschüsse. Die Sprengungen in Blankensee dauern an, es ist also noch nicht besetzt. Ich liege fest im Bett, gefesselt durch das Knie, das jedoch keine Verschlimmerung erfahren hat. Die Nacht verläuft bei uns ruhig, kein Fliegeralarm, über Lübeck stehen zwei sehr starke Scheinwerfer überkreuz, wohl ein Zeichen für die britischen Flieger, daß die Stadt besetzt ist. Lübeck ist also ein zweiter Bombenangriff erspart geblieben, unser Häuschen steht noch, bereit, den Sieger aufzunehmen – bitter, aber unumgänglich!

Donnerstag, 3. Mai 1945

Die Nacht war unter dem Schutz der Scheinwerfer vollkommen ruhig, aber kalt. Es erscheint eine Patrouille, die nach deutschen Soldaten, Waffen, Munition, Fotoapparaten und Ferngläsern fragt – ohne Erfolg. Noch zweimal kommen solche Suchstreifen und werden von Bertel abgefertigt. Abends wirft ein deutscher Flieger ein paar Bomben auf

18 Gemeint ist vermutlich das „Tor der Hoffnung“ in Lübeck-Marli.

19 Zu ihm *wikipedia*, Kienitz.

die britischen Nachschubwege sinnlos! Ein deutscher Oberleutnant hat in unserer Garage einen Wehrmacht-PKW eingestellt. Die Briten wollen ihn herausholen, aber er ist nicht fahrbereit. Alle Augenblicke kommen Soldaten in die Garage, um den Wagen zu mustern. Überhaupt herrscht ein Verkehr an unserer Haustür wie nie zuvor. Die vielen Flüchtlinge, Briten, Besuche dienstlicher und privater Art für mich, Nachbarn und andere kommen und gehen. Ich liege unmittelbar an der Haustür, höre mit einem Ohr auf die Straßengeräusche. Alle Kraftfahrzeuge laufen sich in unserer Sackgasse tot und müssen schwierige Wendemanöver ausführen. Mit dem anderen Ohr höre ich auf das Klopfen an der Haustür, die elektrische Klingel versagt nach 6 Kriegsjahren. Mutter ist überall, aber auch abends todmüde.

[Freitag,] 4. Mai 1945

Die Nacht war ruhig, meinem Knie geht es gut, ich liege brav. Wieder ein Wafensuchkommando und erneute Automusterung! Unsere Flüchtlinge, Familie General Kienitz, sind sehr nett. Ihr Haus in Stettin wurde von deutschen Soldaten geplündert! Die beiden Müllers sind immer unterwegs. Ein Belgier-Suchkommando requiriert in all unseren Zimmern u. a. Herren- und Damenhandschuhe, einen großen Atlas, Silberschmuck und Wein. Der Wert aller Sachen beträgt 200 bis 250 RM, kein Betrag, aber die Nerven leiden, besonders unsere liebe Mutter muß erhalten. Die Suche nach einer Leica war sehr intensiv und aufregend. Beim Nachbarn nahmen sie einen PKW mit! Die Hohenstaufen-, Lothringer-, Danziger- und Jürgen-Wullenweber-Straße werden vollkommen geräumt zur Aufnahme von Einquartierungen. Dieses Schicksal wird wohl auch uns noch blühen!

Sonntag, den 6.5.45

Die Nacht war ruhig, wir hofften auf einen ruhigen Tag. Ich hatte viel Besuch am Bett. Das Knie heilt gut. Um 15.30 Uhr 11 Mann Einquartierung der britischen Panzersoldaten. Garage und Eingang stehen voller Fahrzeuge. Wir und die Flüchtlinge können als Vergünstigung im Haus bleiben und behalten die Betten. Bertel und Heeschen kochen ein Schnell-Essen aus Büchsen, Hühnerfrikassee mit Reis.

Montag, den 7.5.45

Die Panzermänner sind nach ruhiger Nacht um 7 Uhr aus dem Haus gegangen. Sie schliefen oben in den beiden Südzimmern, der Führer schlief in Heeschens Zimmer. In dieser Nacht schliefen 19 erwachsene Personen in unserem kleinen Haus. Das hat es bisher nicht erlebt. Heute morgen ist großes Reinemachen. Es fehlt nichts – sehr erfreulich, aber selten! Oberbürgermeister Dr. Drechsler und Polizeipräsident Schröder sind inhaftiert, im Polizeipräsidium sollen 10 SS-Führer erschossen sein. Auf dem Ehrenfriedhof liegen 50 Soldatenkörper und warten auf Beerdigung. Alle Ausländer, Ostarbeiter, Gefangene kommen nicht mehr zur Arbeit. Wie sollen wir die Massengräber schaffen? Auf den anderen Friedhöfen wird es nicht besser sein. Mein Vertreter im Amt ist Oberbaurat Dr. Hespeler.²⁰ Das Bauamt ist besetzt, in meinem Zimmer sitzt ein Käpten. Wo wir in Zukunft arbeiten werden, weiß ich noch nicht. Die Geschäfte der Stadt führt der junge Bürgermeister Schneider, der kommende Mann. An der dänischen Grenze finden die Briten heftigen Widerstand durch die SS; die kämpft um einen anständigen Tod, sonst ist es Irrsinn! Und draußen ein warmer Maitag – was wird er uns sonst noch bringen?

²⁰ Oberbaurat Dr. Hespeler. Laut AHL 02.07 – Entnazifizierungsausschuss Soll-Nr. 2551 (Karteikarte) Parteimitglied seit 1.5.1933.

Dienstag, den 8.5.45

Heute nacht wundervolle Ruhe, keine Einquartierung, nur die Flüchtlinge im Hause, darunter 2 erwachsene Kinder des Generals Kienitz, der gestern von hier als Gefangener per Lastauto mit unbekanntem Ziel gemeinsam mit acht anderen Generälen, die in Lübeck gefangen wurden, abtransportiert wurde. Das Anstehen nach Brot soll furchtbar sein, Schlangen in 5 Reihen, die um einen Häuserblock herumreichen, und so ist es bei Mehl, Fleisch und allem Eßbaren. Mutter bringt als Neuestes: „Seit heute nacht 2 Uhr Frieden“. Es wäre zu schön, um wahr zu sein! In der Jürgen-Wullenweberstraße zieht die Besatzung ein.

Montag, den 14.5.45

Heute trete ich meinen Dienst wieder an. Das Knie ist beim Biegen noch etwas gespannt. 14 Tage haben also genügt, um den Schleimbeutel wieder in Ordnung zu bringen. Der Arzt ist sehr zufrieden, wir auch. Der Unfall war ein Muß-Urlaub, leider nicht für die Nerven. Ich habe 5 kg abgenommen, wiege noch 80 kg. Vorläufig werde ich ohne Rad zu Fuß laufen, hoffe aber, bald wieder meinen Stahlesel besteigen zu können. Es gibt weder Straßenbahn noch Autobuslinien, aller Verkehr ruht. Post, Banken, Telefon, Gaststätten und Kinos sind geschlossen. Außer einer Quartiersuchgruppe hatten wir keinen britischen Besuch. Frau Paap mußte ihr Häuschen räumen. Wir haben uns mit den nächsten Nachbarn zum Alarmschlagen verabredet bei nächtlichen Plünderungsversuchen von irgendwelchem Gesindel. Ein Pole soll einen britischen Offizier erstochen haben. Ein Halbstarker fand eine Panzerfaust und schoß damit in ein Munitionslager auf dem Militärschießstand. Es gab eine schwere Explosion, 2 Tote und 600 qm zerschlagene Fensterscheiben in Eichholz und Brandenbaum. Ab 8.30 Uhr abends ist Ausgehverbot. Es wird scharf geschossen! Gas und Strom sind ganz seltene Erscheinungen geworden, 2 bis 3 Stunden in der Woche, man weiß nie wann, so daß man nicht einmal diese Gelegenheit ausnutzen kann. Während meines Krankenlagers hatte ich viele Besuche. Fast alle meine Herren waren einmal bei mir, so daß ich nie Langeweile hatte. Sie unterrichteten mich über alles, so daß ich nicht ganz dumm heute den Dienst wieder übernehme. Das Bauamt ist noch besetzt, wir sind bei der Baupolizei untergekröchen mit 3 Räumen für das ganze Bauamt. Die in der Umgebung wohnenden Kriegsversehrten tun keinen Dienst, die übrigen erfüllen die Auflagen des britischen Stadtkommandanten.

Dienstag, den 15.5.45

Ich melde mich zum Dienstantritt im Rathaus. Bürgermeister Schneider²¹ ist suspendiert, da er SA-Mann war und politisch aufgetreten ist. Stadtrat Dr. Wegner²² amtiert z. Z. als Stadtoberhaupt. Ich führe nun hauptamtlich die Bauverwaltung in 4 recht küm-

21 Schneider wurde 11. Juni 1945 nach kurzzeitiger Belassung im Amt des Bürgermeisters von der Britischen Militärregierung verhaftet. Zu Schneider: Artikel bei *Sinner (2008)*: 215-217; *Lokers (2014)*: 125; Landesarchiv Schleswig-Holstein Abt. 605 Nr. 15407: Schneider war seit dem 1.5.1937 Mitglied der NSDAP (Mitglieds-Nr. 4084-148). Innerhalb der Partei war er Kreisamtsleiter des Amtes für Kommunalpolitik und Kreiswirtschaftsberater.

22 Dr. jur. Richard Wegner (27.12.1891-15.12.1987), Verwaltungsjurist, Stadtrat seit 1942; nach AHL 02.07 – Entnazifizierungsausschuss Hauptkartei Soll-Nr. 121 (Karteikarte): Partei- und SA-Mitglied seit 1933. Wegner gehörte zur zweiten Reihe derjenigen, die in den Kriegsjahren die Stadtgeschäfte leiteten. Am 15.9.1945 wurde er von den Briten aus dem Amt entfernt; 1951 wieder Oberverwaltungsrat bei der Finanzverwaltung der Hansestadt Lübeck.

merlichen Barackenräumen an der Schmiedestraße. Im Winter wurde dort viel gefroren, bei warmem Wetter werden wir schwitzen. Der Dienst besteht ausschließlich in der Erfüllung britischer Wünsche, die alle außerordentlich kurzfristig erfüllt werden müssen. Wenn das nicht geschieht, droht der Brite mit Einsperren. Die ganze Gefolgschaft tritt um 8 Uhr an, Arbeitsverteilung, soweit erforderlich. Im übrigen sitzen die Männer in den Stuben und verbringen den Tag mit Warten. Morgens ist Publikumsverkehr, nachmittags ist es ruhig. Vor der Baracke liegt eine Panzer-Abwehr-Kanonen-Batterie. Es steht ein ganzer Park von Fahrzeugen vor unseren Fenstern. Der britische Stadtkommandant amtiert im Kanzleigebäude, wo bisher die NS-Kreisleitung saß. Im Rathaus selbst ist nur städtische Verwaltung. In der Stadt auf den Hauptverkehrsstraßen ist ein tolles Leben: Britische Fahrzeugkolonnen, Einzelfahrzeuge jeder Art, natürlich alles benzingetriebene Kraftfahrzeuge (welcher Unterschied zu unseren Holz-Gas-Antrieben!). Es wird mit großer Geschwindigkeit und ohne Rücksicht auf früheren Richtungsverkehr gefahren. Man hat den Eindruck, daß die Briten überhaupt nur fahren, lediglich die Patrouillen gehen mit umgehängten Gewehren oder MPi. Alle Fremdarbeiter, die wir während des Krieges ins Reich geholt haben, gehen jetzt spazieren. Jeder trägt die Farben seiner Nation am Rock, ein internationales Proletariat. Schlechtgekleidete Gestalten sieht man nicht mehr. Sie sind alle gut ausgestattet, entweder durch Plünderung oder durch Versorgung aus dem Notopfer für den Volkssturm. Die alten Lumpen fliegen auf den Straßen und in den Anlagen umher, so daß die Lübecker ein großes Straßenkehren veranstalten müssen.

Mittwoch, den 16.5.45

Durch die Stadt marschieren seit heute früh 9.000 deutsche Kriegsgefangene aus Mecklenburg in Richtung Westen. Ein Hauptmann, mit dem ich ein Stück ging, erklärte mir, daß die Briten diese Kriegsgefangenen entgegenkommenderweise aus Mecklenburg zurückziehen, um sie nicht den Russen übergeben zu müssen. Die Russen besitzen ganz Mecklenburg, also bis dicht an die Stadt Lübeck heran. Die Kriegsgefangenen schleppen ihr Gepäck und machten keinen schlechten Eindruck. Die Durchzüge dauerten um 15 Uhr noch an. Sie marschierten in Hundertschaften, hatten Fuhrwerke und Feldküchen dabei. Was soll man nun davon halten? Werden die deutschen Soldaten im britischen Gebiet neu formiert und bewaffnet, um gegen die Russen zu gehen? Formiert der Russe ebenfalls aus deutschen Kriegsgefangenen neue Divisionen, um sie gegen die Briten zu führen? Steht der dritte Weltkrieg schon so greifbar vor der Tür? Dann wird das arme deutsche Land vollkommen zusammengewalzt! Die Moltkestraße ist zu einer Straße der Nationen geworden, auf der sich früh bis abends die Ausländermassen hin- und herbewegen. Sie sind alle gut gekleidet und tragen ihre Nationalitätenabzeichen am Rock, Russen rot, Polen weiß/rot, Belgier schwarz/ gelb/rot, Franzosen die Trikolore, Holländer desgleichen. Selten sind Ungarn, Italiener usw. Ständig fahren viele Wagen mit Sowjetsternen, flatterndem roten Tuch und vollgestopft mit Männern anscheinend sinnlos hin und her, dazwischen britische Kraftfahrkolonnen, Kradfahrer, Militärpolizei mit knallroten Mützendeckeln und weißem Lederzeug auf Kleinautos in rasender Fahrt, Staub, Stank, Motorengeheul und Hupen! Was ist aus der sonst so stillen Moltkestraße geworden? Als Rahmen des militärischen Bildes das frische Maiengrün, blühende Vorgärten und warme Maisonnette! Leider fehlt der Regen, so daß die Gärten schon wieder dürsten. Auf der Moltkebrücke ist britische Paß-Kontrolle. Ich muß täglich viermal meine Kennkarte zücken und sie einem Tommy unter die Nase halten. Ein deutscher Hilfspolizist hilft dienstefrig. Die Polizei ist wie die Huren, sie ist für alle politischen Machtfaktoren zu haben. Die Verhaftungen in NS-Parteikreisen nehmen zu, z.B. der SS-Oberfeuerwehr-Wachtmeister Ring, Vater von 6 Kindern, sowie alle anderen SS-Feuer-

wehrmänner. Major Sablat von der Feuerwehr hat sich und seine Familie erschossen, da er auch SS-Mann war.²³ Man hat kaum Mitleid mit diesen ehemaligen Parteigrößen, da sie sich in ihrer angemessenen Würde so überheblich benahmen, meistens war hinter der Fassade ein sehr hohler Mensch zu finden.

Liebe Kinder in weiter Ferne!

Pfingstsonntag, den 20.5.45

Ich sitze auf Bereitschaftswache in meiner Baracke und erwarte britische Befehle und Beschwerden. Meine Herren waren nur zur Besprechung bei mir. Ich war eine Stunde beim Bürgermeister im Rathaus. Nun kann ich an Euch denken in der Hoffnung, daß die Pfingstsonne auch über Euch so warm und festlich scheint wie hier. Als einziges Pfingstereignis haben wir heute früh im Garten gefrühstückt. Auf einem Gang durch die Gärten fanden wir gestern abend eine Büchse mit englischem Tee, Trockenmilch und Zucker, zwar ausgeleert, aber noch auf einem Häufchen, so daß wir diesen köstlichen Genuß mitnehmen konnten. Heute früh dampfte er auf unserem Frühstückstisch. So bescheiden sind wir geworden! Mutter hatte etwas dunklen Kuchen gebacken, auf der Brennhexe gab es nach heftigem Anpusten aus vollen Backen endlich warmes Wasser. Wie schwer fällt es für eine 60jährige Hausfrau, ohne Gas und Strom und Hilfe zu wirtschaften.

Soeben hat mich Dipl.-Ing. Wesemann²⁴ nach einem Wortwechsel mit einem Spazierstock angegriffen. Er wurde überwältigt. Der Vorgang wurde dem Bürgermeister gemeldet. Damit habe ich einen kranken Mann zum Feind.

Unsere liebe Hausgenossin, Heeschen Feuerhahn, greift, wenn sie da ist, brav mit an, wogegen die Flüchtlinge rein gar nichts tun. So lebt man in einer Zeit mit dauernder Hochspannung nur für die nächsten Stunden. An weitere Zukunft kann man nicht denken, will man nicht heute schon das Fazit ziehen und sein Leben quittieren. Trotz allem haben wir es noch erträglich, wenn man an die vollkommen besitz- und zukunftslosen Flüchtlinge denkt oder an die Familien der Kriegsversehrten, die Kriegs-Witwen und -Waisen, die Bombengeschädigten und die Familien der SS-Männer.

Die Zeitungen unter britischer Redaktion betonen immer wieder die Tatsache, daß sich Deutschland aus Eigenem erhalten und fristen muß, zusätzlich sogar noch die Ausländer. Hilfe wird erst dann einsetzen, wenn Hungersnot eingetreten ist. Nun die werden wir bald haben! Der Deutsche erhält jetzt 1/3 weniger als bisher, der Ausländer mehr als die Deutschen in den besten Zeiten. Wenn wir doch dieses fressende Volk erst los wären! Sehen wir dem Kommunismus entgegen?

28.5.1945

Seit 20.5. bin ich zu keiner ruhigen Stunde mehr gekommen. Die Aufträge der Briten überstürzen sich. Wir konnten am 22.5. ins Bauamt einziehen, aber wie sah es dort aus! 3 Wochen haben 150 Mann dort gehaust. Bertel und ich haben mein Zimmer selbst gescheuert und wieder in Ordnung gebracht. Da sieht man, wie ein Haus aussieht, wenn 3 Wochen lang keine Putzfrau hineinkommt, alle Schränke aufgebrochen, alle Akten

23 Tatsächlich handelte es sich hierbei um den Major der Feuerschutzpolizei Wilhelm Gabbert (* 1908), wohnhaft in der Lübeck er Fleischhauerstraße. Er erschoss am 2. Mai 1945 seine Ehefrau und seine vier Töchter im Alter von acht Monaten bis sechs Jahren; anschließend richtete er sich mit der Pistole selbst. AHL 4.3-4 Standesamt Sterberegister 1945 Bd. 4 Nr. 2020-2025.

24 AHL 04.06-0 – Bauverwaltungsamt 812: Dipl.-Ing. Carl Maximilian Wesemann, Abteilung Wasser- und Hafengebäude (Personalakte).

und Pläne zerstreut. Die Angestellten hatten eine ganze Woche zu tun, um einigermaßen Ordnung zu schaffen. Mein ganzes Privateigentum ist gestohlen. Auch meine Herren beklagen den Verlust ihrer Reißzeuge, Meßinstrumente, Malkästen usw. Die Anforderungen der Briten bei der Instandsetzung der Kasernen, Badeanstalten und Unterkünfte überstürzen sich. Besonders die Kanäle sind dauernd verstopft mit Fremdkörpern, Waffen, Uniformteilen, Wäschestücken, Verbänden, Müll aller Art usw. Wir haben nicht genug Geräte und Kräfte, um all diese Verstopfungen zu beseitigen. Es werden Epidemien befürchtet. Täglich um 8 Uhr ist bei mir Besprechung aller Abteilungen, auch des Heeresbaustabes, der mir unterstellt ist. Feiertage gibt es nicht. Die Arbeiter sind schlecht ernährt und wollen vielfach nicht länger arbeiten, auch wenn es noch so nötig ist. Sie hätten jetzt 25 Jahre unter Druck gearbeitet, nun wäre das vorbei! Heute um 15 Uhr mußten 7.000 Lübecker Wehrmachtangehörige auf dem Buniamshof antreten, um von da aus in die Gefangenschaft abgeführt zu werden. Auch aus meiner Gefolgschaft sind alle Leute darunter, die seit 1.5. zurückgekehrt waren. Dieser zweite Abschied in eine ganz ungewisse Zukunft ist besonders schwer.

Gestern wurde unser Kläusle 32 Jahr alt. Wo können wir Dich in Gedanken suchen? Bist Du auf einem Marsch in die Gefangenschaft zur Fronarbeit oder schläfst Du schon den ewigen Schlaf? Fast möchten wir es ihm von uns allen wünschen.

29.5.1945

Ein herrlicher Maitag bricht an, in den letzten Tagen hatten wir reichlich Regen, so daß sich im Garten alle Saat und Pflanzen gut entwickelt haben. Mutter hat alles bestens bestellt und ist hinter jedem Unkraut her. Nun hat sie sich ganz plötzlich einen Hexenschuß zugezogen und kann nur noch gerade wie eine Kerze gehen. Mein Knie ist jetzt vollkommen geheilt.

Die Ausländer-Not wird täglich größer. Es kommen immer mehr nach Lübeck, weil man es ihnen hier so bequem macht. Sie sind in der Hitler-Kaserne und in der Waldensee-Kaserne untergebracht und außerdem in den in der Nähe liegenden Wohnungen. 350 Wohnungen mußten für dieses stinkfaule Pack geräumt werden. Damit nicht genug, 5.000 Betten und 10.000 Decken hat der Oberbürgermeister aufgerufen. Die Bevölkerung hat sie tatsächlich aufgebracht, und nun sind die Zivilanzüge aufgerufen. Wer nicht freiwillig gibt, wird dazu gezwungen. Ich habe einen braunen Sommeranzug und zwei Decken abgegeben. Es ist unglaublich, daß eine Bevölkerung, die während des langen Krieges so oft opfern mußte, auch jetzt noch opfern kann. Besonders Kleidung hat man doch seit 6 Jahren nicht neu erhalten können. Wir merken noch nicht, daß schon alle Ausländer abtransportiert sind, es werden im Gegenteil immer mehr. Die Straßen in der Stadt sind dicht voll, die Anlagen liegen meist paarweise voll. Werden wir in 9 Monaten auch all die Geburten betreuen müssen? Immer noch kommen deutsche Flüchtlinge aus dem Osten über Dänemark. Sogar die Luftschutzbunker liegen nun voll, dazu die reformierte Kirche und andere Kirchen. Wo sollen diese Menschen alle hin, wenn der Winter kommt? Strom ist nun wieder da, so daß man wenigstens heißes Wasser machen kann, was allerdings verboten ist. Genehmigt ist nur Strom für das Radio.

Am Sonntag traf ein Zug aus Mecklenburg ein, sonst ruht noch der gesamte Eisenbahnverkehr und die ganze Industrie. Wir müssen 2.000 Autowracks sammeln, 20 täglich, das dauert also 100 Tage. Die Arbeit an der Finnland-Siedlung soll wieder aufgenommen werden. Inzwischen hat uns das Pack das meiste von den wertvollen, vorbereiteten Hölzern weggeschleppt. Die Russen belagern die Brandenbaumer Landstraße und nehmen jedem Passanten Fahrräder und Uhren weg. Die beiden Bauaufseher sind

verschleppt, weil sie sich den Holzdiebstählen widersetzt haben. In der Artilleriekaserne werden Polen militärisch ausgebildet. Für welchen Kampf wohl?

Täglich, stündlich kommen leitende Techniker aus dem Osten zu mir, um hier eingestellt zu werden, Reg.-Bauräte, Hafendirektoren und Industrielle. Ich kann sie beim besten Willen nicht einstellen. Einmal hat der Brite eine Vergrößerung des Beamtenkörpers verboten, zum anderen brauchen wir keine Köpfe, wir brauchen Arme, Arme mit Kräften, die, wo auch immer, Hand anlegen! Wenn nur Direktor Mollenkopf²⁵ durchhält, er ist die einzige Stütze für das Müllwesen, die Straßenreinigung usw.

Vor ein paar Tagen mußte ich schnellstens zum Stadtkommandanten, Oberst Munroe,²⁶ er sitzt in der ehemaligen Kreisleitung. Ich hätte früher da sein sollen. Großes Verhör, warum nicht rechtzeitig und Aufklärung: Der schriftliche Befehl wurde in einen vernagelten Briefkasten gesteckt. Der Brite will ein Programm über Arbeitskräfte und Material für die gesamte Straßenreinigung und Straßenunterhaltung. Jetzt rächt sich die Knickrigkeit der Ära Studemund, der den Gerätepark des Tiefbauamtes so dürftig wie möglich hielt.

30.5.1945

Gewitternacht mit Regen! Die deutschen Kriegsgefangenen liegen bei Genin im Freien. Über die Freilassung der Reklamierten haben die Briten noch nicht entschieden.

9.6.1945

Zum Tagebuchführen ist kaum Zeit, heute nur einige Ereignisse und Zahlen. Der ehemalige Präsident der hanseatischen Versicherungsanstalt, Helms,²⁷ ist Oberbürgermeister geworden, Studienrat Reeh²⁸ Bürgermeister. Bürgermeister Schneider hat Haus-Haft, er arbeitet aber trotzdem im Rathaus mit. Am 4.6. war Beigeordneter-Sitzung mit den neuen Herren. Am 7.6. machte Helms der Bauverwaltung seinen Antrittsbesuch, wobei alle Klagen und Wünsche nach Arbeitskräften vorgebracht wurden. Die Herren haben ein schweres Amt angetreten, Befehlsempfänger beim Briten. Die Ausländerseuche geht weiter, 50.000 Ausländer sind jetzt in Lübeck als Sammellager beieinander. Auf jedem Grünfleck liegt ein Pole, Tscheche, Italiener, Russe mit seinem Weibsstück in der Sonne, mehr oder weniger bekleidet. Die Stadt gibt täglich für jeden Ausländer 2 RM für Nahrung usw. aus = 100.000 RM, das heißt im Monat 3 Millionen RM und im Jahr 36 Millionen. Dabei umfaßt unser Etat nur 44 Millionen RM. Die hier anwesenden 50.000 Ostflüchtlinge kosten täglich 1 RM pro Kopf, also täglich 50.000 RM, monatlich 1,5 Millionen, jährlich 18 Millionen RM. Dazu kommen die Kosten für die britische Einquartierung, sicher 20.000 RM täglich = 7,2 Millionen im Jahr. Das ergibt eine Summe von $36 + 18 + 7,2 = 61,2$ Millionen RM im Jahr, die ausgegeben werden, ohne daß dafür etwas Positives geleistet wird. Wir haben bereits 60 Millionen RM Schulden. Wo soll das hinführen?

25 Leiter der Verkehrsbetriebe (Straßenbahn, Autobus): AHL Hauptamt 549.

26 Oberstleutnant A. J. R. Munro war Chef der britischen Militärregierung in Lübeck (Kreis-Resident-Officer des Stadtkreises Lübeck).

27 Zu Helms: *Sinner (2008)*: 112-113; Emil Helms (1884–1965) seit 1. Juni 1945 kommissarischer, dann bestätigter Oberbürgermeister, von 1946–1950 Oberstadtdirektor von Lübeck.

28 Zu Reeh: *Sinner (2008)*: 201-202; Friedrich Reeh, Oberstudiendirektor an der Oberschule zum Dom Lübeck, Parteimitglied seit 1937, Interims-Bürgermeister Lübecks nach der Besetzung durch die Briten. Sein Nachlass in AHL 5.5 Reeh ist eine bedeutende Quelle für die Zeit des Kriegsendes in Lübeck.

Es gibt kein Reich oder einen Staat oder ein Land, das uns bei diesen Lasten tragen hilft! Wir werden bald zahlungsunfähig werden. Dazu kommen noch die Zinsen für die Reichsverschuldung. 1939 hatte das Reich 19 Milliarden Schulden, jetzt 400 Milliarden. Davon kommt 1/40 auf die Provinz Schleswig-Holstein = 10 Milliarden mit einer Verzinsung von 350 Millionen jährlich. Woher sollen wir dieses Geld nehmen? Der Bombenschaden für Lübeck ist jetzt einschließlich der Nutzungsschäden auf 300 Millionen festgesetzt worden. Das Reich wird nicht bezahlen, die Stadt kann nicht zahlen. Also werden die Geschädigten wie Überall in Deutschland leer ausgehen. Der Jammer wird erst kommen, wenn jetzt die bisher reichlich gegebenen Unterstützungen und Anzahlungen aufhören!

16.6.1945

Eine Woche ist glücklich wieder um, ohne daß unser Heim beschlagnahmt wurde. Mehrere Häuser in der Elsässer Straße und der Hohenstaufenstraße müssen bis heute geräumt sein. Der britische Rundfunk erklärte gestern abend, daß Lübeck Verwaltungszentrum werde und daß 2/3 aller bewohnbaren Häuser für britische Zwecke in Anspruch genommen werden. Da werden wir auch noch daran glauben müssen! Eine weinende Dame bat mich um die Genehmigung der Exhumierung der durch Selbstmord verschiedenen Frauenschaftsführerin Sturm, die nach Beginn der Besetzung ohne Sarg in einem Massengrab beigesetzt worden war. Sie soll nun im Familiengrab ordnungsgemäß beigesetzt werden. Ich genehmigte den Antrag gern, da ich Frau Sturm persönlich kannte und schätzte. Eine Stunde später verlangte der neue Oberbürgermeister Rechenschaft über meine persönliche „Politik“. Die Leiche muß liegenbleiben, da es eine „politische Leiche“ ist. Ich versicherte, keine persönlichen Absichten zu verfolgen.

Um 11 Uhr Parade der britischen Garnison auf dem Marktplatz, unter Führung des Oberbürgermeisters und des britischen Konsuls Stolterfoth ziehen wir (ca. 25 Mann) auf dem Marktplatz auf, Straßenanzug, Freund Hespeler in der ersten Reihe! Beim Entrollen des Union Jack und beim König-Hipp-Hipp-Hurra nehmen wir die Hüte ab. Neben mir stand ein Sergeant, der uns das Hüteabnehmen wohl beigebracht hätte. Von den 7 Beigeordneten waren nur 3 erschienen. Ich hatte es mir auch schwer überlegt. Mutters Meinung gab den Ausschlag, daß ich mein persönliches Empfinden zurückstellen müsse. Der Oberbürgermeister habe einen Anspruch auf meine Begleitung. Die Wagen des Stadtkommandanten und der anderen britischen Oberbefehlshaber müssen begrüßt werden. Nachmittags hatte ich eine Besprechung beim Oberbürgermeister. Wieder kam die Frage nach der „persönlichen Politik“. Ich hatte als Namensänderung für die „Danziger Freiheit“ die alte Bezeichnung „Lindenplatz“ vorgeschlagen. Tatsächlich gab es auch für kurze Zeit die Bezeichnung „Friedrich-Ebert-Platz“. Diesen Vorschlag hätte ich allerdings nie gemacht!

Voraussichtlich werde ich Direktor Mollenkopf verlieren, er erhält seine geliebte Straßenbahn zurück, da Direktor Krieger, der Mann mit der goldenen DAF-Fahne, endlich sein Schicksal erreicht hat. 10 Entlassungen wegen der Zugehörigkeit zur Partei vor 1933 sind soeben ausgesprochen worden, meistens Arbeiter!

Sonntag, den 17.5.45

Ich muß die Frau des Kollegen Dr. Weise²⁹ vernehmen, um den Fragebogen wegen Parteizugehörigkeit usw. ausfüllen zu können. Eine recht unangenehme Aufgabe, be-

29 Dr.-Ing. Erich Weise, Stadtbaudirektor Lübeck, Parteimitglied seit 1.5.1933; AHL 02.07 Entnazifizierungsausschuss Soll-Nr. 7422 (Karteikarte): „W. war aktives

sonders weil der Kollege Weise eifriges Parteimitglied war. Ihm ist das Gehaltskonto gesperrt, weil er in der Stellung eines Generals bei der OT³⁰ im besetzten Gebiet tätig war. Sonst verläuft der Sonntag ruhig. Fräulein Jöns, Kollegin von Feuerhahn, muß auch den Fragebogen ausfüllen. Sie war beim Freicorps Adolf Hitler als Bürokräftin und Botin mit ausgerückt. Auch sonst ist sie belastet. Meine Beratung verläuft aber nicht negativ.

Die letzte Woche war sehr stürmisch und kalt und brachte viel Regen. Heeschen hat auch 2 cbm Holz bekommen, das schon verarbeitet ist. Die Erdbeerernte ist gut. Mutter verteilt reichlich an Freunde, die uns auch schon bedacht haben. So hilft einer dem anderen. Die Post darf nur Postkarten innerhalb Schleswig-Holsteins befördern. Mir ist ein Adjutant genehmigt worden, Stadtbaurat Ohm aus Emden. Aber er ist nach seiner Meldung nicht wiedergekommen, er hat also etwas Besseres gefunden. Wohl 50 hohe Techniker aller Art sind bei mir um Arbeit vorstellig geworden.

Wie oft muß man nein sagen und müßte doch jedem den Wunsch erfüllen, wieder im Beruf tätig sein zu können. Ich werde von allen beneidet, obgleich ich zur Zeit doch Latrinenfuger, Sielputzer und Müllkutscher bin und obendrein nach der britischen Flöte tanzen muß. Ob ich überhaupt je noch mal dazu komme zu bauen?

20.6.1945

Eine schwere Explosion erschütterte Luft und Erde. Wir sind noch in kriegsähnlichem Zustand. Das wird uns trotz des schönen Sommerwetters ins Gedächtnis zurückgerufen. Es sind wieder einige Straßen vor dem Mühltentor geräumt worden, damit der Brite seine Soldaten dort einquartieren kann. Ganz Lübeck lebt in einer nervösen Spannung, wo nun der nächste Räumungsbefehl einschlägt. Jetzt wird wenigstens eine Frist von 24 Stunden gewährt, aber 50 bis 100 Familien gleichzeitig anderswo unterzubringen, ist doch eine schwere Aufgabe. Wir werden auch noch mal daran glauben müssen, obgleich der Oberbürgermeister für die Beigeordneten Sicherheit out of bound erbeten hat. Täglich kommen noch Kollegen aus den von Russen besetzten Provinzen, um hier Tätigkeit zu finden. Ich empfangen sie alle und erkläre Ihnen die Lage, die für sie in Lübeck hoffnungslos ist. Tragik komisch ist der Fall Oberbaurat Dr. Ohm, Emden, der mir als Hilfskraft bewilligt wurde, nun aber unauffindbar ist. Dafür ist mir nun Stadtbaurat Dr. Jakobs, Schwerin-Rostock, genehmigt. Hoffentlich tritt er bald an!

21.6.1945

Sommeranfang. Der Tag bringt recht warmes Wetter, wir müssen im Garten gießen. Überall wird gebadet, auch in den Wasserläufen, in die Siele münden. Der britische Stadtkommandant hat den nördlichen Teil der Wakenitz für jedes Baden, Schwimmen und Rudern und Segeln verboten, so daß unsere Jugend gezwungen ist, sich andere Badegelegenheiten zu suchen. Die Ausländer liegen nackt mit weiblicher Begleitung auf jedem Grasfleck. Die deutschen Frauen-Flüchtlinge, die im Osten von den Russen vergewaltigt wurden, werden jetzt auf Antrag von dieser unfreiwilligen Befruchtung durch Frauenärzte befreit.

Heute sah ich nach langer Zeit einen Schleppzug unter Dampf auf dem Kanal, aber ohne Heckflagge. Unsere Nationalflagge darf im eigenen Land nicht mehr gezeigt werden. Eine deutsche Flagge gibt es nicht mehr. Kein Schiff auf hoher See wird eine Flagge

Gefolgschaftsmitglied seines ‚geliebten Führers‘, daher als Aktivist zu werten.“

30 Gemeint ist die Organisation Todt (OT), eine paramilitärische Bautruppte, benannt dessen Leiter Fritz Todt. Die OT wurde nach Kriegsbeginn vor allem für Baumaßnahmen in den von Deutschland besetzten Gebieten eingesetzt.

führen, die es als ein deutsches erkennen läßt! Jeder kleine Staat – sogar die Schweiz, die gar kein Anlieger am Meer ist, – hat seine Nationalflagge am Heck seiner Schiffe. Wir Deutsche sind von der Flaggentafel ausradiert.

22.7.1945

Die Gefahr, daß wir unser geliebtes Haus verlieren, währt weiter. Täglich werden Häuser auf Marli geräumt. Die Nachbarn bringen vorsorglich die besten Sachen ihrer Einrichtung schon heute in Sicherheit.

26.7.1945

Noch täglich habe ich mehrere Besuche von stellungssuchenden Bauräten, Baudirektoren usw., die aus dem Osten vertrieben sind. So war an zwei Nachmittagen Baudirektor Dr. Reichow aus Stettin hier. Wir haben uns stundenlang über die Wiederaufbauprobleme unterhalten. Er ist ein bekannter Stadtbautheoretiker und auf der Suche nach seinem ältesten Jungen, der mit der Kinderlandverschickung in Schleswig-Holstein weilte.

Montag, den 20.8.45

Ich sitze als Genesender im Spätsommer-Sonnenschein und erhole mich von der Lübecker Krankheit. Sie fing am 16.8. abends plötzlich mit einem nie erlebten Schüttelfrost an. Nach einer Stunde hatte ich 39° Fieber, das am 17.8. anhielt. Dazu kamen 15 „Explosionen“, zuletzt nur noch Wasser. Am 18. ließen das Fieber und die Stühle nach. (...) Ich habe 10 Pfund eingebüßt und damit ein Jünglingsgewicht von 150 Pfund erreicht. Mutter hat mich hart in Diät gehalten, jetzt darf ich die ersten Versuche mit bürgerlicher Küche machen. Diese Krankheit ist zur Zeit in Lübeck epidemisch – Ursache: Ernährungsmängel!

Diese unfreiwilligen Ferien geben mir nun die Gelegenheit, die Niederschrift aus den ersten Besetzungstagen fortzusetzen. Die Russen stehen 1.000 m vor unserem Sonnenhäusle am Landgraben. Da fängt nun Asien an! Der Verkehr ist vollkommen unterbrochen, der „eiserne Vorhang“ ist absolut dicht. Nur wenigen gelingt es, ihn über die See oder die grüne Grenze beziehungsweise über die Wakenitz hin oder her zu überschreiten. Die Nachrichten sind sehr widersprechend. Von der Grenze am Priwall sah ich selbst, daß die Ernte drüben im Gange ist, aber es waren keine Menschen zu sehen. Die Beschlüsse von Potsdam befriedigen selbst den alten Churchill nicht. Er sieht in der Preisgabe des Oder-Ostufers an Polen neue Verwicklungsmöglichkeiten.

Japan ist auch tot – wahrscheinlich durch unsere Atombombe V 3 oder V 4, von denen Goebbels behauptet haben soll: „Wenn man die Wirkung bedenkt, klopft einem nicht nur das Herz, sondern es steht still.“ Wir hören absichtlich kein Radio, weil es doch nur Tendenzmeldungen für deutsche Ohren bringt, genau wie die Zeitungen der britischen Militärregierung, die der Brite selbst als „blo[o]dy nonsense“ bezeichnet. Man liest die Worte und setzt hinter jedes ein Fragezeichen.

Von den Kindern keine Nachrichten! Trotzdem sind wir seit dem Brief von Klaus (Anfang Juni) guter Hoffnung. Durch einen anderen Heimkehrer aus dem berüchtigten Lager Aibling hörte ich, daß dort für Großarbeitsstellen in Kaprun und Innsbruck geworben werde. Man suche besonders Techniker ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit. Daraus ziehen wir nun den optimistischen Schluß, daß Klaus längst an seine alte Arbeitsstelle zurückgekehrt ist und hoffentlich seine Lieben dort gesund vorgefunden hat. Hoffentlich kann er dort bleiben, denn hier findet er keine Arbeit, und im übrigen Rest-Deutschland wird es nicht anders sein. Für uns heißt es also weiter: Warten und warten

und hoffen! Über die Lieben in Wimpfen hörten wir durch eine Karte von Grete-Marie Ball aus Düsseldorf, daß es allen gutgehe. Sie selbst hat sich verlobt mit dem Adjutanten ihres Vaters. Von letzterem erwähnt sie nichts, er war heftiger Nazi. Seit „Siebenschläfer“ hatten wir viel, viel Regen, der unserem Garten sehr gut getan hat, aber der Ernte auf schweren Böden auch sehr geschadet hat. Es wäre nun höchste Zeit, daß ein paar trockene Wochen kämen. Mutter verläßt Haus und Garten kaum. Marken und Milch usw. holen ihr freundliche Seelen, ganz besonders Heeschen Feuerhahn, die große Tochter. So sind Haus und Garten stetig unter ihren wachen Augen, so daß Diebe sich bisher nur in einer Nacht an den Mirabellenbaum wagten, der in diesem Jahr zum ersten Mal reich trug. Die goldenen Früchte in dem grünen Laub sahen wohl gar zu verführerisch aus. Die Brombeeren am Ostzaun werden natürlich von außen gepflückt. Das ist aber kein großer Verlust, da ja kein Einmachzucker vorhanden ist.

Mutter hat ihr Arbeitstempo noch gesteigert. Mittagsschlaf fällt trotz ihrer 60 Jahre aus. Ich bin wieder Samstagnachmittag und Sonntag frei und weigere mich, in dieser Zeit Arbeitskleider und Haus zu verlassen. Wohin auch? Die nächste und die weitere Umgebung sind durch die Polen so unsicher, daß man sich alleine – per Fahrrad schon gar nicht – hinauswagt. „My home is my castle“, sagt der Brite und gibt kaltblütig den Befehl zur Räumung.

Wir können über Einsamkeit nicht klagen. 8 Flüchtlings-Frauen im Quartier bringen schon allerhand Leben, auch wenn Mutter sie sich aus der Küche zu halten weiß. Sie haben viel Besuch und sind selbst viel unterwegs. Sie tun nichts, weil das Arbeitsamt keine Arbeit für sie hat. Sie fahren nach Hamburg in die Gefangenen-Großlager und sogar nach Westfalen.

Wir selbst haben auch viel Besuch. Die meisten kommen oft und gern und wissen im Garten etwas zu ernten. Gemüse ist auf Karten so gut wie nicht zu haben. Obst ist für kein Geld zu haben. Nur bei Mutter Bertel ist noch niemand gegangen ohne eine Handtasche voll und einen Blumenstrauß dazu. Es gerät auch mancher Tausch. Der Garten gibt in diesem Jahr sehr reichlich, die Frühkartoffeln beispielsweise trotz einiger versagender Pflanzen nahezu das Fünffache der eingelegten Menge. Die Beeren aller Sorten waren ein ganz großer Erfolg, auch mit Erbsen und Bohnen sind wir zufrieden. Was wäre, wenn wir den Garten nicht hätten und die eigene Kraft, ihn zu bewirtschaften, dazu? Mutter ist jede Stunde dort, ich helfe zu meinem Teil und Heeschen zu ihrem. Um unsere Flüchtlinge unterzubringen, sind wir wieder zu einem Budenzauber gezwungen gewesen. Jetzt wurden Ermittlungen nach Quadratmeter je Person angestellt. Der Durchschnitt ist gerade noch 10 Quadratmeter. Piepers bewohnen nur noch das Erkerzimmer zum Schlafen und Essen und das Wohnzimmer als Arbeits- und Gemeinschaftszimmer. Hier soll Ende September ein Kachelkamin mit Kochmöglichkeit von Meister Klippel aufgebaut werden. Abends lesen wir gemeinsam die Buddenbrooks, Isolde Kurz, Riehl, historische Novellen aus tausend Jahren. Heeschens beste Freundin Erna Jöns ist verhaftet, weil sie beim Freicorps Adolf Hitler mitgemacht hat und mit dem Leben davonkam. Gerade hat sie eine schwere Brust-Krebs-Operation hinter sich und liegt noch im Krankenhaus. „Tapfere Frau“, sagt der sie verhaftende Brite. Die Flüchtlingszahl steigt täglich trotz heftiger Abwehr des Quartieramtes. Es gibt keine Aufenthaltsgenehmigungen mehr, es gibt keine Lebensmittelmarken, es gibt keine Arbeit, und doch bleiben allzu viele Menschen hier hängen, jetzt besonders viele Kriegsgefangene aus dem Norwegen-Lager in Waldhusen. Die Leute meinen alle, in Lübeck erwarte man sie mit offenen Armen. Travemünde ist noch stärker belegt, aus 5.000 Einwohnern wurden dort 18.000. Dort gibt es kein Wohnzimmer mehr, das nicht belegt ist. Die deutschen Zugewanderten wurden heute auf 100.000 Köpfe geschätzt, dazu 400 Ausländer, besonders die verhaßten Polen, Esten, Italiener und Serben. Die Kriminalität wächst erschreckend, mindestens 100

schwere Diebstähle und Raubüberfälle wöchentlich, ein bis drei Morde usw. Heute sind alle Polenlager durch britische MS-Trupps abgesperrt. Es soll ein Engländer ermordet worden sein. Diese Kriminalität geht auf die deutsche Bevölkerung über, da sie sieht, daß gegen die Polen kaum etwas unternommen wird. Neulich rühmte sich ein Halbstarke, daß er schon das dritte Fahrrad geklaut habe. Es besteht keine Aussicht, daß wir die Polenplage los werden.

Senator Haut (Sozialverwaltung) und Senator Passarge (Polizei-Präsident) nehmen nun an den Beigeordneten-Sitzungen teil und sprechen beide zu jeder Vorlage. In zwei Monaten sollen allgemeine Wahlen stattfinden, wobei sich die gesamte Verwaltung erneut zur Wahl stellen muß. Im Juli und August hielt ich vor dem Oberbürgermeister, den Beigeordneten, den Oberbauräten usw. sechs Vorträge über die Vorarbeiten zum Wiederaufbau. Eine Diskussion fand nicht statt. Ich erwarte nun eine Verfügung des Oberbürgermeisters, wie weiter gearbeitet werden soll. Ich habe ihm auch Vorschläge dafür gemacht. Bisher sind bei der Stadt 170 Männer und Frauen entlassen worden, darunter 65 Lehrpersonen. Die Bauverwaltung ist noch nicht betroffen. Von unserer Gefolgschaft sind nun schon zahlreiche Krieger zurückgekehrt, über 200 fehlen aber noch. Es sind auch 1933 Entlassene (SPD Leute) wieder eingestellt worden. Wir haben Raummangel, und der wird noch größer werden. Auch hat sich wieder ein Spitzel aufgetan. Eick, ein Bursche, der in anderen Verwaltungen unmöglich geworden war, wurde zu uns versetzt. Er ist schon wieder als anmaßend aufgefallen, auch dem Herrn Oberbürgermeister, und soll nun aus der Verwaltung entfernt werden. Der „Kollege“ Dr. Weise arbeitet nun wieder in seiner gewohnten Weise durch Gebrauch seiner Ellenbogen zur Erweiterung seines Machtbereiches. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird er nächstens verhaftet oder amtsentlassen. Die von mir neu engagierten Männer, Baurat Dürrenberger, Dr. Jakob und Amtmann Karstedt, bewähren sich. Alle 65jährigen sollen nun pensioniert werden, vielleicht wird das Pensionsalter sogar herabgesetzt. Dann gehe ich auch, ich werde mich schon zu beschäftigen wissen. Die Gehälter sind bisher voll bezahlt worden. Täglich melden sich immer noch 3 bis 5 Techniker aller Rangstufen, denen ich ein hartes Nein in möglichst schonender Weise beibringen muß. Es ist furchtbar, welchem Elend all diese Männer mit ihren Familien entgegengehen. Wenn die Russen 2 km weiter vorrücken, stehe ich vor dem gleichen Schicksal! Nun treffen auch zahlreiche Meldungen aus den Gefangenenlagern ein. Es kommen Stabsoffiziere und bitten um Einstellung als Gastarbeiter! Die Masse der aktiven Offiziere, die nichts gelernt haben, wie will die das geschrumpfte Deutschland ernähren? Sie bilden eine ganz besonders große Gefahr. Eine weitere Nervenarbeit bedeutet die Beratung von Abiturienten, die im Alter von 18 bis 28 Jahren ankommen und beraten sein wollen. Die Jungen kann man nur schwer in Praxisstellen unterbringen, da nicht gebaut wird. Die Alten, die zum Teil Oberleutnants und Hauptleute waren, wollen schnell gefördert werden, dabei arbeitet noch keine Hochschule. Ich rate mit bestem Gewissen zum Technikerberuf, der Aufbau muß ja einmal kommen! Zur Zeit ist kein kg Zement oder Kalk zu haben. Was da war, hat der Brite. Da Kohlen fehlen, ist an baldige Produktion von Mörtelbindemitteln nicht zu denken. Der Lehm wird von der Provinzial-Regierung als letztes Hilfsmittel empfohlen. Es sind zahlreiche Versuche unternommen worden, Kohle zu beschaffen. Die Aussichten sind sehr gering. Nutzholz ist auch nicht mehr vorhanden. Es werden jetzt Särge aus Pappe geplant. Mein Dienst beginnt täglich um 8 Uhr mit einer Präsidial-Sitzung, bei der alle Amtsleiter anwesend sind, ca. 10 bis 12 Personen. Da werden alle Eingänge, Schwierigkeiten und Hemmnisse besprochen, Fahrzeuge verteilt, Dauer 1 bis 1 1/2 Stunden. Wir haben jetzt einen recht noblen Horch-PKW. Das Luftwaffenbauamt und der Heeresbaustab nehmen auch teil. Es bestehen Versuche des X-Corps-Hamburg, diese Ämter wieder der Sammel-Intendantur zu unterstellen, aber zahlen soll Lübeck wie bisher. Die Besitztümer der Wehrmacht im Stadt-Kreis Lübeck haben hohe Werte, z.B. die der Luft-

waffe 90 Millionen. Auf dem allgemeinen Friedhof erfolgen noch täglich Angriffe von Polen auf Zivilisten. Die Beerdigungen verlaufen normal, 25 bis 30 täglich gegen 12 bis 15 früher. Auf dem Ehrenfriedhof wird begonnen, den dritten Rundteil zu belegen. Zur Zeit werden die deutschen Gefallenen von dem Vormarsch der Briten auf Lübeck gesammelt und hierher überführt. Der Holzeinschlag durch die Verwaltung hat aufgehört, es soll nun nur noch durch Unternehmer geschlagen werden. Wenn keine Kohle kommt, wird in dem kommenden Winter der letzte Baum daran glauben müssen.

Mit den Ernährungsaussichten steht es nicht gut. Die Frühkartoffeln sind jetzt schon aufgekauft, auf Kartoffelmarken wird Brot verausgabt. Es gibt kein Fleisch (75 g), kein Fett, keinen Zucker (nur braunen Rohzucker), kein Ei, keine Streichhölzer, kein Leder, kein Gummi. Wir tauschen unsere Gartenfrüchte gegen Fisch und die Weinvorräte gegen Speck.

An Bekleidung konnte ich manches gerade für mich ergattern. Einen Rad-Regen-umhang, einen Marine-Regenmantel, Woll- und Gummi-Handschuhe. Aus zurückgelassenen englischen Boxhandschuhen bekomme ich zwei Paar Handschuhe gemacht. Aus englischen Socken hat Mutter sich Wollhandschuhe gestrickt. Aus Fallschirmseide entsteht eine Bluse, aus Fallschirm-Seiden-Schnüren eine gehäkelte Jacke, aus meinem Gehrock ein Tuchkleid. Mein Wintermantel und der blaue Anzug, die in Schwerin ausgelagert waren, konnten noch rechtzeitig vor der russischen Besetzung zurückgeholt werden, während Mutters Koffer mit wertvollen Kleidern, Wäsche und Schuhwerk nicht gefunden werden konnte. Es ist wohl auch ein handgewebter Herrenstoff beim Schneider in Herrenburg in russische Hände gefallen. Verluste, die alle noch zu ertragen sind! Halb Deutschland hat heute nur noch das, was es auf dem Leib trägt, und was soll uns noch alles genommen werden! Viel schlimmer als das alles ist aber der Verlust an Ehre und Achtung vor der Welt. Daß wir sie so bald nicht wiedererringen, dafür wird die feindliche Welt schon sorgen. Der gefährliche Konkurrent ist derart niedergeboxt, daß er nicht mehr antreten kann. Er ist auch moralisch vor der ganzen Welt in ewigen Verruf verstrickt, und dazu werden die Schauprozesse, die in Nürnberg geführt werden sollen, das Ihrige beitragen. Wie werden sich dort die Heroen der letzten 12 Jahre kümmerlich benehmen – warum hatten diese Kerle nicht das bißchen Mut, sich selbst zum Schweigen zu bringen? Pfui Teufel, Herr Göring und Genossen! Der Schwarzmarkt blüht an einigen Stellen der Karl-Böttger-Straße³¹ und der Waldersee-Straße, 1 Brot = 40 RM, 1 deutsche Zigarette = 2 RM, eine englische Zigarette = 4 RM, eine amerikanische = 6 RM, ein Fahrrad = 1.000 Zigaretten = ein Fotoapparat, eine Schachtel Streichhölzer = 4,50 RM. Alle Versuche, dies polizeilich aufzuhalten, sind mißlungen. In den Geschäftsläden werden Spinnstoffe, soweit überhaupt vorhanden, nur an Ausländer und KZ-Häftlinge abgegeben. Eine KZ-Ausweiskarte wird mit 1.500 RM gehandelt. Die alle werden vor der deutschen Bevölkerung in allen Geschäften vorzugsweise abgefertigt. Die Früchte und das Gemüse stehlen sich diese Verbrecher in den Kleingärten, wobei es ihnen auf einen Mord nebenbei auch nicht ankommt.

In den Silo am Hafen wird kanadischer Weizen eingelagert, während die Fleischvorräte in den Kühlhäusern erschöpft sind. Hoffentlich hat das schlechte Wetter der ganzen letzten Wochen dem Einbringen der Ernte nicht allzu großen Schaden getan! Schulen gibt es immer noch nicht. Die meisten Schulgebäude sind noch Lazarette (jetzt auch für Rückkehrer aus Norwegen). Eine polnische Schule ist eingerichtet, ebenso ein polnisches Krankenhaus mit Entbindungsabteilung. Unsere Jugend verwildert mehr und

31 Diese Straße gibt es in Lübeck nicht; eventuell ist die Böttcherstraße in der Innenstadt gemeint.

mehr, seit 6 Jahren minderwertiger oder gar kein Unterricht! Wie katastrophal muß sich das im Erwerbsleben der nächsten Generation auswirken!

Theater soll nächstens kommen. Das halte ich nun nicht gerade für das Lebensnotwendigste. Ebenso erhofft man weltliche Konzerte. Zur Zeit dürfen nur Kirchen-Konzerte gegeben werden, die sehr gut besucht sind, sogar öfters wiederholt werden müssen. 3 Kinos spielen für Deutsche. Ich habe Theater und Kino im täglichen Leben genug, wenn entlassene Offiziere oder Offiziers-Witwen ohne jede Pension oder Unterstützung um eine Arbeit betteln, die ich ihnen nicht geben kann. Ich halte es für unmöglich, einen ehemaligen Offizier in eine Friedhofsarbeiterkolonne zu stecken, er würde das als eine Beschneidung seiner Interessen betrachten.

Eine Zeitung erscheint täglich, aber der Inhalt ist äußerst dürftig. Englische Originalzeitungen dürfen nicht nach Deutschland gebracht werden, damit die Deutschen nur die englisch gefärbten Nachrichten hören. Ebenso bringt das Radio nur englische Aufmachung.

Straßenbahn fährt nur zur Beförderung der Arbeiter, Autobusse verkehren nicht. Bei der Eisenbahn fahren nur wenige Züge mit beschränkter Platzzahl mit langen Fahrzeiten, z.B. nach Hamburg 3 1/2 Stunden. Die Landstraßen sollen voll sein von Wanderern, Trampnern, Radlern und Treckfahrzeugen aller Art. Im Hafen nur ausländische Schiffe! Deutsche Schiffe müssen repariert und abgeliefert werden, sie müssen alle die Prisensflagge führen, eine deutsche Flagge gibt es nicht mehr. Deutsche Schiffe dürfen nicht mehr gebaut werden. Damit ist das Todesurteil über die Lübecker Industrie gesprochen, und es tritt das ein, was ich seit 1933 vorausgesagt habe, wir haben uns auf metallverarbeitende Industrien, insbesondere auf Rüstungsindustrien allzu einseitig festlegen lassen. Das wird sich jetzt bitter rächen! Das Hochofenwerk liegt mit all seinen Nebenbetrieben vollkommen still. Welcher Steuerausfall und welche Lastenvermehrung! Dornier macht Kochgeschirr aus Aluminium.

Die LMG arbeitet nur 1/2 Tag. Das Absatzgebiet ihrer Riesenbagger liegt in russischer Hand. Die BLM macht nur Reparaturen für die Eisenbahn. MfM³² und DWM³³ liegen tot. Flender repariert Schiffe. Die Holzindustrie ruht, da sie ausverkauft ist und keine Zufuhren erhält. Die Reichsmark als alte Landeswährung scheint zu stehen. Wir Private verbrauchen fast kein Geld, die Guthaben steigen, aber unsere Wertpapiere, Reichsanleihen, Hypothekenpfandbriefe usw. sind zinslos. Wir haben also wieder einmal Ersparnisse verloren, wir Eltern 30.000 RM, Ursel 20.000 RM. Die Sparguthaben bei den Sparkassen können nur ganz langsam flüssiggemacht werden.

Das ist die Lage von kleiner Warte mit kleinem Horizont gesehen am Ende des größten aller bisher auf dieser Erde geführten Kriege. Die Atombombe soll weitere Kriege wegen ihrer alles übertreffenden Zerstörungskraft unmöglich machen – wer's glaubt! Wenn das Geheimnis erst in aller Hände ist, wird weiter Krieg geführt werden, dann wird das Geschäft noch größer sein! Vorläufig wird man die Russen mit diesem Welterschreck in Schach halten, in ein paar Jahren werden sie die Atombombe auch haben. Dann geht der letzte Zweikampf los: Asien gegen britisch-amerikanische Welt!

Seit heute sind wir wieder an das Telefonnetz angeschlossen. Beim Telefonieren ruft man zum Schluß unwillkürlich oft noch „Heil Hitler“. Das sind die Apparate seit 12

32 Maschinen für Massenverpackungen (MfM): Eine in Lübeck Schlutup ansässige Rüstungsfirma, die zahlreiche Zwangsarbeiter beschäftigte; Tochter der DWM (siehe auch die folgende Fußnote).

33 Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken (DWM), Stammsitz Karlsruhe; siehe vorhergehende Fußnote.

Jahren so gewohnt! Auch sie müssen sich das aber schnell abgewöhnen! Die Post im britischen Gebiet befördert Postkarten, darüber hinaus ist noch alles gesperrt.

21.9.1945

Wir warten immer noch vergeblich auf Nachricht von Ursel und ihrer Familie, auch von Klaus und seinen Lieben ist nichts wieder durchgekommen. Wir erwarten ihn jeden Tag, da er doch selbst schrieb, daß er ausgewiesen wurde. Wenn er nur schon hier wäre! Ich habe viel Arbeit für ihn, bezahlte Arbeit, was jetzt etwas sehr Seltenes ist. Alle die vielen Lübecker Brücken müssen für die britischen Panzerlasten nachgerechnet werden. Am 15. September kam der erwartete Erderschütterung in der Stadtverwaltung. 15 Köpfe sind auf Befehl der Briten gerollt, darunter alte leitende Beamte, die von sich annahmen, daß es ohne sie nicht geht: Stadtrat Dr. Wegner, Dr. Volger, Staatsrat Dr. Lange,³⁴ Intendant Dr. Rusten, Oberbaurat Dr. Hespeler, Stadtbaudirektor Dr. Weise, und ich bin der Erlöste und der Leidtragende zugleich. Der Oberbürgermeister hat mir das Erbe Dr. Hespelers und Weises übertragen, eine schwere Last, aber auch eine Erlösung von schwierigen Mitarbeitern. Weise hat mir bei seinem Weggang einen Organisationsplan für das Tiefbauamt übergeben, auf dem er mindestens 116 Untergebene fordert! Alles lacht über eine derartige Verkennung der Gesamtlage. Lübeck steht vor dem finanziellen Zusammenbruch, und er fordert 116 Männer für sein Büro, wo doch große Aufgaben überhaupt nicht vorliegen. Weise hat sich bei dem britischen Major Sainsbury beschwert, der sich für ihn verwenden will. Oberbürgermeister Helms will Weise nicht mehr haben, da Beschwerden über den Nazi Weise von seiner eigenen Gefolgschaft vorliegen. Von Hespeler hat man den Schriftwechsel mit der NSDAP über seine Aufnahme als PG. Er bekennt sich darin als begeisterter Anhänger des Führers und verspricht, mit allen seinen Kräften für ihn zu arbeiten. Kein Wunder, daß er sich jetzt damit sein Todesurteil gesprochen hat. Alle diese Beamte, die teilweise mehr als 20 Jahre gedient haben, bekommen keine Pension, und ihr Vermögen wird beschlagnahmt, außerdem können sie kein öffentliches Amt mehr bekleiden. Also sehr schwere Bedingungen, ob die auf die Dauer aufrechterhalten werden können. Das war nur die erste Welle! Alle mittleren Beamten, Angestellten und Notangestellten zittern nun, daß sie bei der zweiten Welle betroffen werden. Auch von meinen Herren werden zahlreiche geregelt werden. Wie ich ohne sie arbeiten soll, ist mir schleierhaft. Wir fangen jeden Tag um 8 Uhr mit einer allgemeinen Bauamtsbesprechung an, wobei jeder zu Wort kommt, dadurch wird viel Schreiarbeit und Telefoniererei gespart, und ich weiß, daß jeder um 8 Uhr im Dienst ist. Mir macht das gar nichts aus. Weise und Hespeler hatten ein umständliches Arbeitssystem, und beide mußten einen großen Stab um sich haben. Ich arbeite am liebsten ohne viele Mitarbeiter, man muß seinen Mitarbeitern Arbeit und Verantwortung überlassen können. Ich habe den Vorschlag gemacht, eine Studiengesellschaft für die bombenzerstörten Städte zu schaffen. Oberbürgermeister Helms ist einverstanden.

Sonntag, den 22.9.45

Im herbstlichen Garten: Von jungen Polen wurden Äpfel gestohlen. Nun hat Mutter alle Äpfel frühzeitig gepflückt. Die Birnen sind schlecht, geplatzt und faul. Die Tomaten tragen soviel wie noch nie. Wir brechen sie nach der ersten Färbung und lassen sie im Fenster ausreifen. Die letzten Brombeeren sind besonders schön, ebenso die Radies-

34 Dr. jur. Friedrich Wilhelm Lange (1878-1961), Senatssekretär und Staatsrat, Parteimitglied seit 1.5.1933; Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit und in der Endphase des Zweiten Weltkrieges de facto Direktor derselben; ausführlich: *wikipedia*, *Lange* (zuletzt 8.7.2016).

chen und Eiszapfen. Die Bohnen werden langsam trocken, und dann ist die Zeit des Umgrabens und des Düngens bald da. Im Haus ist alles beim alten, unsere 7 Damen stehen unter Mutters Regiment. Sie fühlen sich wohl im Haus und kommen von ihren vielen Reisen nach Westfalen immer gern zurück. Heeschen Feuerhahn darf als alte PGN [Parteigenossin] nicht mehr unterrichten, sie erwartet die Kündigung. Neulich war ihr Freund für 3 Tage hier, auch er ist alter PG und zur Zeit arbeitslos. Schade, sonst hätten sie jetzt heiraten können.

Im Wohnzimmer wird ein Heiz- und Koch-Kachelofen gebaut. Es ist wieder einmal Budenzauber gemacht worden. Die „UNRA“³⁵ die das Haus Dr. Sand beschlagnahmt hat, sucht nach einer kleinen Villa in unserer Straße. Hoffentlich können wir wohnen bleiben! Im Bauamt lasse ich zur Zeit im Dach eine Notwohnung ausbauen, für den Fall der Beschlagnahme des Hauses, sie ist aber noch nicht fertig. Die Einwohnerzahl der Stadt ist noch nicht gesunken, obgleich die Polen mit Schiffen in die Heimat zurückkehren können. Nun kommen die Sorgen für den Winter! Wo bleiben alle die Menschen, die nur ein Sommerquartier haben? Der Brite will Baumaterial beschaffen, um Wohnungen zu bauen. Ich fürchte, daß nicht viel dabei herauskommt. Die Finnlandsiedlung ist nun frei von den Italienern. Es kann dort langsam weitergearbeitet werden.

8.10.1945

Nachricht aus Kaprun! Klaus und seine Familie sind am 3.10. dort in einem PKW abgefahren. Ein LKW mit 3 schweren Kisten ist schon hier eingetroffen.

13.10.1945

Zehn Tage sind die Kinder unterwegs. Luftlinie 850 km könnten normal in 2 bis 3 Tagen zurückgelegt werden, aber in dieser Zeit braucht man vielleicht 2 bis 3 Wochen. Wenn sie dann gesund hier ankommen, dann ist das Warten vergessen! Ich war diese Woche kurz in Kiel – o Gott, sieht diese Stadt aus, ein einziger großer Trümmerhaufen, wie Lübeck nach dem Märzangriff 1942. Der Brite hat zusätzlich zu den Bombenzerstörungen alle Luftschutzbunker in der Stadt ganz rücksichtslos gesprengt. Da liegen nun diese Riesentrümmer aus Eisenbeton bis zum jüngsten Tag! Sie zu zerschrotten und abzufahren, kostet mehr, als der Bau der Bunker gekostet hat. Wir versuchen zur Zeit zur „Entfestigung“ unserer Bunker, mit Preßluftbohrhämmern Fenster in die Außenwände einzubrechen. Ein Fenster kostet 300 RM und teures Kompressor-Benzin. Wenn wir für 10.000 RM einen Bunker mit Licht und Luft versehen können, ist das eine Kleinigkeit gegenüber den Kosten der in der Umgebung entstehenden Schäden und dem Wegräumen der Trümmer bei einer Sprengung nach der britischen Methode. Klaus hat dann mit seinen Erfahrungen als Sprengmeister eine Methode entwickelt, mit der die Fenster billiger und schneller hergestellt und damit die Bunker wirksam entfestigt werden können.

Kiel verliert seine Grundlage, die Kriegsmarine, und weiß noch nicht, worauf es seine Zukunft aufbauen kann. Das sind schwere Sorgen für den Wiederaufbauplaner! – Heute sprach ich mit Frau Bürgermeister Böhmcker. Sie muß ihre Wohnung räumen, weil ihr Mann Nazi war. Noch 3 Jahre nach seinem tragischen Tod verfolgt man nun die Witwe. – Es gehen wieder tolle Gerüchte um über bevorstehende Feindseligkeiten zwischen Briten und Russen. Dann ist es mit Lübeck aus!

35 In der Vorlage fälschlich „Unna“ übertragen; UNRRA: „United Nations Relief and Rehabilitation Administration“, gegründet 1943 als Hilfsorganisation; Hauptaufgabe der UNRRA war die Unterstützung der Militäradministration bei der Repatriierung der sogenannten Displaced Persons.

Das furchtbare Jahr 1945 geht zu Ende! 1946 steht dunkel vor uns, und trotzdem sind wir glücklich und unserem Schicksal dafür dankbar, daß dieser unseligste aller Kriege uns noch soviel übriggelassen hat. Alle Lieben sind noch am Leben und gesund, alle arbeiten und haben ihr Brot, alle haben ein Dach über dem Kopf und Kleidung genug. Die Fundamente zum Leben sind unzerstört, was will man mehr! Auch in den Familien der beiderseitigen Geschwister ist nur ein Gefallener zu beklagen. Was wir alle gleichermaßen verloren haben, das brauche ich nicht zu sagen. Eine graue Leere ist geblieben und wird bleiben. Für die junge Generation ist das noch schwerer zu tragen als für uns Alte, die wir diese Last nicht mehr lange zu schleppen haben werden. Und trotz allem blicken diese Jungen unverzagt in die Zukunft, sie wollen sie zwingen, wie wir sie nach 1918 auch gezwungen haben!

Sohn Klaus war am 1.5.1944 von seiner Bauleitung an der Tauerntalsperre zu den Panzerjägern nach Cilli (Südsteiermark) eingezogen worden. Vorher hatte er noch ein Ehrengerichtsverfahren gegen seinen Nazi-Chef erfolgreich bestanden. Nach der Grundausbildung und einigen Einsätzen gegen Tito-Partisanen kam er im März 1945 auf den Panzerübungsplatz Burg bei Magdeburg. Im April wurde er mit seiner Gruppe junger Österreicher nur mit Maschinenpistolen bewaffnet zur Armee Wenk nach Berlin geschickt. Im brennenden Potsdam erhielten sie dann den unglaublichen Befehl, in Eilmärschen nach Udine in Oberitalien zu gehen, um dort Jagdpanzer zu übernehmen. Nach 14 abenteuerlichen Fahrttagen wurden sie in Salzburg vom Ami entwaffnet und nach Aibling ins Gefangenenlager transportiert. Dort als Österreicher entlassen, kehrte Klaus zu seiner Familie nach Kaprun zurück. Bis zum 18.8. wußten wir davon nichts. Da kam der Brief, der die Erlösung vom Warten und Zweifeln brachte. Als Reichsdeutsche wurde aber die Familie Pieper jun. aus Österreich ausgewiesen und traf nach 14 Tagen Autotreck glücklich bei uns ein. Sie brachten auch nach 7 Monaten die erste Nachricht über das Ergehen unserer Tochter Ursula, ihres Mannes und des kleinen Christophs mit. Etwas später brachte ein Ami einen ausführlichen Brief mit Bildern. Die Familie Dr. Ringler hat die Ereignisse in Bozen gut überstanden. Ursel und Sohn bleiben zunächst dort, wo Obst, Milch und Holz reichlich vorhanden sind, während der Gatte in sein Museum Ferdinandeum³⁶ zurückkehren mußte. Sie hoffen, daß Südtirol von Italien an Österreich zurückgegeben wird und sie dann dort weiter arbeiten könnten. Das ist aber wohl vom Schicksal zuviel verlangt!

[Von Klaus Pieper 1995 hinzugefügte Erläuterung]:

Am 23.3.1946 ist Vater Hans Pieper in seinem Haus gestorben. Er brauchte glücklicherweise nicht mehr mitzuerleben, daß das Haus einschließlich der Einrichtung im Juli desselben Jahres für einen britischen Offizier beschlagnahmt wurde.

Mutter Bertel fand Unterschlupf in einem Zimmer der Familie Böhl.

Klaus mit den Seinen bezog die Dachwohnung im Bauamt, die der Vater vorsorglich hatte herrichten lassen. Dort kamen die Enkelin Frauke und der Enkelsohn Andreas zur Welt.

Nach 5 Jahren Verbannung aus dem Familienheim durfte die ganze Familie im Juli 1951 dorthin³⁷ zurückkehren.

36 Tiroler Landesmuseum in Innsbruck.

37 Gemeint ist das Haus in der Elsässerstraße.

Nach der Berufung von Klaus an die TH in Braunschweig und dem Bau des neuen Pieperhauses im Ginsterweg verließ er mit seiner Familie das Pieperhaus in Lübeck im April 1961.

Mutter Bertel blieb zunächst alleine in ihrem Haus und ihrem Garten und vermietete dann den größten Teil davon. Sie lebte abwechselnd in Lübeck, bei Ursel in Innsbruck und bei Klaus in Braunschweig.

Im Januar 1973 mußte auch sie das Pieperhaus in Lübeck verlassen und in ein Altersheim ziehen, weil sie nicht mehr alleine leben konnte. Sie ist in dem Heim recht unglücklich gewesen und am 19.7.1976 im Alter von 91 Jahren verstorben.

Die Nachkommen von Hans und Bertel Pieper sind bis heute: 2 Kinder, 6 Enkel, 8 Urenkel, 1 Ururenkelin.

Kurztitel- und Literaturliste

von Brandt (1986): Brandt, Ahasver von, Werkzeug des Historikers. 11. Auflage Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1986.

Fligge (2014): Fligge, Jörg, **Lübecker Schulen im ‚Dritten Reich‘. Eine Studie zum Bildungswesen in der NS-Zeit im Kontext der Entwicklung im Reichsgebiet, Lübeck 2014.**

Durth/Gutschow (1988): Durth, Werner; Gutschow, Niels, Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1945-1950, Bd. 2, Braunschweig/Wiesbaden 1988, S. 815-831.

Fischer (1992): Fischer, Friedhelm, **Lübeck: Kleinod im ökonomischen Windschatten, in: Neue Städte aus Ruinen. Deutscher Städtebau der Nachkriegszeit. Hrsg. Von Klaus von Beyme u.a. München 1992, S. 101-103.**

Klee (2011): Klee, Ernst, Das Personenlexikon zum Dritten Reich: Wer war was vor und nach 1945. 3., **überarb.** Ausgabe Frankfurt am Main 2011 (Die Zeit des Nationalsozialismus),

Lokers (2014): Lokers, Jan, **Lübeck 1933-1945: Was wissen wir, was nicht? Stand und Perspektiven der Forschung, in: Michael Hundt; Jan Lokers (Hrsg.), Das Ende des eigenständigen Lübecker Staates im Jahre 1937. Vorgeschichte, Ablauf und Folgen einer stadtgeschichtlichen Zäsur (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck Herausgegeben vom Archiv der Hansestadt, Reihe B, Bd. 52), Lübeck 2014.**

Neugebauer/Wiehmänn (1993): Neugebauer, Martin; Wiehmänn, Otto, Artikel „Pieper, Hans“, in: Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten. Herausgegeben von Alken Bruns, Neumünster 1993.

Pieper, Erinnerung (1982): Klaus Pieper, Zeugen des Wirkens eines erfolgreichen Architekten. Erinnerung an Lübeck's Stadtbaudirektor Hans Pieper, in: Lübeckische Blätter Nr. 9 vom 3.5.1982, S. 143-144.

Pieper, Lübeck (1941): Pieper, Hans, **Lübeck in 10 Jahren, in: Lübeckische Blätter Nr. 17 vom 27.4.1941, S. 203.**

Sinner (2008): Sinner, Karl-Ernst, Tradition und Fortschritt. Senat und Bürgermeister der Hansestadt Lübeck 1918–2007. Lübeck 2008 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck. Hrsg. vom Archiv der Hansestadt Lübeck Reihe B Bd. 46).

wikipedia, Kienitz: General Werner Kienitz: <http://www.lexikon-der-wehrmacht.de/Personenregister/K/KienitzWerner-R.htm>.

wikipedia, Lange: wikipedia-Artikel: https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Wilhelm_Lange

Zimmermann: Zimmermann, Jan, Der Lübecker Baudirektor Hans Pieper (1882-1946). „Wir wollen alle nur das Beste für Lübeck“ (ungedrucktes Manuskript im Besitz des Verfassers).

Anschrift des Autors:

Dr. Jan Lokers
Archiv der Hansestadt Lübeck
Mühlendamm 1-3
23552 Lübeck
E-Mail: jan.lokers@luebeck.de

Die Lübecker Landeskirche, ihr Umgang mit der NS-Vergangenheit und ihr Verhältnis zum Judentum

Stephan Linck

Am 31.12.1976 endete die Selbständigkeit der evangelisch-lutherische Landeskirche Lübeck,¹ die von da ab als Kirchenkreis der Nordelbischen ev.-luth. Kirche fungierte.² Dieser Beitrag thematisiert die kirchliche Entwicklung nach 1945. Dabei gilt der besondere Fokus dem Umgang mit der NS-Vergangenheit und konkret dem Verhältnis zum Judentum. Gerade hier lässt sich für Lübeck eine Entwicklung feststellen, die sich deutlich von den benachbarten Landeskirchen abhob.

Die Landeskirche umfasste das Stadtgebiet Lübecks mit Travemünde, Schlutup, Kücnitz sowie verschiedene Exklaven, die mit dem Groß-Hamburg-Gesetz den Kreisen Eutin und Herzogtum Lauenburg zugeschlagen worden waren.³ Ende 1932 hatte die Landeskirche 132.760 Mitglieder,⁴ die sich auf 15 Gemeinden verteilten, die wiederum insgesamt 29 Pfarrstellen besaßen. Darunter waren sechs Landgemeinden mit 17.560 Mitgliedern, die von sechs Geistlichen versorgt wurden.⁵ Nach 1945 veränderte sich die Landeskirche vor allem durch die hohe Zahl von Flüchtlingen aus den verlorenen deutschen Ostgebieten. 1950 zählte die Landeskirche 205.000 Mitglieder, 1965 207.000, bis Ende der 1960er die Kirchengemeinden immer stärker wurden und die Landeskirche zuletzt 1976 177.000 Mitglieder zählte. Damit verbunden war eine Vielzahl von Gemeinde-neugründungen nach 1945, bis 1967 mit 32 Kirchengemeinden der Höchststand erreicht wurde. Die Zahl der Pfarrstellen der Landeskirche stieg von 35 1948 auf 90 im Jahr 1973. Obwohl die Mitgliederzahlen abnahmen, wurde der Perso-

1 Genau: Bis 1934 Evangelisch-Lutherische Kirche im Lübeckischen Staate, danach Evangelisch-lutherische Kirche in der Freien und Hansestadt Lübeck. Seit 1937 Evangelisch-Lutherische Kirche in Lübeck.

2 Dieser wiederum ging nach der Kirchenkreisreform 2009 im Kirchenkreis Lübeck-Lauenburg auf, der seit 2012 zur Ev.-luth. Kirche in Norddeutschland gehört. Diese war das Ergebnis der Fusion der Lübecker Landeskirche mit den Landeskirchen Hamburg, Eutin und Schleswig-Holstein. Hinzu kam ein Gebietsaustausch mit der Hanoverschen Landeskirche, die von der ehemaligen Hamburgischen Landeskirche das Amt Ritzebüttel – die Gegend um Cuxhaven herum erhielt und im Gegenzug den Kirchenkreis Harburg an die Nordelbische Kirche abtrat. Damit umfasste die Nordelbische Kirche das Gebiet der Bundesländer Hamburg und Schleswig-Holstein.

3 Genin, Nusse und Behlendorf. Taschenbuch der Evangelischen Kirchen in Deutschland Band II 1956, Stuttgart 1956, S. 35 ff.

4 Die hohen Austrittsziffern der Weimarer Republik wurden in den ersten Jahren der NS-Herrschaft durch starke Eintritte ausgeglichen, ab 1935 begannen dann wieder Austritte. Per Saldo hatte die Landeskirche dennoch 1939 etwa 200 Mitglieder mehr als 1932. Alle Zahlen aus: Kirchliches Jahrbuch für die evangelische Landeskirchen Deutschlands, Gütersloh 1909-1932, ab 1933: Kirchliches Jahrbuch für die Evangelische Kirche in Deutschland.

5 Hansjörg Buss, „Entjudete“ Kirche. Die Lübecker Landeskirche zwischen christlichem Antijudaismus und völkischem Antisemitismus (1918-1950), Paderborn 2011, S. 77f.

nalbestand also noch erhöht. Dies erklärt sich dadurch, dass die Einnahmen der Landeskirche trotz der abnehmenden Mitgliederzahlen kontinuierlich stiegen: von 9,4 Mio. DM 1965 auf 21 Mio. DM 1975. Die steigenden Einkommen dieser Jahre, ließen die Kirchensteuern sprudeln, so dass man es sich leisten konnte, auf die Austrittswelle mit einem Ausbau kirchlicher Tätigkeitsfelder und Angebote zu reagieren.

Die Landeskirche vor 1945

Das Jahr 1918 hatte für die Lübecker Kirche zwar auch eine (verfassungsändernde) Neuorientierung zur Folge gehabt. Eine mit den preußischen Kirchen vergleichbare Identitätskrise verhinderte aber die lange hanseatische Tradition, der zufolge das Kirchenregiment nicht bei gekrönten Häuptionern, sondern beim Rat der Stadt lag. Dadurch war die Kirche des Stadtstaates imstande, den Weimarer Staat als „Obrigkeit“ zu akzeptieren und die Trennung von Staat und Kirche eher nur formal durchzuführen.⁶ Dennoch gab es auch in Lübeck mehrere Pastoren, die sich schon vor 1933 an exponierter Stelle für den Nationalsozialismus und seine Positionen engagierten.⁷

In der Folge der geistig kaum vollzogenen Trennung von Staat und Kirche ist die ungewöhnliche Verfassungsänderung der Lübecker Landeskirche im Sommer 1933 zu sehen, die dem Staat direkten Eingriff in die kirchlichen Angelegenheiten ermöglichte.⁸ Diese Ermächtigung nutzte der Jurist Hans Böhmcker, um in der Folgezeit die Lübecker Kirche stringent nach nationalsozialistischen Vorstellungen neu zu organisieren. Dieser staatliche Einfluss schuf

6 So wurde in Lübeck die neue Kirchenverfassung, die die Trennung von Staat und Kirche vollzog, durch einfache personelle Kontinuitäten kompensiert. Wolf-Dieter *Hauschild*, Kirchengeschichte Lübecks. Christentum und Bürgertum in neun Jahrhunderten, Lübeck 1981, S. 506ff. Bezeichnenderweise wurde in der Selbstdeutung der Landeskirche nach 1945 die neue Kirchenverfassung ignoriert und die Veränderungen nach 1933 direkt aus der Kirchenverfassung von 1895 erklärt, derzufolge das Kirchenregiment beim Rat der Stadt lag. Ev.-Luth. Landeskirche Lübeck: Kirchengeschichte der Hansestadt Lübeck. Undatiertes Manuskript der 1950er Jahre, Landeskirchliches Archiv Kiel (=LKAK), 40.01, Nr. 445.

7 Am bekanntesten ist der Hauptpastor der Domgemeinde Dr. Helmuth Johnsen, der sich 1923 Hitler angeschlossen hatte, 1924-1928 Abgeordneter des Völkischen Blocks im Bayerischen Landtag war, und sich danach erfolgreich nach Lübeck bewarb. Johnsen wurde 1934 Braunschweiger Landesbischof. LKAK, 42.07, Nr. 195 und Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel (=LAW), Personalakten, Nr. 1416 (Helmuth Johnsen). Vgl. Dietrich *Kuessner*, Landesbischof Dr. Helmuth Johnsen 1891-1947. Nationaler Lutheraner und Bischof der Mitte in Braunschweig, Bündenstedt 1982.

8 S. hierzu: Karl Friedrich *Reimers*, Lübeck im Kirchenkampf des Dritten Reiches: Nationalsozialistisches Führerprinzip und evangelisch-lutherische Landeskirche von 1933 bis 1945 (Arbeiten zur Geschichte des Kirchenkampfes: Ergänzungsreihe; Bd. 2), Göttingen 1965; Wolf-Dieter *Hauschild*, Kirche in Lübeck zwischen Anpassung und Widerstand, in: Klaus Peter Reumann (Hrsg.): Kirche und Nationalsozialismus: Beiträge zur Geschichte des Kirchenkampfes in den evangelischen Landeskirchen Schleswig-Holsteins (Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, Reihe 1; Bd. 35), Neumünster 1988, S. 153-183, hier: S. 161ff. sowie insgesamt *Buss*, „Entjudete“ Kirche, wie Anm. 5.

die Voraussetzungen, dass die Lübecker Landeskirche in den folgenden Jahren unter dem 1934 eingeführten Bischof Erwin Balzer eine scharfe Radikalisierung vollzog. Mit Wilhelm Jannasch wurde der führende Vertreter der Dahlemitischen Bekennenden Kirche (BK) 1935 aus Lübeck gewiesen, nachdem er vorher zwangsemeritiert worden war.⁹ Die übrigen Geistlichen der Lübecker BK erkannten ab 1936 die geistliche Leitung der Landeskirche nicht mehr an. Umgekehrt wurde der Kurs der nationalkirchlichen Kirchenleitung durch eine Personalpolitik gestärkt, an deren Ende bis 1939 mit 16 Geistlichen mehr als die Hälfte der Pastoren neu eingestellt worden war – allesamt nationalkirchlich oder deutschkirchlich orientiert. Vor diesem Hintergrund fand 1943 der Prozess gegen Pastor Karl Friedrich Stellbrink statt, der sich vom Nationalsozialismus und der Deutschkirche abgewandt hatte, und isoliert von BK und Landeskirche gemeinsam mit drei katholischen Geistlichen zum Tod verurteilt und hingerichtet wurde.

Die genannte Personalpolitik machte Lübeck zur Hochburg der völkisch-antisemitischen Deutschkirche, die mit der Lutherkirche hier auch ein geistliches Zentrum erhielt.¹⁰ Diese Konstellation führte dazu, dass in Lübeck ein radikaler kirchlicher Antisemitismus wirkungsmächtig wurde: insgesamt neun Gesetze schlossen Christen jüdischer Herkunft aus der Kirche aus. Die Landeskirche spielte eine starke Rolle für das Eisenacher Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben, dessen Verwaltungsrat der Lübecker Kirchenrat Johannes Sievers vorstand. Dieses Institut war wesentlicher Motor der antisemitischen Radikalisierung eines Teils der Evangelischen Kirche in Deutschland, die die nationalsozialistische Vernichtungspolitik begleitete und u.a. eine „entjudete“ Bibel, die „*Botschaft Gottes*“, herausbrachte.¹¹

Entnazifizierung und Neuordnung nach 1945

Das Vorgehen der Lübecker Landeskirche nach Kriegsende war einzigartig innerhalb der Evangelischen Kirche Deutschlands. Hier wurde die Landeskirche von den Pastoren der Bekennenden Kirche neu aufgebaut. Nach Ansicht der BK-Theologen, die nun das Kirchenregiment übernahmen, war die Kirche durch die DC-Mehrheit „zerstört“ worden.¹² Es galt die Kirche neu aufzubauen.

9 Ausführlich: Hansjörg Buss, Nationalprotestantische Erblasten. Eine doppebiographische Skizze zu den Lübecker Pastoren Johannes Pautke (1888-1955) und Wilhelm Jannasch (1888-1966), in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte (=ZLG), Bd. 90 (2010), S. 229-271.

10 Buss, „Entjudete“ Kirche, wie Anm. 5, S. 329-342 und Karen Meyer-Rebentisch, Was macht Luther in St. Lorenz? Geschichte und Geschichten aus Stadtteil und Gemeinde, Lübeck 2014.

11 Buss, „Entjudete“ Kirche, wie Anm. 5, S. 311-323.

12 Die Begriffe der „*Mitschuld an der Zerstörung der Kirche*“ und „*das Stützen der kirchenzerstörerischen Mächte*“ waren als festgestellte Tatbestände Teil der Urteilsbegründungen gegen die DC-Pastoren vor der Spruchkammer der Landeskirche. LKAK, 40.02, Nr. 200.

Diese Sicht erforderte weitreichende Konsequenzen: Wollte man die Kirche neu aufbauen, so durfte man die Verkündung denjenigen, die die Zerstörung der Kirche betrieben hatten, nicht weiter gestatten. Grundlage hierfür wurden die Bestimmungen des Gesetzes zur Überprüfung der Haltung der Pfarrerschaft im nationalsozialistischen Staate vom 24. Mai 1946, in dem sowohl die Einrichtung einer kirchlichen Spruchkammer als auch die zu verhängenden Sanktionen definiert wurden.¹³ Das Spruchkammerverfahren wurde bis zum 21. August 1946 abgeschlossen. Das Lübecker Spruchkammerverfahren war bemerkenswert. Hier hatten das Eisenacher Institut und die theologische Ausrichtung der nationalkirchlichen Deutschen Christen (NDC) eine große Bedeutung. Den Theologen der NDC wurde vor dem Verfahren ein dezidiertes Fragenkatalog zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt, der sowohl die Tätigkeit bzw. Stellung im Eisenacher Institut und konkret die Zustimmung zum „*Judengesetz*“¹⁴ abfragte als auch nach der Verwendung der „*Botschaft Gottes*“ und des Eisenacher Gesangbuchs im Konfirmandenunterricht fragte.¹⁵ Zusätzlich sollten die Pastoren beantworten, ob sie bereit seien, vor ihrer Gemeinde ihre theologischen Verfehlungen einzugestehen.¹⁶ Als die NDC-Theologen komplett leugneten und sich damit auch die Brücke des öffentlichen Widerrufs versperrten, wurde ihnen nur noch die Wahl gelassen, selbst die Versetzung in den Ruhestand zu beantragen.¹⁷

Am Ende des Verfahrens standen bei den Geistlichen fünf Versetzungen in den Ruhestand¹⁸ und zwei vorläufige Dienstentlassungen, die nach erfolgter Buße und einem öffentlichen Widerruf vor der Gemeinde in Strafversetzungen umgewandelt wurden.¹⁹ Ein weiteres Verfahren wurde eingestellt, da der Beschuldigte die Altersgrenze überschritten hatte.²⁰ Gegen einen Pastor war bereits

13 Akte Spruchkammer der ev.-luth. Landeskirche Lübeck, LKAK, 40.01, Nr. 200.

14 Welches der Gesetze, die Christen jüdischer Herkunft ausgrenzten, gemeint war, ließ sich nicht ermitteln. Genauso wenig ist klar, ob den Fragestellern bekannt war, dass nicht eines, sondern mehrere Gesetze in Frage kamen.

15 Die Fragebögen samt Antworten liegen jeweils in den Personalakten der Beschuldigten vor. Auswertung der Personalakten der Landeskirche Lübeck, LKAK, 42.07.

16 So das Schreiben der Spruchkammer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Lübeck vom 24. Mai 1946 an Pastor Ziesenitz Lübeck-Kücknitz. PA K. Ziesenitz, LKAK, 42.07, Nr. 431.

17 Dieses Verfahren war im Gesetz zur Überprüfung der Haltung der Pfarrerschaft im nationalsozialistischen Staate vom 24.5.1946 festgelegt worden. Akte Spruchkammer, LKAK, 40.01, Nr. 200.

18 Hierbei wurden dem Propst Wagner und Bischof Balzer lediglich Ruhestandsbezüge von einfachen Pastoren zugebilligt. Die Spruchkammer verfügte überdies bei drei Theologen, dass die Vollziehung von Amtshandlungen künftig unerwünscht sei (LKAK, 40.01, Nr. 200). Ähnliche Regelungen wurden bei Bischof Balzer und Gerhard Schmidt verfügt. PA LKAK, 42.07, Nr. 358, 359 und 23-33.

19 Abschlussbericht an die Kanzlei der EKid vom 7.1.1947. LKAK, 40.01, Nr. 200.

20 PA Denker, LKAK 42.07, Nr. 83.

durch die Disziplinarkammer die Entfernung aus dem Dienst verfügt worden.²¹ Damit beendeten sieben der 28 Geistlichen dauerhaft den Dienst der Landeskirche, also ein Viertel der Geistlichkeit. Von fünf Kirchenbeamten wurde einer aus dem Dienst entfernt. Prozentual war dies die höchste kirchliche Entnazifizierungsquote in Westdeutschland.

Diese Rigorosität in der Entnazifizierung führte zu einem erhöhten Personalbedarf, der die verstärkte Einstellung von Flüchtlingspastoren förderte. Parallel zu den Entlassungen erfolgten zahlreiche Neueinstellungen, so dass im August 1946 bereits 16 voll- und 7 hilfsbeschäftigte ostdeutsche Geistliche im Dienst der Landeskirche waren.²² Doch im Sinne des Neuaufbaus der Kirche bemühte sich die Landeskirche bei ihrer Einstellungspolitik auch um inhaltliche Akzente. So versuchte man, den Danziger Pastoren und führenden BK-Theologen Kurt Walter, der von 1942-1945 im KZ Dachau inhaftiert war, für die Lübecker Landeskirche zu gewinnen.²³ Eine bedeutende Rolle sollte vor allem der ehemalige Danziger Oberkonsistorialrat Gerhard Gülzow erlangen.²⁴

Der Neuaufbau der Landeskirche bedeutete auch eine neue Verfassung, die von einem im Februar 1946 gebildeten Verfassungsausschuss am 31. März 1948 dem vorläufigen Kirchentag vorgelegt und am 22. April 1948 verabschiedet wurde.²⁵ Als Lehre aus der NS-Zeit ist insbesondere Art. 1, Abs. 2 zu sehen: „Die Festlegung der Kirche auf ihre formulierten Bekenntnisse kann nur dann recht sein, wenn sie bereit ist, ihren Bekenntnisstand jederzeit an der Heiligen Schrift neu zu prüfen.“ In diesem Zusammenhang ist auch die der Verfassung folgende Visitationsordnung für die Landeskirche zu sehen, die unter direkter Bezugnahme auf den Kirchenkampf entstand. Dies ist insofern bemerkenswert, als die Kirchenvisitationen für die ev.-luth. Kirche Lübecks ein absolutes Novum darstellten.²⁶ Als Relikt der Verfassung von 1934 blieb lediglich das Bischofsamt erhalten, das nun aber in ein gleichberechtigtes Nebeneinander mit der Synode und der Kirchenleitung eingebettet wurde.²⁷

21 Es handelte sich um Pastor Gerhard K. Schmidt, gegen den am 8.10.1945 das förmliche Disziplinarverfahren eröffnet wurde. PA G. K. Schmidt LKAK, 42.07, Nr. 358. Das weitere Verfahren ist in der Akte Nr. 359 dokumentiert.

22 Siehe hierzu Siegfried *Schier*, Die Aufnahme und Eingliederung von Flüchtlingen und Vertriebenen in der Hansestadt Lübeck. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum Ende der 50er Jahre (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck Reihe B Bd. 7), Lübeck 1982, S. 258-262, hier S. 259.

23 Walter zog seine Bewerbung aus anderen Gründen zurück. S. PA Kurt Walter, LKAK, 42.07, Nr. 413.

24 *Buss*, „Entjudete“ Kirche, wie Anm. 5, S. 375.

25 Siehe hierzu Hartmut *Lange*, Die Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche – Vorgeschichte und rechtliche Gliederungsprobleme, Dissertation, Kiel 1972, S. 102f.

26 Richtlinien für die Durchführung von Kirchenvisitationen, am 2.9.1949 vom Kirchenrat erlassen. Akte Kirchenvisitationen, LKAK 40.01, Nr. 101.

27 LKAK, 40.01, Nr. 100.

Politische Prädispositionen

Bei der Bischofswahl, die am Ende des Neuordnungsprozesses stand, wurde am 14. Mai 1948 der 1888 geborene Johannes Pautke gewählt.²⁸ Pautke war seit Mai 1945 Propst und kommissarischer Stellvertreter des Bischofs und seit dem Juni 1945 Vorsitzender des Kirchenrats. Pautke – seit 1914 Pastor an St. Marien – war insgesamt als Erster der BK-Pastoren anerkannt. Seine Haltung entsprach der vorherrschenden Meinung. So sah man sich auch in Lübeck 1945 als Opfer der Alliierten. Bereits in seiner Predigt am 6. Mai 1945 beschrieb Pautke die Situation des deutschen Volkes als „Vernichtung“.²⁹ Zwar differenzierte er in den folgenden Monaten diese Sicht und benannte die deutschen Verbrechen öffentlich, aber auch er bediente vornehmlich die Abwehrreflexe und pauschalen Zurückweisungen von Schuld.³⁰ Entsprechend löste im Herbst 1945 die Stuttgarter Schulderklärung in der Lübecker Landeskirche dem Protokoll des Kirchenrats zufolge großes Befremden in den Gemeinden aus.³¹ Da die Meinungsbildung in der Landeskirche aber zu uneinheitlich war, enthielt man sich öffentlicher Äußerungen.

Zu Konflikten kam es lediglich, als Pautke 1952 sich politisch öffentlich exponierte und der CDU mit der Option auf eine Mitgliedschaft im Landesvorstand der Partei beitrug.³² Pautke begründete seinen Schritt gegenüber der „Lübecker Freien Presse“ mit Lehren aus der NS-Herrschaft: „Unsere – meine Schuld von 1928 bis 1933, geschwiegen zu haben, als der Weg in den Abgrund sich auftat.“³³ Offenbar hatte Pautke diese Erklärung vor der Presse, nicht aber vor den Pastoren der Landeskirche abgegeben, die von seinen Plänen erst aus der Zeitung erfuhren. Ein Kreis um den Synodenpräses Pastor Julius Jensen äußerte daraufhin in einer Erklärung eine scharfe Ablehnung sowohl der Art des Vorgehens als auch von Pautkes Schritt selbst:

„Volle Einmütigkeit bestand unter uns darüber, dass die Führung des geistlichen Amtes unvereinbar ist sowohl mit aktiver politischer Betätigung als auch mit parteipolitischer Exponierung seines Trägers. Da nach lutherischem Verständnis das geistliche Amt weder sakramentalen Charakter hat, noch bürgerlicher Beruf ist, halten wir eine Trennung von Amt und Person nicht für nachvollziehbar.“³⁴

28 Zu Pautke siehe ausführlich Hansjörg Buss, Nationalprotestantische Erblasten (wie Anm. 9), S. 229-271. Vgl. PA Pautke, LKAK, 42.07, Nr. 302-304 und 40.01, Nr. 100.

29 Buss, „Entjudete“ Kirche, wie Anm. 5, S. 416.

30 Ebd., S. 416f.

31 Ebd., S. 418.

32 „Lübecker Freie Presse“, 9.1.1952.

33 Abgedruckt in der „Lübecker Freien Presse“, 23.1.1952.

34 Konzept der Erklärung für das Geistliche Ministerium vom 23.1.1952. NL Jensen, LKAK, 98.86, Nr. 31. Hervorhebung im Original.

Auch Pautkes Kritiker begründeten dies mit Lehren aus der NS-Zeit:

„Wie richtig diese Überzeugung von der Unvereinbarkeit des geistlichen Amtes mit politischer Betätigung und Bindung ist, erweist sich nicht nur im Rückblick auf den Kirchenkampf, sondern heute auch besonders im Blick auf die Lage der Kirche in der Ostzone: Nur ein in letzter kirchlicher Verantwortung begründetes Freisein ihrer Amtsträger von politischer Bindung kann die evang. Kirche bewahren vor der Abhängigkeit von den wechselnden politischen Mächten.“³⁵

Daraufhin zog Pautke seine Kandidatur für den Landesvorstand der CDU zurück, blieb aber Parteimitglied.³⁶ Als Pautke 1955 verstarb, wurde der amtierende Hanseatische Missionsdirektor Prof. D. Dr. Heinrich Meyer zum Bischof gewählt³⁷ – die Wahl eines Missionars, der 20 Jahre seines Lebens in Indien gelebt hatte. Mit ihm ist der „Lübecker Pastorenstreit“ verbunden, in dem er politisch eine ähnliche Grundhaltung offenbarte, wie Pautke 1952, in dem er aber diplomatisch sehr ungeschickt agierte, so drohe im Fall seiner Niederlage im Konflikt in Lübeck „die Herrschaft von Banditen“, so Meyer.³⁸ Ausgangspunkt des Konflikts in Lübeck war das politische Engagement von Pastor Markus Reinke, der nicht nur an der Organisation der Ostermärsche beteiligt war, sondern sich auch direkt für die Deutsche Friedensunion (DFU) engagierte, der 1963 von Meyer zur politischen Zurückhaltung gedrängt wurde. In diesem Zusammenhang erklärte Meyer, dass die DFU Schleswig-Holstein von der DDR finanziert würde bzw. der Hauptfinanzier der DFU Schleswig-Holstein, der Ahrensburger Fabrikant Carl Backhaus, das Geld aus der DDR erhalte. Diese Behauptungen äußerte Meyer, sich „offenbar auf Material eines politischen Geheimdienstes stützend“, so die „Welt“,³⁹ und ließ es auf eine Verleumdungsklage des christlichen Sozialisten Backhaus ankommen. Im Verlauf der nun beginnenden juristischen Auseinandersetzung wurde deutlich, dass der Verweis auf den „Geheimsschutz“ der VS-Informationen vor Gericht keinen Bestand hatte und vor allem, dass diese schlicht unwahr waren. Als dies dem Bischof bewusst wurde und damit die juristische Niederlage absehbar, lenkte er 1965 plötzlich ein, führte ein Gespräch mit DFU-Vertretern und attestierte ihnen „persönliche Integrität“ und „Achtung und Toleranz“.⁴⁰ Der abrupte Kurswechsel Meyers führte zum Ende eines zunehmend peinlichen Gerichtsverfahrens und versöhn-

35 Ebd.

36 Erklärung der Kirchenkanzlei vom 26.1.1952. Abgedruckt in den „Lübecker Nachrichten“ und der „Lübecker Freien Presse“ vom 27. und 29.1.1952.

37 Ulrich Stenzel, Heinrich Johann August Meyer, in: Annette Göhres, Ulrich Stenzel, Peter Unruh (Hrsg.), Bischöfinnen und Bischöfe in Nordelbien 1924-2008. Kiel 2008, S. 76f.

38 „Unter Verschluss“, „Der Spiegel“ 13/65 vom 24.3.1965.

39 „In Lübeck streiten die Pastoren“: „Die Welt“ vom 17.4.1965.

40 Die Kontroverse zwischen 1963 und 1966 ist in einem eigenen Bestand im LKAK ausführlich dokumentiert. LKAK 40.03 „Lübecker Kirchenstreit“. Die Pressedokumentation findet sich unter der Signatur 40.03, Nr. 6. Zur Entlassung von Pastor Dr. Martin Witt s. u.a. 40.03, Nr. 8.

te Pastor Reinke und sein Umfeld. Der Schwenk wurde wiederum von einem anderen Teil der Lübecker Pastoren nicht akzeptiert, und es kam zum Eklat im Geistlichen Ministerium, an dessen Ende Meyer der Kirchenleitung seinen Rücktritt vom Bischofsamt erklärte und sich anschließend krank meldete. Die Kirchenleitung wiederum vertraute – zu Recht – darauf, Meyer zum Verbleib im Amt bewegen zu können, und verheimlichte den Rücktritt. Meyers Rücktritt wurde dennoch ruchbar und die überregionale Presse berichtete süffisant über die vorletzte Posse des „*Lübecker Kirchenstreits*“, an deren Ende einer der Widersacher Meyers im Kirchenrat, Pastor Dr. Martin Witt, 1966 auf eigenen Wunsch aus dem kirchlichen Dienst entlassen wurde. Bischof Meyers Ansehen war durch die Kontroverse derart beschädigt, dass er aufgrund seines Autoritätsverlustes bei den Pastoren einen kooperativeren Führungsstil entwickelte.

Verhältnis zum Judentum

Zu Ende des Zweiten Weltkriegs gab es nur wenige Juden in Hamburg und Schleswig-Holstein, die – zumeist aus sogenannten privilegierten Mischehen – nicht deportiert worden waren.⁴¹ Da viele Todesmärsche aus den Konzentrationslagern in Schleswig-Holstein geendet hatten, gab es hier einige tausend Überlebende des Völkermords. Die meisten wurden von der britischen Besatzungsmacht als „Displaced Persons“ (DPs) eingestuft und empfanden sich auch so: sie wollten nicht in Deutschland bleiben. Dennoch gab es in Hamburg und Lübeck bereits frühzeitig Neugründungen von jüdischen Gemeinden.

Zahlenmäßig organisierten diese Gemeinden klar den kleineren Teil der jüdischen Überlebenden. So lebten in Schleswig-Holstein im Sommer 1946 714 DPs, die meisten von ihnen in Neustadt und Lübeck. Insgesamt 250 Juden ohne den DP-Status wurden zur selben Zeit gezählt.⁴² In Lübeck wurde am 1. Juni 1945 in der Synagoge der erste Gottesdienst gefeiert, die offizielle Neugründung erfolgte kurz darauf, am 18. Juni.⁴³ Die Initiative hierzu ging wesentlich auf den aus Berlin stammenden Norbert Wollheim zurück. Er war nach dem Pogrom 1938 an der Organisation der Kindertransporte nach Großbritannien beteiligt gewesen. Wollheim hatte Auschwitz überlebt und war über einen Todesmarsch, auf dem er geflohen war, nach Lübeck gelangt.⁴⁴ Ihm gelang es, eine Nutzungsgenehmigung für das Haus Wakenitzstraße 34b des ehemaligen Lübecker Gemeindevorsitzenden Henry Ruben, der in Theresienstadt ermordet worden war, zu erhalten, wo etwa 13 Überlebende gemeinsam lebten, von wo aus sich ein kleines Gemeindeleben entfaltete.

41 Überblick Ursula *Büttner*, Not nach der Befreiung. Die Situation der deutschen Juden in der britischen Besatzungszone 1945-1948, in: Ursula Büttner (Hrsg.), *Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus*, Bd. 2. Hamburg 1986, S. 373-406.

42 S. Sigrun *Jochims-Bozic*, „Lübeck ist nur eine kurze Station auf dem jüdischen Wanderweg“. Jüdisches Leben in Schleswig-Holstein 1945-1950, Berlin 2004, S. 56f., vgl. Bettina *Goldberg*, *Abseits der Metropolen. Die jüdische Minderheit in Schleswig-Holstein 1918-1945*, Neumünster 2011, S. 698.

43 S. *Buss*, „Entjudete“ Kirche, wie Anm. 5, S. 361.

44 S. *Goldberg*, *Abseits der Metropolen*, wie Anm. 42, S. 699.

Die Bereitschaft, in Deutschland zu bleiben, war aber auch in der 1946 240 Juden zählenden Lübecker Gemeinde gering. Antisemitische Übergriffe und die Verwüstungen des Friedhofs in Moisling taten ein Übriges. 1949 lebten nur noch 100 Juden in Lübeck. Wollheim selbst zählte zwar 1950 zu den Begründern des Zentralrats der Juden in Deutschland, emigrierte aber 1951 in die USA.⁴⁵ 1952 gab es noch 30 Juden in Lübeck.

Die Gesamtzahl der Juden in Schleswig-Holstein sank bis 1959 auf 115. 1960 schlossen sich die verbliebenen Juden zur „Jüdischen Gemeinschaft Schleswig-Holstein“, zusammen, die 1961 88 Mitglieder hatte und von dem Kieler Heinz Salomon geleitet wurde. Als dieser 1968 aus gesundheitlichen Gründen sein Amt niederlegte (Salomon starb 1969) trat der Rest der Gemeinschaft der Jüdischen Gemeinde Hamburg bei.⁴⁶ Lediglich in Lübeck konnten noch Synagogengottesdienste abgehalten werden. Die erforderliche Mindestzahl von zehn Juden – der Minjan – ließ sich aber nur erreichen, weil in den 1960er-Jahren Jugendliche der Jüdischen Gemeinde Hamburg zum Schabbat-Gottesdienst nach Lübeck führen.⁴⁷

Die Landeskirche in Lübeck hatte im Verhältnis zum Judentum eine grundsätzlich andere Situation als die schleswig-holsteinische, als der Antisemitismus der radikalisierten Deutschen Christen in Lübeck offiziell Thema der Selbstreinigung gewesen war. Gerade die Ablehnung des Alten Testaments, die „Arisierung“ der Heiligen Schrift und die antijüdische Kirchengesetzgebung wurde klar als Häresie benannt.⁴⁸ Das bedeutete, dass hier keine Verdrängung von Schuld und Mittäterschaft nötig war, und eine größere Unbefangenheit gegenüber dem Judentum möglich war. Gegenüber den Christen jüdischer Herkunft sah man eine besondere Verantwortung.⁴⁹

Nach der Schändung des jüdischen Friedhofs in Lübeck 1947 reagierte die Landeskirche mit der offiziellen Teilnahme an der Einweihung des Denkmals auf dem jüdischen Friedhof 1948 in Lübeck-Moisling. Von Seiten der jüdischen Gemeinde wurde diese Teilnahme auch herausragend honoriert. In einem vom gesamten Gemeindevorstand unterschriebenen Brief an die Landeskirche hieß es:

„Unseren Ihnen bereits persönlich zum Ausdruck gebrachten Dank für Ihre Anteilnahme an der Denkmalsweihe auf dem Jüdischen Friedhof in Lübeck-

45 Ebd.

46 Ebd., S. 710.

47 Protokoll der Beiratssitzung der Jüdischen Gemeinde vom 5.12.1967, Staatsarchiv Hamburg 522-2, Nr. 352.

48 Vgl. Stephan *Linck*, *Zwei Wege. Aspekte der Entwicklung der Landeskirchen Eutin und Lübeck im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit*, in: Manfred Gailus, Wolfgang Krogel (Hrsg.), *Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche im Nationalen. Regionalstudien zu Protestantismus, Nationalsozialismus und Nachkriegsgeschichte 1930 bis 2000*. Berlin 2006, S. 61-76, hier: S. 68ff. sowie *Buss*, „Entjudete“ Kirche, wie Anm. 5.

49 Stephan *Linck*, *Neue Anfänge? Der Umgang der evangelischen Kirche mit der NS-Vergangenheit und ihr Verhältnis zum Judentum. Die Landeskirchen in Nordelbien*. Band 1: 1945-1965, Kiel 2013, S. 228f.

Moisling wollen wir nochmals auf diesem Wege bestätigen. Wir verbinden damit die Hoffnung, dass durch verständnisvolle Zusammenarbeit der Körperschaften der Glaubensbekenntnisse zahlreiche Fragen und Probleme, die uns die gegenwärtige Situation aufgibt, sich lösen und erleichtern lassen.⁵⁰

Im Herbst 1948 referierte Leo Baeck auf seiner Deutschlandreise auch in der Lübecker Synagoge. Bischof Pautke nahm selbstverständlich an dieser Veranstaltung teil.⁵¹ Soweit ersichtlich erschöpfte sich die Bereitschaft zum Dialog aber bereits in dieser Veranstaltungsteilnahme.

Als die EKD 1950 die Erklärung von Weißensee verabschiedete und ihre Gemeinden zum Schutz der jüdischen Friedhöfe aufforderte, wurde auch in Lübecks Gemeinden ein Fragenkatalog versandt. Alle Gemeinden meldeten den Status, die Gemeinde Genin berichtete über den Jüdischen Friedhof in Moisling, der aber in der Obhut der jüdischen Gemeinde lag.⁵² Dies ist insofern bemerkenswert, als in der schleswig-holsteinischen Landeskirche, die Fragen nach jüdischen Friedhöfen und deren Pflege unbeantwortet geblieben waren.⁵³

Zusätzlich wurde das Wort der EKD-Synode in einer Sitzung des Geistlichen Ministeriums besprochen, zu der die Kirchenleitung eingeladen wurde.⁵⁴ Von einer öffentlichen Stellungnahme nahm die Kirchenleitung Abstand und überließ es stattdessen den Pastoren, das Thema am Israelsonntag anzusprechen.⁵⁵ Das ursprüngliche Ziel, das Wort der Synode umfangreich in den Gemeinden zu thematisieren, hatte man allerdings fallen lassen.⁵⁶ Bischof Pautke nahm das Thema wichtiger, indem er zum Israelsonntag in der „Gemeinde“ einen Leitartikel auf der ersten Seite veröffentlichte. Darin schrieb er:

„Der Antisemitismus beginnt wieder sein Haupt zu erheben, teils in rohen und erschreckenden, teils in etwas zivilisierteren Formen. Soweit entschiedene Nichtchristen wieder in das alte Fahrwasser geraten, ist das zu beklagen. [...] Soweit aber Christen sich daran beteiligen, Menschen, die Christen sein wollen, und auch glauben, es zu sein, befinden sie sich auf einem überaus gefährlichen und verderblichen Irrwege. Als erstes muss man ihnen mit allem Nachdruck und mit heiligem Ernst zurufen: „Irret euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten! Denn was der Mensch sät, das wird er ernten“ (Gal. 6,7). Ihr glaubt doch an Gott! Habt Ihr wirklich schon die entsetzliche Ernte vergessen, die aus dem ungeheuerlichen Morden, das vor allen andern an Juden geschehen ist, aufgegangen ist? Ist es denn überhaupt menschenmöglich, dass jemand, der ein Christ sein will, in dieser Richtung wieder fortfahren kann? Seht ihr denn nicht, fühlt ihr denn

50 Schreiben des Vorstands der Jüdischen Gemeinde Lübeck vom 19.4.1948. LKAK, 40.01, Nr. 68.

51 *Linck*, Neue Anfänge, wie Anm. 49, Bd. 1, S. 229.

52 LKAK 40.01, Nr. 1886.

53 *Linck*, Neue Anfänge, wie Anm. 49, Bd. 1, S. 211-215.

54 Ebd., S. 229f.

55 Niederschrift über die Sitzung der Kirchenleitung vom 14.7.1950. LKAK 40.01, Nr. 714.

56 Vgl. ausführlich *Buss*, „Entjudete“ Kirche, wie Anm. 5, S. 462f.

nicht, merkt ihr denn nicht, dass hier an diesem Punkte wirklich der ungeheure Zorn Gottes über uns, die wir entweder mitschuldig wurden oder schwiegen, entbrennen musste? Ist es denn wirklich möglich, dass Gottes Liebesgebot, das uneingeschränkt und unbedingt gilt, so frevelhaft in den Wind geschlagen werden kann? Können denn wirklich Christenmenschen einem so wahnsinnigen Irrtum verfallen, dass sie zwar Gottes Kinder wären und Seines barmherzigen und gnädigen Schutzes sich erfreuten und der Vergebung ihrer Sünden, aber die Juden wären es nicht? [...] Er weinte über sie und betete für sie, und das Letzte, was diese verruchte Stadt von Ihm zu sehen bekam, waren Seine segnenden Hände. [...] Irret Euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten! Unser Herr hat auch für sie gelebt und ist auch für sie gestorben.“⁵⁷

Pautke gab hier eine im damaligen Schleswig-Holstein unüblich scharfe Absage an den Antisemitismus, den er als un- bzw. antichristlich brandmarkte. Dabei sah er die Niederlage Deutschlands als Strafergericht Gottes an für das Morden, vor allem die Shoa. Seine scharfe Absage an den Antisemitismus verknüpfte er deutlich mit einem traditionellen Antijudaismus. Hier zeigte sich klar, dass die Grenzziehung der BK Lübecks gegenüber dem Antisemitismus der DC zu keiner kritischen Reflexion der antijudaistischen Theologie geführt hatte.

Als 1955 nach Pautkes Tod der Missionswissenschaftler Heinrich Meyer Lübecker Bischof wurde, übernahm er damit auch die Gastgeberrolle für die 8. Studientagung „Kirche und Israel“, die vom 27. Februar bis 2. März 1956 in Lübeck stattfand. Diese Tagung stand unter dem Thema „Toleranz“ und hatte 300 Teilnehmende, darunter viele Studierende der verschiedensten Universitäten.⁵⁸ Auch wenn diese Tagung als großes Ereignis in und mit großer Beteiligung der kleinen Landeskirche gewürdigt wurde, gab es in der Folgezeit theologisch keine spürbare Veränderung im Verhältnis zum Judentum. Kontakte zur (kleiner werdenden) jüdischen Gemeinde waren nicht feststellbar. Erst Mitte der 1960er Jahre sollte hier eine deutliche Veränderung eintreten.⁵⁹ Dies zeigte sich, nachdem am 25. August 1966 auf dem jüdischen Friedhof in Lübeck-Moisling 44 Grabsteine von KZ-Opfern umgeworfen und bei 33 Grabsteinen die Namensschilder entfernt oder beschmiert worden waren.⁶⁰ Die letzten bekannt gewordenen Friedhofsschändungen lagen neun Jahre zurück, der Täter war ermittelt und die Taten als unpolitisch eingeordnet worden.⁶¹

57 Johannes Pautke, „Israel und wir“, Die Gemeinde, 2. Jg. Nr. 19 vom 6.8.1950.

58 Einer der Vertreter Hamburgs, Pastor Kohlschmidt bemerkte in seinem Bericht vom 16.3.1956 an den Landeskirchenrat das Fehlen Hamburger Studenten. S. LKAK, 32.01, Nr. 4146.

59 LKAK, 40.01, Nr. 1886. Akte Judenmission.

60 Sieghard Bußenius, „Es müsste doch möglich sein, diesen Friedhof zu schützen!“ Schändungen jüdischer Friedhöfe, in: Gerhard Paul, Miriam Gillis-Carlebach (Hrsg.), Menora und Hakenkreuz. Zur Geschichte der Juden in und aus Schleswig-Holstein, Lübeck und Altona 1918-1998, Neumünster 1998, S. 729-741, hier: S. 735.

61 Die Taten seien persönlich motiviert gewesen. Der ermittelte Täter, so die Darstellung des Oberstaatsanwaltes, wollte sich am Friedhofswärter rächen. „Die ursprüngliche Annahme, dass radikale Elemente aus politischen Motiven die Zerstörung

„Nach der Schändung des jüdischen Friedhofs am 25. August 1966“, so ein kircheninterner Bericht, „hat der Bischof der ev.-luth. Kirche in Lübeck, Prof. Dr. Meyer DD, am 26. August 1966 dem Leiter der jüdischen Gemeinde, Herrn Selinger, einen offiziellen Besuch abgestattet. In der Lübecker Tagespresse („Lübecker Nachrichten“ und „Lübecker Morgen“) ist am 26.8.1966 von der ev.-luth. Kirche in Lübeck eine Verlautbarung über die Friedhofsschändung erfolgt. Außerdem hat die Jugend einer dem Friedhof benachbarten Gemeinde angeboten, bei der Wiederherrichtung des Friedhofes mitzuhelfen. Ferner ist in den Lübecker Nachrichten am 28. August 1966 ein Artikel über die Geschichte des jüdischen Friedhofs von einem Lübecker Pastor veröffentlicht worden. Das schnelle und entschiedene Eintreten der Kirche bei der Verurteilung der Grabschändung in Lübeck hat bei der hiesigen jüdischen Gemeinde und darüber hinaus in der jüdischen Presse bis hin nach Israel Dankbarkeit und große Beachtung gefunden.“⁶²

Umgang mit der eigenen Geschichte

Umgang mit der NS-Vergangenheit hatte für die Lübecker Landeskirche eine andere Bedeutung, als in den umliegenden Landeskirchen, da hier mit dem Ende des NS-Staates die Kirche grundsätzlich neu aufgebaut worden war. Der Neuaufbau der Landeskirche aus der Tradition der Bekennenden Kirche heraus hatte zu einer Deutung der jüngsten Vergangenheit mit diesem Focus geführt. So hatte der Kirchenrat der Spruchkammer eine Liste aller Disziplinarstrafen zur Revision vorgelegt, die während des Kirchenkampfes gegen BK-Theologen verhängt worden waren.⁶³ Die gegen Karl Friedrich Stellbrink⁶⁴ vollzogenen Maßnahmen hingegen wurden keiner Revision unterzogen. Immerhin erhielt Stellbrinks Witwe vom Kirchenrat am 18. Juni 1945 die Rechtsstellung einer Pastorenwitwe.⁶⁵ Eine Stellbrink ehrende Kanzelabkündigung Ende 1945 hingegen wurde zwar teils durchgeführt, stieß aber auf Widerstand innerhalb der BK-Theologenschaft, da sein Handeln aus nationalistischen Gründen als unakzeptabel angesehen wurde und er letztlich wohl anhaltend als „Zerstörer der Kirche“ angesehen wurde.⁶⁶ In einem Schreiben an Wilhelm Niemöller ließ Bischof Pautke 1948

vorgenommen oder angestiftet haben können“, habe sich damit nicht bestätigt, so die AP-Meldung vom 16.4.1957. *Bußenius*, ebd.

62 Undatierter Bericht der Bugenhagen-Kirchengemeinde. LKAK 43.04, Nr. 2.

63 Schreiben der Kanzlei des Kirchenrates vom 27.9.1947. LKAK 40.01, Nr. 200.

64 Vgl. zu Stellbrink insgesamt *Buss*, „Entjudete“ Kirche, wie Anm. 5, S. 329-343, bzw. *ders.*, Ein Märtyrer der evangelischen Kirche. Anmerkungen zu dem Lübecker Pastor Karl Friedrich Stellbrink, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 55 (2007), S. 624-644; sowie (ohne Quellenangaben) Peter *Voswinckel*, *Geführte Wege. Die Lübecker Märtyrer in Wort und Bild*, Hamburg 2010.

65 Siehe hierzu Heiko *Hoffmann* und Karl Ludwig *Kohlwage*, Karl Friedrich Stellbrink, in: Isabella Spolovnjak-Pridat und Helmut Siepenkort (Hrsg.), *Ökumene im Widerstand. Der Lübecker Christenprozeß 1943*, Lübeck 2001, S. 11-19, hier: S. 18.

66 Siehe insbesondere die Schreiben P. Gerhard Fölschs vom 11. und 26.11.1945 an den Kirchenrat Lübeck, in denen er begründet, weshalb er die angeordnete Kanzelab-

die Frage, ob Stellbrink ein „Blutzeuge“ der Evangelischen Kirche sei, offen. Als „Blutzeuge“ der Bekennenden Kirche könne er nicht behandelt werden, da er ihr nicht angehört habe. Der Verurteilungsgrund Stellbrinks sei „vor allem zu suchen in seiner unvorstellbar psychopathischen Unvorsichtigkeit, ja Torheit.“⁶⁷

Die klare – und in ihrer Konsequenz in der EKD einzigartige – Haltung der Lübecker Landeskirche gegenüber der DC-Mehrheit, die sie in der Entnazifizierung gezeigt hatte, brachte sie dazu, Stellbrink nicht als Glaubenszeugen zu akzeptieren.⁶⁸ In der Substanz wurde hiermit dem widerständigen Verhalten ein fatales Zeugnis ausgestellt und ein falsches Signal gegeben. Eine Veränderung dieser Haltung erfolgte erst Ende der 1950er Jahre. Dies hatte zwei Gründe. Zum einen setzte die Feierlichkeit der katholischen Kirche zum 15. Jahrestag der Hinrichtung ihrer drei Geistlichen die evangelische Landeskirche unter einen Handlungsdruck. Zum zweiten war der Missionswissenschaftler Heinrich Meyer vom Lübecker Kirchenkampf unbelastet und konnte somit unbefangener mit der Thematik umgehen.

Es dauerte lang, bis sich die Evangelische Kirche zu einer vorbehaltlosen Ehrung durchringen konnte. Sie geschah erst 1993, 50 Jahre nach der Hinrichtung der Lübecker Geistlichen.⁶⁹ Der lange Weg lag in der Schwierigkeit begründet, sowohl eine kritisch-reflektierte Aufarbeitung des Handelns der damaligen Kirchenmehrheit zuzulassen, als auch die nationalprotestantische Deutungshoheit der Lübecker BK zu überwinden.

Aufarbeitung des Kirchenkampfes der Landeskirche im Nationalsozialismus

Die Aufarbeitung des Kirchenkampfes in Lübeck hatte einen deutlich anderen Verlauf, als in den benachbarten Landeskirchen, da in Lübeck der Kirchenkampf integraler Bestandteil der Selbstdeutung der Landeskirche war. Dies hatte bereits 1947 dazu geführt, dass man den zehnten Jahrestag „der Beendigung des Kirchenkampfes“ in einem Festakt beging.⁷⁰ Als im Dezember 1955 die Anfrage des Kirchenhistorikers K. D. Schmidt zur Aufarbeitung der Kirchenkampfgeschichte an die Landeskirche ging, hatte man bereits einen Forschungsauftrag über die „Geschichte des Kirchenkampfes in Lübeck“ beabsichtigt, zu dessen Umsetzung es aber aufgrund der Arbeitsüberlastung der beauftragten Pastoren

kündigung betr. der Hinrichtung Karl Friedrich Stellbrinks nicht vorgenommen hat. PA Gerhard Fölsch, LKAK, 42.07, Nr. 108.

67 Zitiert nach *Hoffmann/Kohlwege*, wie Anm. 65, S. 18.

68 Zur Einordnung in den Diskurs der EKD: Björn *Mensing*, Über „braune“ Protestanten und protestantische „Märtyrer“. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik im deutschen Protestantismus, in: Karl-Joseph Hummel/Christoph Kösters (Hrsg.), *Kirchen im Krieg. Europa 1939-1945*, Paderborn 2007, S. 493-505.

69 *Hoffmann/Kohlwege*, wie Anm. 65, S. 18f.

70 Ankündigung des Kirchenrates vom 10.4.1947 „an die Kirchenvorstände, an die Pfarrämter“ für die Feierstunde am 20. April 1947. LKAK 40.01, Nr. 61. 1937 erfolgte die Spaltung der Lübecker Landeskirche. Damit endete die direkte Repression gegen die Angehörigen der BK. Vergl. *Buss*, „Entjudete“ Kirche, wie Anm. 5, hier: S. 414 (Anm. 1679).

nicht gekommen war. Nachdem im Januar 1960 der Student Karl Friedrich Reimers bei der Kirchenleitung um Material über den Kirchenkampf gebeten hatte, erkundigte sich Senior Meyer bei K. D. Schmidt über ihn und fragte, ob Reimers nicht ein geeigneter Kandidat für die geplante Studie über den Kirchenkampf sei. In seiner Antwort befürwortete Schmidt die Idee, wies aber darauf hin, dass Reimers die theologischen Fragen weniger vertiefen könne, da er Geschichte und Pädagogik studiere. „Herr Reimers wird also“, so Schmidt weiter, „die Geschichte der Lübecker Kirche in der NS-Zeit vornehmlich unter diesem Gesichtspunkt des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus schreiben. Das entspricht auch seiner Schülerschaft bei Herrn Prof. [Fritz] Fischer. [...] Wenn in Lübeck die Frage des politischen Widerstandes in den Vordergrund gerückt wird, so scheint mir das, gerade im Blick auf Lübeck, nicht absolut abwegig zu sein.“⁷¹

Daraufhin nahm die Lübecker Kirchenleitung Abstand von einer Beauftragung Reimers', denn, so Senior Meyer an Schmidt: „Wir haben uns immer mit Entschiedenheit dagegen gewehrt, dass man versucht, unseren Kampf gegen das deutsch-christliche Kirchenregiment auf politische Beweggründe zurückzuführen.“⁷² Hier zeigte sich die enge Bindung an die traditionelle Luther-Interpretation: Man war sich in Lübeck der Doppeldeutigkeit solch einer Äußerung nicht bewusst. Da der aus einer schleswig-holsteinischen Pastorenfamilie stammende Reimers⁷³ auf die Absage hin intervenierte und sein ausdrückliches Interesse an theologischen Fragen betonte, erhielt er dennoch den auf ein Jahr befristeten Auftrag, die Quellensammlung zum Lübecker Kirchenkampf weiterzutreiben und eine Chronik des Kirchenkampfes zu verfassen. Sein Auftrag schloss ausdrücklich die Befragung von Zeitzeugen ein, darunter der einstige NS-Bischof von Lübeck, Erwin Balzer, worüber Reimers ausführlich Bischof Meyer, K. D. Schmidt und dem frisch ernannten Leiter der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg, Werner Jochmann, berichtete.⁷⁴ Die Zeitzeugenbesuche hatten sichtbar zugleich die Funktion, die Ergeb-

71 Schreiben K. D. Schmidt an Senior Meyer vom 29.3.1960, LKAK 40.01, Nr. 448. Vgl. hierzu ausführlich: Stephan *Linck*, *Neue Anfänge? Der Umgang der evangelischen Kirche mit der NS-Vergangenheit und ihr Verhältnis zum Judentum. Die Landkirchen in Nordelbien. Band 2: 1965-1985*, Kiel 2016, S. 67-70.

72 Antwort Meyers an Schmidt vom 27.4.1960, LKAK 40.01, Nr. 448.

73 Der Vater Friedrich Reimers (1898-1971) war 1937-1966 Pastor in Mölln gewesen, der Großvater Friedrich Reimers (1865-1937) Pastor in Tellingstedt und Itzehoe, der Urgroßvater Gustav Heinrich August Reimers (1837-1918) Pastor in Seester und Kellinghusen. Vgl. Friedrich *Hammer*, *Herwarth von Schade*, *Die Hamburger Pastorinnen und Pastoren seit der Reformation. Ein Verzeichnis*, Hamburg 1995, S. 308f.

74 Werner Jochmann war bis dahin Assistent bei Fritz Fischer gewesen, bei dem die Arbeit als Promotionsvorhaben angesiedelt war. Die Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg war nach der antisemitischen Welle des Jahreswechsels 1959/60 wieder gegründet worden, nachdem eine bereits 1949 eingerichtete Forschungsstelle in den 1950ern ihre Arbeit wieder eingestellt hatte. Vgl. Stefanie *Schüler-Springorum*, Werner Jochmann und die deutsch-jüdische Geschichte, in: *Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg* (Hrsg.), *Zeitgeschichte in Hamburg*, Bd. 2, 2005, S. 14-20, https://www.zeitgeschichte-hamburg.de/files/fzh/pdf/jahresbericht_

nisse zu kommunizieren und eine breite Akzeptanz zu erreichen. So besuchte Reimers erst nach Abschluss der Arbeit den BK-Theologen Wilhelm Jannasch, der seit seiner Vertreibung aus Lübeck ein gebrochenes Verhältnis zur dortigen BK-Mehrheit und zur Landeskirche hatte. Von Jannasch erhielt er „sein uneingeschränktes sachliches und – was in diesem Fall vielleicht noch mehr wiegt – menschliches Placet geschenkt. Darüber bin ich froh. Es war so eine der ersten riskanten ‚Feuerprobchen‘.“ Über den Besuch bei der Witwe des DC-Propstes Wagner schrieb er: „Wie lastet doch vor allem auf den Frauen und Familien ethlicher früherer DC-Geistlicher das schwere psychologische Erbe der gottfernen nationalsozialistischen Jahre unseres Volkes!“⁷⁵

Das direkte Arbeitsergebnis von Reimers war eine „Auswahlchronik Lübecker Kirchenkampf 1933-1937“, die er dem Kirchenrat am 17. Juli 1961 vorlegte.⁷⁶ Auf Grundlage der Chronik und der hierbei vorgenommenen Archivstudien arbeitete Reimers in den folgenden Jahren seine Dissertation aus, die er bei dem Hamburger Historiker Fritz Fischer einreichte, der promovierter und habilitierter Theologe war. Dieser war durch seine Darstellung der Expansionspläne Deutschlands im Ersten Weltkrieg zum wohl umstrittensten Historiker in Deutschland geworden.⁷⁷ Eine etwaige Distanz zu Fischer ist weder bei der Kirchenleitung feststellbar noch bei K. D. Schmidt und Bischof Meyer, der neben dem Bischofsamt eine Honorarprofessur für Missionswissenschaft an der Theologischen Fakultät in Hamburg hatte. Im Gegenteil: Als es um die Drucklegung von Reimers‘ Dissertation in der Reihe der Kommission für die Geschichte des Kirchenkampfes ging, akzeptierte die Kirchenleitung eine Erhöhung des Zuschussbedarfs und zahlte zusätzlich ein abschließendes Honorar an Reimers, zusammen 9.000,- DM.⁷⁸

2004.pdf (11.3.2014), sowie Joist Grolle, Hamburg und seine Historiker, Hamburg 1997, S. 186-201. Das Gedächtnis-Protokoll des Gesprächs von Karl Friedrich Reimers mit Bischof i. R. Erwin Balzer, Hamburg-Sasel, Saseler Chaussee 142a, vom 17.12.1960 sandte Reimers an die genannten Herren mit der Bitte um Vertraulichkeit. Ebd.

75 Bericht Reimers an Senior Jansen vom 20.11.1961 über seine Reise zu Wilhelm Jannasch, der Witwe von Propst Wagner u.a. Ebd.

76 Karl Friedrich Reimers, „Auswahlchronik Lübecker Kirchenkampf 1933-1937“, dem Kirchenrat Lübeck am 17.7.1961 vorgelegt. Ebd.

77 Vgl. Klaus Große *Kracht*, „An das gute Gewissen der Deutschen ist eine Mine gelegt“. Fritz Fischer und die Kontinuitäten deutscher Geschichte, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, https://docupedia.de/zg/Fischer.2C_Griff_nach_der_Weltmacht?oldid=79168 (17.10.2012). Wiederveröffentlichung von: Klaus Große *Kracht*, „An das gute Gewissen der Deutschen ist eine Mine gelegt“. Fritz Fischer und die Kontinuitäten deutscher Geschichte, in: Jürgen Danyel, Jan-Holger Kirsch, Martin Sabrow (Hrsg.), 50 Klassiker der Zeitgeschichte, Göttingen 2007, S. 66-70.

78 Beschluss der Kirchenleitung am 3.6.1964: Bei 500 Ex. liegt der Zuschussbedarf laut Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen bei 9.000,- DM. Im Haushalt waren nur 5.000,- DM eingeplant. Der Mehrbetrag von 4.000,- wird außerplanmäßig bewilligt. Auf der Sitzung am 19.6.1964 wird beschlossen, den Betrag für V&R um 1.000,- zu kürzen, die stattdessen als Honorar an Dr. Reimers gehen. KL-Protokolle 1964, LKAK 40.01, Nr. 707.

Die Darstellung Reimers stellte sehr differenziert die Lübecker Auseinandersetzungen bis 1937 dar. Die folgenden Jahre behandelte Reimers nur cursorisch, da mit der Kirchenspaltung 1937 der Kirchenkampf beendet war. Hierbei erwähnte er die antisemitische Radikalisierung der Mehrheitskirche wie auch das Schicksal Stellbrinks und der katholischen Kapläne.

Der neuen Kirchenleitung, die „nach dem Zusammenbruch“, wie Reimers in zeittypischer Terminologie schrieb, gebildet wurde, „fiel die Aufgabe zu, auf dem Boden des Altonaer Bekenntnisses und der Theologischen Erklärung von Barmen lutherische Kirche zu bauen.“⁷⁹ Dass Reimers sich abschließender Bewertungen enthielt und stattdessen von einem „verwirrenden Geschehen zwischen 1933 und 1945“ schrieb,⁸⁰ war sicherlich hilfreich für die breite Akzeptanz seiner Darstellung.⁸¹

Die Lübecker Landeskirche hatte erfolgreich eine konsensorientierte Darstellung des Kirchenkampfes initiiert, die zu Recht in den Danksagungen sowohl den NS-Bischof Balzer als auch den radikalen BK-Theologen Wilhelm Jannasch aufnahm. Da Reimers auch Karl Friedrich Stellbrinks Schicksal geschildert und sein Handeln gewürdigt hatte, ohne die Distanz der BK ihm gegenüber zu verschweigen, sollte über Jahrzehnte hier kein Forschungs- und Diskussionsbedarf mehr gesehen werden.

Auch wenn die Lübecker Landeskirche nach 1945 politisch ebenso wie die benachbarten Landeskirchen jahrzehntelang dem politischen Konservativismus zuneigte, so sind die Lehren und Konsequenzen, die sie aus der NS-Zeit zog, in fast diametralem Gegensatz zu den benachbarten Landeskirchen zu sehen. Während andernorts versucht wurde, an die kirchliche Verfasstheit der Weimarer Zeit anzuknüpfen, wurde hier in der NS-Zeit ein scharfer Bruch erkannt, der einen Neuaufbau der Kirche erforderte. Dieser Neuaufbau schuf Bedingungen, in denen die Landeskirche in Lübeck, sich schon bald nach dem Ende des NS-Staates deutlicher gegen den Antisemitismus positionieren konnte, als es in Schleswig-Holstein sonst möglich war. Zudem lässt sich insgesamt eine größere Offenheit in der Aufarbeitung der eigenen Geschichte feststellen. Hier hat die Lübecker Landeskirche einen vollständig eigenen Weg beschritten.

Anschrift des Autors:

Dr. Stephan Linck
Studienleiter Erinnerungskultur und Gedenkstättenarbeit
Evangelische Akademie der Nordkirche
Königstraße 52
22767 Hamburg
E-Mail: stephan.linck@akademie.nordkirche.de

79 Reimers, Kirchenkampf, wie Anm. 8, S. 375.

80 Ebd.

81 Hans-Peter Muus, Ein weiteres Buch zur Geschichte des Kirchenkampfes, in: Konvent 7/1965, S. 118ff. hier: S. 121.

Besprechungen und Hinweise

Allgemeines, Hanse

Hansische Geschichtsblätter, hrsg. vom *Hansischen Geschichtsverein*, 132. Jg., Trier: Porta Alba Verlag 2014, 258 S. – Der 132. Band der „Hansischen Geschichtsblätter“ enthält eine außerordentlich umfangreiche, für die Forschung so hilfreiche Umschau über die neueste Forschungsliteratur zur hansischen Geschichte (133-243) sowie vier Aufsätze, denen, wie schon in den vorigen Jahren, englische Zusammenfassungen vorangestellt sind. – *Volker Henn* gibt in seinem Artikel einen umfangreichen Bericht (1-45) über die seit 1989/90 erschienenen, einschlägigen Forschungen zur Geschichte des hansischen Kontors in Brügge, insbesondere über das prosopographische Forschungsprojekt, das Werner Paravicini (Kiel) initiierte und in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl Horst Wernicke in Greifswald realisierte. Er stellt insgesamt 180 Arbeiten vor (bibliographiert 31-45). – *Magnus Ressel* (79-103) stieß im Jahr 2012 auf ein verschollen geglaubtes Werk aus der Spätzeit der Hanse in der Commerzbibliothek zu Hamburg und zwar auf die „*Hanseatica*“ (1674). Dieses dreibändige Werk stammt aus der Feder von Wenzeslaus Mittendorp, einem Danziger Syndikus, und umfasst rund 1000 Folioseiten. Mittendorp beschäftigte sich insbesondere mit dem Niedergang der hansischen Kontore. – Der Archivar der Hansestadt Wismar *Nils Jörn* (105-118) stellt ein Projekt zur Inventarisierung der weitgestreuten Wismarer Archivalien zu den hansischen Kontoren aus der Zeit von 1531-1668 vor, das sich an die bereits vorhandenen Inventare der Archive in Köln, Danzig und Braunschweig (noch im Entstehen begriffen) anlehnen soll. Ein solches Inventar würde der Forschung eine intensive Beschäftigung mit der hansischen Spätzeit ermöglichen und erleichtern. – Das Augenmerk soll hier auf den innovativen Aufsatz von *Stuart Jenks* und seine These zur Distributionsrevolution des 15. Jahrhunderts (47-78) gelenkt werden, die er zuerst in einem Vortrag (gedruckt 2013) auf dem World Economic History Congress in Utrecht 2009 vorgestellt hatte und hier nun auch für den deutschsprachigen Raum begründen möchte. Seine These stellt J. in einem historisch-empirischen und volkswirtschaftlich-theoretischen Teil vor. Seiner Ansicht nach gab es in Nordwesteuropa im 15. Jh. eine Distributionsrevolution, die auf den Erregenschaften der Kommerziellen Revolution des Mittelalters aufbaute und den Boden bereitete für die Konsumrevolution des 17. Jh.s. Im Verlauf der Distributionsrevolution hätten sich Märkte von lokaler, regionaler und internationaler Bedeutung (Wochen- und Jahrmärkte mit internationalen Messen und zentralen Markttorten) hierarchisch verlinkt. Fremdländische Güter seien vom internationalen Handel dem regionalen und lokalen Markt zugeführt worden. Die Entstehung der hierarchisch integrierten Marktstrukturen erläutert J. einerseits am Beispiel der mittelalterlichen Marktgründungen in England, ihrem Aufblühen oder Absterben, ihrer Etablierung zu Märkten von unterschiedlicher wirtschaftlicher Bedeutung sowie andererseits am Beispiel des hansischen Englandhandels, auf den sich die Kölner und Danziger Kaufleute im 15. Jh. spezialisierten. Während die Kaufleute anderer Hansestädte aus dem Direkthandel mit England ausschieden und ihre Waren nach Köln und Danzig (in der Markthierarchie den nächst höher gelegenen Handelsplätzen) lieferten. In der Distributionsrevolution sieht J. „die unerlässliche Vorbedingung für die Protoindustrialisierung, die wiederum – einigen Forschern zufolge – die Ursache der Industriellen Revolution bildet“ (68).

München

Meyer-Stoll

Angela Huang, *Die Textilien des Hanseraums. Produktion und Distribution einer spätmittelalterlichen Fernhandelsware (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte Bd. LXXI)*, Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2015, 311 S., 25 Abb. u. zahlr. Tab.

– H. legt hiermit ihre in Kopenhagen angenommene und für die Drucklegung überarbeitete Dissertation vor. Die Arbeit ist in drei Teile gegliedert. Einleitend werden Forschungsziele, Quellenbasis und Forschungsstand vorgestellt (Teil 1). Im zweiten Teil wird der Textilienhandel der hansischen Kaufleute nach London im Zeitraum zwischen 1380 und 1500 nach Auswertung der Londoner Zollakten beschrieben. Schließlich wird im dritten Teil versucht, ein Bild von der Produktion und der Distribution der „hansischen“ Textilien zu geben. – Ziel der Arbeit ist, 1. die Thesen der älteren Forschung von Hektor Ammann und Philippe Dollinger, es habe in Norddeutschland im ausgehenden Mittelalter keine exportfähige Tuchindustrie gegeben, weil sie sich neben der konkurrenzstarken nordwesteuropäischen Tuchindustrie nicht habe entwickeln können, zu widerlegen. Es soll zum einen der Nachweis erbracht werden, dass im hansischen Raum Tuche für den Export hergestellt wurden, und zum anderen, dass sich die Hansestädte im Laufe des 15. Jh.s *(überspitzt formuliert)* in *Produktion- resp. Distributionsstädte* *schieden. Der Nachweis gelingt. Die Autorin wertete vor allem die von Stuart Jenks für eine Edition aufbereiteten Londoner Zollakten (ungedruckt) aus und, soweit möglich, die edierten Pfundzollbücher aus dem hansischen Raum. In dem Zeitraum, innerhalb dessen sich die Hansestädte zu Zentral- bzw. Regionalmärkten entwickeln, entfalten sich die Regionalmärkte zu Produktionsorten für den Tuchexport. Die Regionalmärkte werden Zulieferer der Zentralmärkte. Die Zentralmärkte ihrerseits beliefern London mit den Produkten ihres Hinterlandes.* – 2. möchte H. prüfen, ob die im hansischen Raum für den Export gewebten „Graulaken“ sich infolge einheitlicher Produktionsvorgaben zu einem standardisierten Massenprodukt entwickelten und ob daher vom „Hanseraum als einem geschlossenen bzw. hansischem Produktionsraum“ gesprochen werden kann. Die Produktionsvorgaben versucht H. über Zunftrollen ausfindig zu machen; die standardisierte Qualität über die Entwicklung der Durchschnittspreise, wie sie sich aus den Pfundzollbüchern ermittelten lassen, sowie aus Einzelnachweisen aus Urkunden- und Kaufmannsbüchern. Eine regionale Angleichung der Leinwandfertigung lässt sich bei den sächsischen bzw. westfälischen Tuchen ausmachen. Ebenso scheint man im ausgehenden 15. Jh. mit „Graulaken“ aus den wendischen, sächsischen und preußischen Städten eine spezifische Qualität verbunden zu haben. – Die Arbeit leidet unter der erheblichen Ausdrucksschwäche der Autorin (Satzbau, Grammatik, falsch gebrauchte Fachausdrücke bzw. deren Unkenntnis) und macht die Lektüre zu einem äußerst mühsamen und zeitaufwendigen Geschäft. Einige charakteristische Beispiele mögen davon Zeugnis geben: „Unter den Subsidien [hier i.S.v. Zöllen, CMS] finden sich die Tuchimporte [...] in den Tunnage and Poundage-Akten. Die Einfuhr von Wein (Tunnage) und alle Ein- und Ausfuhren aller Kaufleute (Poundage) waren zwar der Sache nach verschiedene Subsidien, wurden jedoch in der Zollpraxis als Tunnage and Poundage-Akten zusammengefasst“ (37). „Der Versuch, den Import bzw. Detailkauf hansischer Leinwand durch Hansekaufleute zu erschweren oder zu beschränken, trug jedoch keine Früchte“ (172). Was ist hier gemeint? Fernhändler jedenfalls handelten nicht en detail, sondern en gros. „Ausfuhrverbot für nicht fertig gemachtes englisches Tuch“ (165 u. 173). Ist hier ein Halbfabrikat gemeint? – „Zuletzt sollen dazu der detaillierten Fallstudien die unzusammenhängenden Belege gegenübergestellt werden, die sich für andere Absatzmärkte im hansischen Fernhandel finden“ (201). „Dieser Befund gestattet nun die vorläufige Schlussfolgerung, dass die hier hergestellten Textilien zwar vom hansischen Handelsnetzwerk und den verfügbaren Marktinformationen profitierten, dabei aber der Ausrichtung der sie umgebenden Tuchproduktionslandschaft auf die Herstellung höherwertiger Textilien verhaftet blieben. Dies mag dem spezifischen Know-how der Weber in Kombination mit einer stabilen Nachfrage nach diesen Textilien zuzurechnen sein“ (223). „Dies gilt insbesondere für einen massenhaften Textilhandel, der zunehmend in Liefergeschäften durchgeführt wurde“ (229). Was könnte gemeint sein? Ein Zeit- oder

Termingeschäft, ein Lieferungskauf? – Die Arbeit wirft auch methodische Probleme auf und lässt wiederholt ein wissenschaftliches Verständnis vermissen. Vielfach werden aus Vermutungen Wahrheiten, aus zufällig überlieferten Einzelbelegen werden ohne kritische Hinterfragung ihrer Aussagefähigkeit weitreichende Schlüsse gezogen oder sachlich falsch umgedeutet. Ein Beispiel: „In der Entwicklung der Hanstextilien des Hanseraums hin zu wettbewerbsfähigen Fernhandelswaren spielte der Kaufmann des Produktionsortes eine bedeutende Rolle. Er vermittelte zwischen den Webern und Abnehmern und brachte sein Wissen über die anvisierten Zielmärkte wie auch die Erfordernisse des Warenhandels in die Produktion mit ein. Insbesondere für die Leinwandherstellung wurde herausgestellt, dass es kaufmännische Bemühungen waren, die die institutionelle Entwicklung in ihren Städten vorantrieben und unspezifische Produkte in eine Fernhandelsware transformierten. *Kurz gesagt muss der Kaufmann als eigentlicher Produzent der hier vorgestellten exportorientierten Tuchsorten gelten.*“ (230) [Kursive CMS]. – Trotz dieser Einwände wurden hier für die Hanse- und Wirtschaftsgeschichte wichtige Ergebnisse vorgetragen, die zu weiteren Forschungen anregen werden.

München

Meyer-Stoll

Peter Oestmann, Wege zur Rechtsgeschichte: Gerichtsbarkeit und Verfahren, Köln/Weimar/Wien: UTB 2015, 374 S. – O. ist angetreten, ein Kurzlehrbuch für Studenten zu schreiben, das den Leser in die Welt der Rechtspraxis einführt, ihn aber nicht mit übermäßigem Detailreichtum überfordert. Vielmehr will O. rechtshistorische Neulinge „einladen, immer tiefer in die aufregende Welt der Rechtsgeschichte einzutauchen“ (9). Und der Autor macht es seinem Leser wahrlich leicht, sich auf diese Einladung einzulassen. Schon die thematische Ausrichtung des Buches auf die Geschichte der Rechtspraxis verspricht spannende Einblicke und neue Perspektiven. Methodisch erinnert das Buch an K. Kroeschells überragendes Werk „Deutsche Rechtsgeschichte“ (Bd. 1-3, zuletzt Köln: UTB 2008, zweiter Band überarbeitet von K. Nehlsen-von Stryk und A. Cordes). Wo dieses aber für den rechtshistorischen Laien wegen der vielen unkommentierten Quellenzitate oft schwierig und etwas unhandlich ist, schafft es O., den Zugang zu den großen Linien der Rechtsgeschichte wesentlich zu erleichtern, weil er Informationen einfließt, mit denen seine Leserschaft bereits in Berührung gekommen ist. Denn wohl jeder hat bereits von Tacitus' Germania (insb. 34ff.) oder den sog. Schariagerichten (288f.) gehört. Gleiches gilt für verschiedene alltägliche Begrifflichkeiten und Sprichwörter, deren Herkunft er erläutert. So erfährt der Leser beispielsweise, wie das Schicken, „wohin der Pfeffer wächst“ mit Strafrechtsgeschichte zusammenhängt (74) oder von welchem volkssprachlichen Ausdruck das Wort Ehe abstammt (62). – Leicht verständlich sind die zahlreichen Quellenzitate des Lehrbuchs aufbereitet. O. ordnet sie immer in einen größeren Kontext ein und lenkt das Augenmerk des Lesers auf die für ihn wichtigsten Besonderheiten. Da solches Einordnen von persönlichen „Meinungen und Vorlieben“ (26) geprägt ist, setzt O. sich auch mit anderen Herangehensweisen oder gegenteiligen Lehrmeinungen auseinander, wie beispielsweise im Zusammenhang mit der rechtlichen Einordnung des Müller-Arnold-Prozesses (188) oder der Vergleichbarkeit des politisch geprägten Rechts im Dritten Reich und der DDR (274f.). Nebenbei bekommt der Leser so auch einen Eindruck davon, wie innerhalb der Rechtsgeschichtswissenschaft diskutiert und gearbeitet wird. – Der Inhalt des Buches ist chronologisch aufgebaut. Zum einen lassen sich so die großen Entwicklungslinien vom Fehdewesen über die Landfriedensbewegung hin zum modernen Gerichtsverfahren nachvollziehen, zum anderen – aber auch die Kontinuitäten und Brüche innerhalb eines (Rechts-)Gebiets. Für die deutsche Rechtsgeschichte ist die Stadt Lübeck von besonderer Bedeutung. Auf keinen Ort nimmt O. in seinen Ausführungen daher häufiger Bezug. Zwei Beispiele seien hier besonders herausgehoben: Der Streit um den Instanzenzug an den Lübecker Oberhof im Mittelalter

sowie die moderne Urteilstchnik des Lübecker Oberappellationsgerichts der vier freien Städte im 19. Jahrhundert. – Das mittelalterliche Recht kannte rechtliche Verbindungen zwischen zwei Städten, wobei eine sog. Mutterstadt ihr Stadtrecht an eine sog. Tochterstadt weitergab und bei Fragen zum materiellen oder prozessualen Recht Rechtsrat erteilte. So war dies auch bei Lübeck, das sein Stadtrecht an verschiedene Handelsstädte im Ostseeraum bis nach Norwegen und Russland verliehen hatte (92ff.). Neuste Forschungsergebnisse weisen nun darauf hin, dass die Lübecker Stadtrechtsfamilie über ein „ausgefeiltes Rechtsmittelsystem mit der Möglichkeit, Berufung gegen ein bereits gefälltes Urteil“ (103) einzulegen, verfügte. Sollte sich diese Vermutung erhärten, hätte die Lübecker Stadtrechtsfamilie über ein absolut fortschrittliches Verfahrensrecht verfügt. – Ebenso fortschrittlich war die Arbeitsweise des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte in Lübeck. Die Richter versuchten übergreifende Rechtsprinzipien zu ermitteln (229ff.), sie bedienten sich des Urteilsstils, d.h. sie argumentierten also nicht mehr in zwei Richtungen sondern begründeten nur noch die von ihnen vertretene Entscheidung, vor allem aber gaben sie den Parteien ihre Entscheidungsgründe bekannt und veröffentlichten ihre Urteile (234ff.). Ein moderner Rechtsstaat wäre ohne diese Bekanntgabe der Entscheidungsgründe undenkbar. – Der kurze Einblick in die ungeheure Vielfalt der von O. abgehandelten Prozesspraxisgeschichten muss hier genügen. Eine Anmerkung für jene, die mit einer eigenen Forschungsarbeit liebäugeln auf die im Buch zahlreichen Hinweise auf Forschungsdesiderate sei aber noch gestattet: So warten die immerhin seit 2003 erschlossenen Akten des Wismarer Obertribunals (184) auf ihre Erforschung ebenso wie die Frage nach der Bedeutung der Mündlichkeit im evangelischen Konsistorialprozess (199) oder die Justizgeschichte in der Zeit zwischen dem Ende des Alten Reichs und den Reichsjustizgesetzen (216), um nur einige Themen zu nennen. Jenseits der Hoffnung, dass die Anregungen alsbald in die Tat umgesetzt werden, ist diesem lehrreichen und außerordentlich kurzweilig geschriebenen Buch eine große Resonanz zu wünschen. Denn, wie O. am Ende des Buches völlig zu Recht feststellt, „[u]m die Deutung und Wertung der Vergangenheit kommt niemand herum. Und genau deswegen kann die Rechtsgeschichte so große Kraft entfalten, wenn sie eintritt ins Gespräch mit der Gegenwart.“ Nach der Lektüre des vorliegenden Buchs ist der Leser jedenfalls bestens darauf vorbereitet diesen Gesprächsfaden aufzunehmen.

Hamburg

Bachmann

Janina Fuge / Rainer Herzog / Harald Schmid (Hrsg.), Gedächtnisräume. Geschichtsbilder und Erinnerungskulturen in Norddeutschland. Mit 53 Abbildungen (Formen der Erinnerung 56), Göttingen: V&R unipress 2014. – Der nach allen Regeln der Kunst redigierte und mit Indices versehene Band bietet die Beiträge einer 2012 abgehaltenen Tagung, ist also löblich schnell zum Druck befördert worden. Er beginnt mit fünf Aufsätzen zur Theorie, es folgen zwölf Fallbeispiele, und den Beschluss bilden vier Berichte über „praktizierte Erinnerung“ d.h. politische Bildung an Erinnerungsorten. – Dass das Thema „Gedächtnis und Erinnerung“ in Geschichts- wie Kulturwissenschaft Konjunktur hat, muss nicht noch belegt werden. Ich verweise als Beispiel auf einen Band, der, aus einer Tagung zum „Erinnerungsort Ruhr“ entstanden, ganz ähnlich gegliedert ist und über dessen theoretischen Teil eine Rezensentin schreibt, sein Mehrwert erschlosse sich ihr nicht¹, – ein Urteil, das ich für den gleichen Teil des vorliegenden Bandes voll teile und deshalb gleich zu den Fallbeispielen übergehe. – Als

¹ Stefan Berger, Joana Seiffert (Hrsg.): *Erinnerungsorte. Chancen, Grenzen und Perspektiven eines Erfolgskonzeptes in den Kulturwissenschaften*, Essen 2014, besprochen Yvonne Vogel in: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2015-4-171>, abgerufen 2015 Dez 16.

erster referiert *Hiram Kümper* über die Hanse und das Magdeburger Recht als europäische Erinnerungsorte in Norddeutschland (97-120). Bei der Hanse untersucht er in Fortführung einer Studie von Fahlbusch die Schulbücher, die ein sehr mageres Bild bieten mit starken regionalen Unterschieden. Bezüglich des Magdeburger Rechts lernt man, dass seiner fast ausschließlich östlich von Deutschland gedacht wird, in Kiew gar seit 1808 mit einem Denkmal für die Bewidmung der Stadt mit diesem Recht. *Knud Andresen* berichtet von Geschichtserzählungen über Altona (121-141), die wesentlich sind für die „lokale Geschichtskultur“. *Jörg Schillings* Ausführungen über das Hamburger Bismarckdenkmal (143-157) dürften bei allen Hamburger Eigenheiten auch für viele weitere Bismarck-Erinnerungen gelten. Schmerzlich vermisse ich eine Abbildung. Dass die Düppeler Schanzen noch heute von Dänen und Deutschen sehr unterschiedlich erinnert werden, ist wenig überraschend (*Tobias Arand* und *Christian Bunnenberg*, 159-182). Dagegen überrascht in *Jelena Steigerwalds* Aufsatz über das Danewerk (183-200), dass weder erörtert wird, wie alt der Gemeindegemeinde Danewerk ist, noch, weshalb das heutige Museum dieses Erinnerungsortes der Organisation der süddänischen Minderheit gehört. Mit viel Scharfsinn arbeitet *Dirk Thomaschke* an nordfriesischen Ortschroniken heraus (201-220), warum dieses Genus der Chronistik so eigenartig und nur mit großer Vorsicht als Quelle zu nutzen ist. Für immer wieder festzustellende Lücken macht Verf. weniger „harmonisierendes Verschweigen“ verantwortlich als vielmehr ein „räumliches Wahrnehmungsraster“, das vieles durchfallen lässt (212). Seine Ergebnisse scheinen mir für die Ortschroniken in ganz Deutschland zutreffend zu sein. Auf S. 221-245 analysiert *Nina Henrichs* „visualisierte Vorstellungen des norddeutschen Naturraums in der Kunst“. Wie Verf. selbst sagt, kann Kunst Erinnerungsfunktion besitzen – das ist weder eine neue Erkenntnis noch typisch für Norddeutschland, so dass der Aufsatz etwas beliebig wirkt. *Andreas Wagner* beschäftigt sich mit einem Gelände/Gebäude in Horst, Ortsteil von Nostorf im Kreis Ludwigslust-Parchim (247-263). Es besitzt eine vielfältige Geschichte: von Kaserne über KZ-Außenlager zur Grenzübergangsstelle zur DDR, schließlich Flüchtlingslager, mit der Folge, dass zwei getrennte Museen, zum KZ und zur Grenze, errichtet wurden. Man fragt sich, wann in dieser Erinnerungslandschaft die dritte Erinnerungskultur dokumentiert werden wird. Etwas Besonderes bietet *Matthias Manke* mit seinem Beitrag über die Aufarbeitung der Geschichte der Arbeiterbewegung im Bezirk Schwerin (264-285). Es handelt sich um ein Stück DDR-Geschichte, aus der man lernt, dass von oben verordnete lokale Erinnerungsarbeit scheiterte, weil grundsätzlich der nach vorne schauenden Ideologie des Sozialismus fremd, und sie in Mecklenburg dadurch erschwert wurde, dass die Hälfte der Bevölkerung erst nach dem Krieg ins Land gekommen war. Zusätzlich erfährt man, dass der Ländername Mecklenburg auch in der offiziellen Geschichtsarbeit ungenutzt fortlebte. Im Artikel über die Varusschlacht von *Thomas Küster* (287-308) wird sehr einsichtig zwischen Erinnerung und Identität unterschieden, und im Fazit eine „Normalisierung und Individualisierung der Erinnerung“ festgestellt, eine Entwicklung, die für viele Erinnerungsorte gültig sein dürfte. *Günter Riederer* widmet sich den Straßenbenennungen in Wolfsburg (309-324), die im Wesentlichen doch der der übrigen westdeutschen Städte glichen. Zu den „Deutungseliten“, die den „Prozess der Erinnerung zu steuern“ versuchen, zählt er auch Archivare (323) – allerdings war der Wolfsburger Archivar Gericke ein ganz besonderer Fall (318). Sehr aufschlussreich scheint mir die Abhandlung von *Arne Hoffrichter* und *Sascha Schiebl* über die Lager Uelzen-Bohdamm und Friedland zu sein (325-347). Beide Lager wurden von der Militärregierung gegründet, Uelzen bald für Flüchtlinge aus der SBZ/DDR bestimmt, während Friedland für Kriegsgefangene und Aussiedler zuständig wurde. Damit nahm ihre Geschichte und vor allem ihre Erinnerungsgeschichte einen diametral entgegengesetzten Verlauf. Uelzens zeitweilige Insassen hatten einen schlechten Ruf, der vom niedersächsischen Flüchtlingsminister Heinrich Albertz befördert wur-

de und den selbst der 17. Juni nicht ändern konnte. 1963 wurde es geschlossen. Friedland dagegen profitierte vor allem von den Kriegsgefangenen und dem nationalen „Viktimierungsdiskurs“ (344) und dürfte heute neben Marienfelde das deutsche Lager repräsentieren. – Die vier Berichte aus der Praxis sind gewidmet dem U-Boot-Bunker in Bremen (*Marcus Meyer*; 351-365), der ehemaligen israelitischen Gartenbauschule in Hannover-Ahlen (*Andreas Breit*, 367-383), der „Schwedenstraße“, einer im Entstehen begriffenen kulturhistorischen Themenstraße zum 30-jährigen Krieg in Nordostdeutschland (*Nina Fehrlen*, 385-404) und schließlich Haithabu (*Wiebke Johannsen*, 405-422). – Der Band bietet ein reiches Bild von Erinnerungsorten und -aktivitäten in Norddeutschland, kann und will aber nicht spezifisch norddeutsche Eigenheiten aufdecken. Das erhöht seinen Informationswert für alle, die sich mit diesen Themen befassen, und auch für die, die Erinnerungsorte bisher als selbstverständlich hinnahmen, weil sie Geschichte nie vom Raum gelöst sich vorstellen konnten.

Köln

Deeters

Die effektive Arbeit des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte geht weiter, das zeigt der 3. Band seiner Schriftenreihe „*Studien zur Reichsstadtgeschichte*“ (*Petersberg: Michael Imhof Verlag 2016, 327 S., zahlr. Abb.*), der sich mit zwölf Beiträgen dem Thema *Kaiser, Reich und Reichsstadt in der Interaktion* vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert widmet. Aspekte der kaiserlichen Privilegienerteilung, die von einem Stadtrat (in diesem Fall von Dortmund) als „unwillkommener Eingriff in die reichsstädtische Autonomie“ (*Thomas Schilp*) angesehen wurde, kommen zur Sprache. Fragen der nach dem Westfälischen Frieden zunehmend üblichen Entgegennahme der kaiserlichen Huldigung durch Kommissare (wie sie, das sei hier beigefügt, Lübeck 1660 noch umgehen konnte) werden aufgeworfen. Zahlreiche Beispiele, welche die Beziehung zu Reichstag, Kreistag und vor allem dem Reichshofrat illustrieren, geben hier mancherlei Anregungen, sich in dieser Hinsicht auch den wenigen im nördlichen Teil des Reiches liegenden Reichsstädten zuzuwenden. Dennoch ist natürlich verständlich, dass die süddeutschen Reichsstädte im Zentrum des Interesses stehen. Denn faszinierend bleibt nach der Lektüre des Bandes der Eindruck der großen Vielfalt dieser dem Reichsoberhaupt direkt unterstehenden Kommunen, für die diese Qualität gleichermaßen galt, ob sie nun wie die Reichsstadt Buchhorn etwa 500 Einwohner aufwiesen oder ein Vielfaches an Zahl wie z.B. Köln. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang ein Beitrag (*Axel Gotthard*) über die Mediatisierung der Städte 1803, die 41 ihre Selbständigkeit kostete, wovon 30 in Bayern, Württemberg und Baden inkorporiert wurden und nur Augsburg, Bremen, Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Nürnberg ihre volle Landeshoheit behielten.

Graßmann

Lübeck

Manfred Gläser (Hrsg.), Zur Siedlungsgeschichte des ehemaligen Lübecker Kaufleuterviertels vom 12. bis zum 20. Jahrhundert (Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte, Bd. 28), Rahden/Westf.: Verlag Marie Leidorf GmbH 2015. 325 S., zahlreiche Abb. und Karten. – Der vorliegende Band enthält die beiden abschließenden Arbeiten zu den Befunden der Steinbebauung der zwischen 1985 und 1990 erfolgten „Jahrhundertgrabung“ Schüsselbuden 6/8 sowie zwischen Alfstraße und Fischstraße, unterteilt in östliches und westliches Grabungsgelände, sowie die Auswertung einer Anschlussgrabung auf dem Grundstück Fischstraße 14 in den Jahren 1994-1996. Alle drei Aufsätze waren bereits 1989, 1998 bzw. 2000 fertiggestellt, konnten aber wegen fehlender finanzieller Möglichkeiten nicht früher veröffentlicht werden (Vorwort des Herausgebers). – *Monika Remann* (Ausgrabungen im Kaufleuterviertel der Hansestadt Lübeck

(HL-70). Die Steinbebauung im östlichen Grabungsgelände, 9-89). Das östliche Gelände umfasste die Grundstücke Schüsselbuden 6 und 8 sowie Alfstraße 1-5 und Teile von Alfstraße 7. Die Steinbebauung vom 13. bis zum 20. Jahrhundert wird unterteilt in vier Siedlungsperioden V-VIII, die eine Abfolge zeigen vom Saalgeschosshaus auf dem Grundstück Schüsselbuden 6 und 8, der Teilung dieses Grundstückes in Ost-West-Richtung und schließlich die Abtrennung von Grundstücken in Nord-Süd-Richtung in der Alfstraße mit unterschiedlichen Bauten, die neutral als traufständige und giebelständige Bauten bezeichnet werden. Sehr hilfreich sind die Ausführungen zur Mauerwerkschronologie (18-21) mit den Tabellen 1-8 (80-87). Das Kreuzgratgewölbe im Haus Schüsselbuden 6 ist das älteste Gewölbe dieser Art in Lübeck (22), vielleicht eines der frühesten überhaupt (24), wie aus dem Vergleich mit Befunden aus dem Rheinland, den Niederlanden und England hervorgeht. – *Ursula Radis* (Ausgrabungen im Kaufleuterviertel der Hansestadt Lübeck (HL-70)). Die Steinbebauung im westlichen Grabungsgelände, 91-215), stellt die Befunde der Grundstücke Alfstraße 7-11 sowie der Fischstraße 8-14 vor, wobei die Grundstücke Nr. 8 und 14 nur angeschnitten werden konnten. Entsprechend den Befunden im östlichen Grabungsteil wird in die Perioden V-VII unterteilt, weil die Befunde von VII keine weitere Unterteilung bis 1942 erlaubten. Aufgrund der Mauerwerksbefunde, die in der Fortsetzung der Großgrabung in den Jahren 2009-2014 zwischen der Braun-, Fisch- und Alfstraße gewonnen wurden, musste die Interpretation der als „Turmhaus“ angesprochenen Befunde zurückgenommen werden, die jetzt neutral als „Kleine Vorderhäuser“ bezeichnet werden im Unterschied zu den nachfolgenden „Großen Vorderhäusern“ (Dielenhäusern). Darauf wird kurz in einem Exkurs auf S. 104 hingewiesen, in der Zusammenfassung (128f.) fehlt ein Hinweis auf die Neuinterpretation. Die Befunde der einzelnen Perioden sind gegliedert in „Turm-“ bzw. „Dielenhäuser“, „Hofbebauung“, „Infrastruktur des Hofes“, „Grundstücksentwicklung“, „Grenzmarkierungen“ sowie „Datierung“. Als Anhang 1 folgt ein Katalog der frühen profanen Backsteingebäude in Lübeck (Forschungsstand 1998) (130-132), als Anhang 2 ein Objektkatalog (133-168), der unterteilt ist nach Häusern, Hofkellern, Backöfen, Feuerstellen, Umzäunungen, Kloaken u. a. m. Anhang 3 ist ein Verzeichnis der Datierungsergebnisse der Dendrochronologie (169-179), die Anhänge 4 und 5 zeigen eine tabellarische Darstellung der Stratigrafie der wichtigsten Objekte auf den jeweiligen Grundstücken. Es folgen die Profilzeichnungen und Zeichnungen der Aufmaße (182-211). Eine Literaturliste beschließt den Beitrag (212-215). Unter einigen Dielenhäusern gab es in der Längsrichtung geteilte Balkenkeller, die beide von der Straße aus begehbar waren (115f.), einige werden wegen fehlender Seitenflügel als Dielenhäuser mit Saalgeschoss angesprochen (102). Im Hinblick auf die Grundstücksteilungen hatten die Grundstücke ihre bis zum Zweiten Weltkrieg beibehaltene Größe in der Fischstraße bei einer Größe von ca. 8 x 25 m bereits im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts erreicht, in der Alfstraße, wo die Grundstücke mit 11 x 25 m im Durchschnitt größer waren, erst um 1300. Auf S. 101 wird als eine Lübecker Besonderheit in der norddeutschen Turmhaustradition, die Lage direkt an der Straßenfront als Haupthaus angesprochen. Das dürfte mit der Neuinterpretation als „Kleine Vorderhäuser“ hinfällig geworden sein. – *Gabriele Legant* (800 Jahre Stadtgeschichte auf dem Grundstück Fischstraße 14. Die archäologischen Befunde der Anschlussgrabung im ehemaligen Lübecker Kaufleuterviertel, 1994-1996, 217-325). Das im direkten Anschluss an das bis 1990 ausgegrabene Areal liegende Grundstück Fischstraße 14 mit einem schmalen Streifen des Grundstücks Fischstraße 16 und der dahinterliegenden Alfstraße 13 war stratigrafisch besonders ergiebig, was u. a. eine differenziertere Unterteilung der Perioden I-VII der Altgrabung 1985 bis 1990 in die Perioden I-X ermöglichte, wobei besonders die „alten“ Perioden I von 1143 bis 1159 und IV (1175-1225) stärker untergliedert werden konnten. L. stellt einige interessante siedlungsgeschichtliche Befundinterpretationen vor. Die Siedlungsperiode I stellte sich

als Erstnutzung mit Gartenland und Gruben dar, in das ein Pfostenbau mit einem Brunnen integriert war, der dendrochronologisch auf die Jahre 1152/53 (Fälldatum der Hölzer) datiert werden konnte und damit der älteste jahrgenaue Befund auf dem Stadthügel ist. Durch diesen Brunnen konnte die Siedlungsperiode II näher datiert werden, eine Hofstelle mit Pfostenbau nach 1153, deren Ende durch einen Drainagegraben in Periode IV gezogen werden konnte, der „um 1163“ datiert ist. Sollte diese Interpretation Bestand haben, wäre das der erste Beweis für eine Siedlungskontinuität an diesem Ort von der Siedlung Graf Adolfs II. auf diejenige Herzog Heinrichs des Löwen. Die Siedlungsperiode VI wird beschlossen durch den Stadtbrand von 1251, der sich als 10 bis 30 cm starke Holzkohllage und als „hauchdünner Brandhorizont“ niederschlug, wobei der Zeitpunkt des Brandes sich durch „feinstratifizierte Befundkomplexe“ dendrochronologisch plausibel machen lässt. Erst in der anschließenden Periode VII, also nach 1251, begann hier die Steinbebauung mit einem traufständigen Haus, dessen Keller ebenfalls in Längsrichtung geteilt und beide Teilkeller von der Straße aus zugänglich waren. Auch diese Periode lässt sich offensichtlich durch einen Brand zeitlich begrenzen, den die Ausgräberin mit dem Stadtbrand von 1276 verbindet, der bekanntermaßen zu dem Ratsbeschluss führte, zukünftig nur noch Häuser mit massiven Brandmauern aus Stein errichten zu lassen. Periode VIII sah den Ausbau zum Giebelhaus mit Flügelanbau und die ersten Glinntauern im hinteren Grundstücksbereich. Nach der ausführlichen Beschreibung der Befunde folgt eine interpretative „Einordnung“ (293-314), in der die Entwicklung des Grundstückgefüges, die Bebauungsstruktur, die Hausentwicklung (Holzbauten und Steinbauten) deren Bauabfolge sowie die Brunnen und Kloaken behandelt werden. Es folgen eine Zusammenfassung (315f.), ein Verzeichnis der Datierungsergebnisse der Dendrochronologie (217-319) und das Literaturverzeichnis (320-324). Interessant ist der Befund, dass alle ergrabenen Brunnen der Holzbauphase zuzuordnen sind. Alle wurden um 1200 aufgegeben, wohl wegen hygienischer Probleme durch die Siedlungsverdichtung. Die späteren Brunnen lagen im Straßenraum. Eine gewisse Brisanz hat der Tatbestand, auf den auch der Herausgeber in der Einleitung des Bandes hinweist, dass die Brandhorizonte, die L. nachweisen kann, in sämtlichen anderen Grabungsabschnitten nicht vorhanden waren- oder möglicherweise nicht erkannt wurden. Das ist ein interessanter Befund im Hinblick auf die Nachprüfbarkeit von archäologischen Grabungsergebnissen, der zum Nachdenken Anlass gibt. Insgesamt ist der vorliegende Band wieder ein eindrucksvolles Zeugnis der Leistungen der Lübecker Stadtarchäologie. Dem interessierten Leser wird das Studium der Beiträge allerdings unnötig erschwert, indem in den Inhaltsverzeichnissen aller drei Beiträge keine Seitenzahlen ausgewiesen sind, die auch in den Verweisen im Text und in Anmerkungen auf den Objektkatalog und zu den Anhängen fehlen.

Hammel-Kiesow

Manfred Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum IX: Die Klöster, Lübeck: Verlag Schmidt-Römhild 2014, 745 S., zahlr. Abb. u. Karten. – Der Band enthält 47 Beiträge zu ebenso vielen Städten aus 14 europäischen Staaten (Deutschland 16, Polen und Dänemark je fünf, England und Schweden je vier, Belgien, Niederlande, Norwegen und Estland je zwei und je eine Stadt aus Irland, Russland, Litauen, Lettland und Finnland) sowie eine Zusammenfassung von Alfred Falk. Die Zeitspanne erstreckt sich von Klöstern des 6. Jahrhunderts in Irland bis zu Klostergründungen des 17./18. Jahrhunderts im Verlauf der katholischen Reformen (738) bzw. bis zur heutigen Nutzung der ehemaligen Klostergebäude. Gegenstand sind Klöster und „alle weiteren bekannten monastischen und religiösen Gemeinschaften in der Stadt“ (735) einschließlich der Stadthöfe auswärtiger Klöster. Es blieb den einzelnen Beitragern überlassen, zwischen Klöstern i. e. S., Konventen und Beginnen- (und selten) Begardenhäusern zu

unterscheiden. Folgende Themenbereiche waren vom Veranstalter vorgegeben: 1. Lage in der Stadt; 2. archäologische Ergebnisse zur Nutzung des Geländes vor der Klostergründung; 3. Aussagen zu Baugeschichte und zu Einrichtungen der Selbstversorgung und Entsorgung; 4. Funde zur Alltagskultur; 5. Wirtschaftliche und pädagogische Aktivitäten und 6. Aufgabe oder Umnutzung vor oder im Verlauf der Reformation (735). In größerem Umfang als in den ersten acht Kolloquiumsbänden mussten schriftliche und bildliche Quellen zur Bearbeitung des Themas herangezogen werden. Für einen ersten Überblick sei auf die Zusammenfassung von *Alfred Falk* verwiesen (735-738; englisches Summary 741-744). Die Anzahl der „monastischen und religiösen Gemeinschaften“ in den erfassten Städten reichte von rund 240 historisch bekannten Klöstern und Stiften in Köln (261) bis zu Uelzen, wo es bis auf eine kurzfristige Ausnahme kein Kloster gab; hier werden das klösterliche Umfeld der Stadt und die Klosterhöfe der sog. Heideklöster behandelt (279). Auch in Kolberg gab es nur ein Benediktiner-Nonnenkloster, da die starke Stellung des Kollegiatkapitels der einzigen Pfarrkirche St. Marien die Gründung von weiteren Klöstern verhinderte (475-477). Auf diesen von Stadt zu Stadt quantitativ sehr unterschiedlichen Grundlagen variiert(e) auch die Anzahl der archäologischen Untersuchungen. In Bremen z. B. ist – abgesehen von den Domgrabungen – bislang nur im Bereich des ehemaligen Katharinenklosters gegraben worden, einer von insgesamt neun Anlagen und daraus sind bislang nur Vorberichte veröffentlicht (247). Eine Ausnahme bildet Lübeck; hier fanden archäologische Untersuchungen in allen monastischen Anlagen der Stadt statt (401). Viele Grabungen sind bislang nur teilweise ausgewertet (Beispiel Münster), bei anderen wiederum ermöglichten intensive Untersuchungen sogar Einblicke ins alltägliche Leben, wie z. B. in Alkmaar, wo der Innenhof des Franziskanerinnen-Klosters vor den Küchen- und Speiseräumen mit Gruben übersät war, die große Mengen an Abfällen enthielten (125), ein Befund, der die Vorstellung von sauberen Klosterinnenhöfen konterkariert. Im Kölner Caeciliienstift konnte auf der Grundlage des hohen Anteils an Jungschweinen, Milchlämmern, Stubenküken und Süßwasserfischen in der Zeit um 900 ein hochwertiger Speiseplan der Stiftsdamen erkannt werden (266, 274). – Selbstverständlich überwiegen Ergebnisse zu Bau- oder Umbaumaßnahmen von Gebäuden, daneben finden sich aber auch interessante Hinweise auf die Handelsgeschichte wie in Stralsund, wo die Katharinenkirche der Dominikaner mit dem ältesten erhaltenen monumentalen Kirchendach Deutschlands, eventuell sogar Mitteleuropas gedeckt ist. Das Bauholz für den Chor (Eiche und Kiefer) wurde 1281/82 in der Umgebung von Lübeck gefällt (313), die Stämme für die ersten Joche des Langhauses dann 1291/92 im Umland Stralsunds ebenso wie 1307/8 (314). An den verbauten Hölzern sind noch Reste von Floßbindungen zu erkennen, die die Flößerei der Hölzer belegen (Abb. 8, S. 315). In der Austin Friary in Hull waren von insgesamt 44 Eichensärgen zwischen 1327 und 1367 43 aus baltischer Eiche hergestellt, die die enge Verbindung der englischen Ostküste mit dem Ostseeraum belegen. Mithilfe der Isotopenanalyse der Zähne von zwölf Skeletten konnte außerdem festgestellt werden, dass drei Skelette wohl von Gästen oder Einwanderern aus dem Ostseeraum stammen (57-59). – Es scheint ein Spezifikum von Novgorod gewesen zu sein, dass Mönche und Nonnen außerhalb von Klöstern in Stadthöfen lebten, wie Schreiben auf Birkenrinde z. B. von Nonnen des St. Barbaraklosters zeigen, die in Stadthöfen gefunden wurden (489). Aus dem 13./frühen 14. Jahrhundert stammt ein Siegelstempel aus Knochen mit der Aufschrift „(Handels-) Güter Gottes“, auch dies ein Beleg für den Handel einer monastischen oder klerikalen Gemeinschaft, über den sonst nichts bekannt ist (490). Anhand der enormen Schlackenauffüllungen bei der Dominikanerkirche in Visby wird außerdem die Frage aufgeworfen, ob die Dominikaner nach Visby gekommen waren, um einen florierenden Waffenhandel der Gotländer mit den heidnischen Völkern im Osten zu unterbinden. – Der Band enthält ein breites Spektrum an Erkenntnissen, das sich leider nur erschließt, wenn man Beitrag

für Beitrag liest. Ein Sachregister anzulegen ist eine mühevoll Arbeit, es würde einen solchen Band für weitere Forschungen aber erst richtig erschließen, z. B. wenn man der Frage nachgehen möchte, wo überall Klöster und Konvente in die Wehranlagen der Städte einbezogen waren.

Hammel-Kiesow

Ursula Wolkewitz, Die gravierten Messinggrabplatten des 13. und 14. Jahrhunderts im Bereich der norddeutschen Hanse – ihre Herkunft und ihre Bedeutung. Erinnern – Mahnen – Belehren, Kassel: university press 2014, 318 S., über 150 vorwiegend SW-Abb., 4 Farb- und 1 SW-Taf. – Mitten im Ostchor des Lübecker Doms liegt die imposante dunkle Bronzegrabplatte des Bischofs Hinrich Bocholt (1317-1341), auf den der weitläufige Chor mit den Radial-Kapellen zurückgeht. Das plastisch gestaltete Grabmonument zeigt den Würdenträger mit dem Modell seines Ostchors auf der Bischofskrümme. An diesem prominenten Ort, wenngleich an seinem nördlichen Rand gelegen, befand sich auch die Grabkapelle mit dem Doppelgrab seines Amtsvorgängers und -nachfolgers, Burchard von Serken und Johannes von Mul. Ihre gemeinsame Messinggrabplatte von 1350 mit der überaus fein gearbeiteten, flächendeckenden Gravur erstrahlte in goldähnlichem Glanz und ist vermutlich in Konkurrenz mit Bocholts zentral vor dem Hauptaltar gelegenen Grabmal zu sehen. Das Doppel-Grab Serkens und Muls steht gemeinsam mit den Messinggrabplatten der Bischöfe aus dem Hause von Bülow im Schweriner Dom im Mittelpunkt der vorzüglichen Kasseler Dissertation, die darüber hinaus weitere Lübecker und eine ganze Reihe norddeutscher, skandinavischer, belgischer und englischer Grabplatten behandelt. Wie ein roter Faden durchziehen die Werke aus dem Schweriner und vor allem die o.g. Messinggrabplatte aus dem Lübecker Dom die schlüssig gegliederte, aspektreiche Arbeit, in der W. die von ihr untersuchten Platten detailliert beschreibt, stilistisch würdigt, ihr komplexes Bildprogramm entfaltet und den historischen Lebensraum der Bischöfe in ihrem Selbstverständnis und (politischem) Wirkungsfeld skizziert. Dabei rückt sie die Funktion der Tafeln, zu erinnern, zu ermahnen und zu belehren, ins Bewusstsein. – Außerdem diskutiert W. die Entstehung und geographische Verbreitung der Messinggrabplatten des 13. und 14. Jh.s im Hinblick auf ihre geistlichen und weltlichen Auftraggeber sowie deren Beweggründe und ihren Einfluss auf die Gestaltung. Darüber hinaus interessieren W. das den Platten zugrunde liegende Material und seine Herkunft, die Zentren der Herstellung und die am Gestaltungsprozess beteiligten Gewerke der Goldschmiede und Steinmetze und nicht zuletzt die Handelsbeziehungen speziell innerhalb der Hanse. – Mit der bisherigen Forschung konform, betont W. die Rolle Flanderns, Nordfrankreichs und des Rhein-Maas-Gebiets als Zentrum für die technische und künstlerische Produktion sowie für den Umschlag der Platten, stellt aber, dies differenzierend, heraus, dass keineswegs alle Stationen der Fertigung hier vorgenommen wurden, sondern vielmehr das Material oder die Rohlinge auf den bekannten Handelswegen zu ihren Zielen gelangten und dort in einheimischen Werkstätten von ortsansässigen Handwerkern oder auch von dorthin ‚importierten‘ Künstlern weiterverarbeitet und vollendet wurden. Frühere Forschungsmeinungen relativierend, zieht W. jedoch das Fazit, dass die westlichen Zentren ihren Impuls für die Herstellung und Bearbeitung der Messingplatten den sächsischen Bronzewerkstätten des 11.-13. Jh.s verdankten. – Die Dissertation steht auf breitem Fundament, ist methodisch reflektiert und in hohem Maß ausgereift. Darüber hinaus ist sie lebendig und spannend zu lesen. Nur eines bedauern wir: Der Verlag hätte sich der ausgezeichneten Untersuchung adäquat mit den Abbildungen mehr Mühe geben können.

Vogeler und Freytag

Wolfgang Prange, *Das Protokoll des Lübecker Domkapitels 1544-1549 mit ergänzenden Texten (Schleswig-holsteinische Regesten und Urkunden [= SHRU] 17, zugl.: Veröffentlichungen des Schleswig-holsteinischen Landesarchivs 107)*, Hamburg: Hamburg University Press 2016, 192 S. – Obwohl der dauernde Wert einer wichtigen Quellenedition sich bis in weite Zukunft erstreckt und in der Gegenwart gar nicht zu ermessen ist, bleibt der Umfang der Ankündigung einer solchen Neuerscheinung immer gering. Denn es ist einfach unmöglich, die Vielfalt des authentisch Gebotenen erschöpfend darzustellen. So auch im vorliegenden Fall, in dem es sich um den Schlussband der Edition der Protokolle des Lübecker Domkapitels von 1545-1549 handelt. Erschienen sind die Bände für die Jahre 1535-40 (SHRU 11, 1990) und 1522-30 (SHRU 12, 1993). – Wie bei diesen ist die vorliegende Edition vorbildlich. Abgesehen vom Text der Protokolle wird der Benutzer durch die klare Einleitung mit dem Protokollanten, dem Domherrn und späteren Bischof Johannes Tiedemann, und seinen Prinzipien bekannt gemacht, sowie durch die Register nach Orten, Personen und Sachen verwöhnt. Beigefügt sind außerdem noch acht Urkunden, die den Editionstext notwendigerweise ergänzen, eine Aufstellung der Antrittsgelder von Domherren und Vikaren 1542-1550 und eine Liste von Bestätigungen der Testamente der Domherren. Abgesehen von der Präsentation dieser intimen Quelle zur Geschichte des Bistums gestattet diese Edition wiederum mannigfache Einsicht auch in die Geschichte der Reichs- und Hansestadt Lübeck. P. hat schon selbst diesen Fundus genutzt und Leben, Wirken, Familie und Besitz Tiedemanns, dessen ausgeschriebene Handschrift man in einigen Faksimile-Seiten kennenlernt, wissenschaftlich nachgezeichnet. Deshalb sei darauf hingewiesen, dass diese und weitere Veröffentlichungen zur Geschichte des Bistums Lübeck in der vor wenigen Jahren erschienenen Aufsatzsammlung Wolfgang Pranges (Bistum und Domkapitel. Hochstift, Fürstentum und Landesteil 1160-1937. Lübeck: Verlag Schmidt-Römhild 2014) zu finden sind.

Graßmann

Friedrich von Struwe, „von Thünen auf Tellow und Strecknitz“ – Ein Thünengut vor Lübeck 1865-1895, in: *Thünen-Jahrbuch*, hrsg. von Martin Buchsteiner und Antje Strahl, Bd. 10, Rostock 2015, S. 49-69. – In dem von der Thünengesellschaft im mecklenburgischen Tellow seit zehn Jahren herausgegebenen (und mit diesem Heft leider eingestellten) Jahrbuch findet sich dieser, den Agrarkapitalismus im späten 19. Jahrhundert anschaulich illustrierende Aufsatz. Darin wird anhand von Familienbriefen und amtlichen Akten dargestellt, wie der älteste Sohn des bekannten Agrarwissenschaftlers Johann Heinrich von Thünen als Kapitalanlage 1865 das lübeckische Stadtgut Strecknitz erwirbt. Er lässt es ertragreich verwalten; sein kinderlos geliebter Sohn verkauft die Ländereien nach 30 Jahren an das Heilig-Geist-Hospital. Die mitgeteilten Zahlen belegen, dass sich die Investition im Verlauf einer Generation nicht rentiert hat. – Schade, dass der Beitrag an entlegener Stelle erschienen ist. Leider wird die Lektüre durch arg verkürzte Nachweise, selbstgeschnittzte Abkürzungen und kleine Unrichtigkeiten unnötig beeinträchtigt.

Ahrens

Volker Kaske, *70 Jahre CDU Lübeck. Namen, Funktionen und Daten zur Parteiliste 1945-2015*, Lübeck: Schmidt-Römhild 2015, 95 S. – Der frühere Lübecker Senator Volker Kaske hat mit dieser Broschüre eine sinnvolle und gut zu handhabende Ergänzung seines 2014 erschienenen Buches „Die Gründung der CDU in der Hansestadt Lübeck. Der Aufbau demokratischer Strukturen 1945-1947“ vorgelegt. In alphabetischer sowie chronologischer Ordnung findet man hier die Namen sämtlicher Kreisvorsitzenden, Fraktionsvorsitzenden, Bürgerschaftsmitglieder, Senatsmitglieder, Mitglieder des

Bundes- und Landtages sowie der Mitglieder der Landesregierungen, welche zwischen 1945 und 2015 aus den Reihen der Lübecker CDU hervorgegangen waren. Innerhalb eines alphabetischen Gesamtverzeichnisses lassen sich daneben auch weitere Personen, die sich auf Ebene der Kreispartei in unterschiedlichen Funktionen engagiert haben bzw. engagieren, recherchieren. Abgerundet wird der Band durch die Mitgliederzahlen der vergangenen 70 Jahre sowie die Wahlergebnisse aus dieser Zeit. – Grundlage der Namen und Daten sind die Akten des Lübecker Kreisverbandes der CDU, welche sich im Archiv der Konrad-Adenauer-Stiftung befinden und von K. sorgfältig ausgewertet wurden. – Es bleibt zu hoffen, dass durch die vorliegende Broschüre auch ein Anstoß zur Fortsetzung des Buches von 2014 gegeben wird.

Wegner

Fotografie in Lübeck 1840-1955. Katalog zur Ausstellung im Museum Behnhaus Drägerhaus Lübeck 1. Mai bis 28. August 2016, hrsg. von Alexander Bastek und Jan Zimmermann, Petersberg: Michael Imhof Verlag 2016, 373 S., Abb. – Wohl niemand kann der Verlockung widerstehen, welche die Fotos aus der Anfangszeit dieser Wiedergabetchnik, ihre allmähliche Vervollkommnung und ihre Steigerung zum Künstlerischen auf den Beschauer ausüben. Die Franzosen Daguerre und vor ihm Niepce entwickelten Ende des 18. Jahrhunderts ein Verfahren, ein von einer camera obscura geschaffenes Bild fixieren zu können (hier Bildträger: eine Glas-, bei Ambrotypien: eine Metallplatte). In Lübeck steht die Erforschung dieses Zweiges der Kunst und Kulturgeschichte – so das Vorwort – noch am Anfang. Nach Durchsicht des eindrucksvollen und faszinierenden Bandes hat man aber den Eindruck, diese Einschätzung sei doch schon durch diesen ziemlich überholt. Das liegt an der sichtbaren Kenntnis und Gründlichkeit Jan Zimmermanns, des gegenwärtig besten Kenners der Lübecker Fotogeschichte, dem Alexander Bastek als Kunst- und Museumsfachmann kongenial zur Seite tritt. Es ist eine bemerkenswerte fachspezifische Leistung vorgelegt worden, – zu leicht hätte man sich allein mit dem Topographischen oder Personengeschichtlichen des Abgebildeten genug sein lassen können. Selbstverständlich ist der Lübecker begeistert, wenn er nicht nur die Honoratioren des 19. und 20. Jahrhunderts (hier auch NS-Größen) in zünftiger Fotografierpose beobachten kann und nicht nur ruht sein Auge hingerissen auf den Abbildungen des noch sehr biedermeierlich wirkenden Lübeck mit seinen Wohnhäusern, öffentlichen Gebäuden, Straßen und Straßenverkehr, – man kann sich nicht sattsehen. Aber dennoch ist es den beiden Autoren gelungen, nicht nur das Wesentliche dieser Fotografien vorzuführen, sondern auch zu zeigen, wie der Weg von einer reinen Reproduktionstechnik hin zu einer eigenen Interpretation des Dargestellten verläuft, – ein echter Erkenntnisgewinn. Rein sachlich wird verständlicherweise auch an alles gedacht, so beschreibt Jan Zimmermann „Wie Daguerre nach Lübeck kam. Eine Spurensuche 1839-1844“ (9-20) und damit u.a. die einzelnen Exponenten Karl Christeinicke und Joseph Wilhelm Pero. Neben technischen Hinweisen wird zudem ein vergleichender Blick über den Lübecker Tellerrand auf die Daguerreotypie als ein „europäisches Kulturerbe“, geworfen. Auch Hermann Linde, der nächste im Bunde der herausragenden Lübecker Fotografen, ist am Beginn seiner Kunst 1855 noch mit der Daguerreotypie beschäftigt. Dann löst man sich davon, und neben vielen einzelnen Fachleuten tritt der Lübecker Johannes Nöhring ins Blickfeld. – Es ist nicht einfach, die Fotoschöpfungen sinnvoll zu klassifizieren. Sie werden hier nach Techniken, Sujets (Stadt- und Architekturansichten) und Zweckbestimmungen (Ereignis und Reportage) bis hin zur Idee „Fotografie als Kunst“ geordnet. Jeweils geht diesen Abschnitten ein informativer Vorspann voraus. Eine Aufzählung der faszinierenden Vielfalt der über 400 vorgelegten Fotos verbietet sich, umso mehr als die Versenkung in den Katalog Freude macht. Carl Georg Heise vom St. Annen-Museum bemühte sich weitblickend um eine Sammlung typischer Foto-

grafien von Albert Renger-Patzsch Ende der 1920er Jahre, die ebenfalls, wie eine ganze Reihe von Schöpfungen anderer herausragender Fotografen vorgestellt werden. Abgesehen vom Augenschmaus, besonders natürlich für Lübecker, befriedigt der Band auch das wissenschaftliche Interesse nicht nur durch ein Verzeichnis der abgebildeten Stücke, sondern erfreulich sind auch die genauen biographischen Angaben zu den Lübecker und auswärtigen Fotografen. Es seien hier einige genannt: Julius Appel (1870-1962), Karl Braune (1896-1971), Karl Christeinicke (1808-1883), Hans Krippgans (1910-1996), die Brüder Hermann (1831-1918) und Carl Gustav Linde (1834-1915) sowie natürlich Johannes Nöhring (1834-1913), daneben aber auch besondere Klassiker der Fotografie, wie David Octavius Hill, Robert Adamson, Hugo Erfurth, Umbo oder auch Franz Seraph Hanfstaengl. Ein Literaturverzeichnis fehlt nicht, und die Qualität der Wiedergabe ist natürlich bei einer solchen Veröffentlichung wie der vorliegenden perfekt.

Graßmann

Michael Stübbe, Die Manns. Genealogie einer Schriftstellerfamilie, Selbstverlag des Autors 2. Aufl. 2016, 178 S., zahlr. Abb. – Genealogie kann faszinierend sein, wenn sie eine Familie von öffentlicher Bedeutung zu ihrem Objekt macht, wenn sie von einem findigen Fachmann betrieben wird und wenn sie sich nicht allein in einem Zahlengerüst erschöpft. Diese Bedingungen sind in der vorliegenden Veröffentlichung in hohem Maße erfüllt. – Zwölf Generationen der Familie Mann, die sich ursprünglich aus Parchim/Mecklenburg herleitet und in mehrere Zweige gliedert, werden hier vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart akribisch erforscht und bis ins letzte dargestellt. Der Kenner kann einschätzen, wie mühsam es ist, die einzelnen Daten zu verifizieren, ob es sich nun um die Mann-Familien in Wismar, Rostock oder eben in Lübeck handelt. Dasselbe gilt für das beeindruckende Porträt- und Bilderangebot. Jeder kennt fotografische Überlieferungen, deren Schatz aus Mangel an identifizierenden Beschriftungen nicht gehoben werden kann. Hier ist diese Hürde mit detektivischem Scharfsinn genommen. Dies alles wird aber noch sehr ansprechend ergänzt durch die ausführlichen historischen Kommentare zur Biographie der Dargestellten, wodurch das Buch an Lebendigkeit gewinnt. Natürlich wird das noch gesteigert durch die schmunzelnde Bemerkung des Autors, wenn er dem Leser empfiehlt, „Thomas Manns Kunst der physiognomischen Beschreibung anhand photographischer Portraits nachzuvollziehen“ (S. 7). Dies erleichtern die vom Autor jeweils gezogenen Verbindungslinien zwischen den Romanfiguren der „Buddenbrooks“ und den betreffenden lebenden Protagonisten. – Das biedermeierliche Ambiente des 19. Jahrhunderts und die grundlegenden Wandlungen des 20. Jahrhunderts werden durch die Abbildungen, die z.T. die Häuser der arrivierten Familien zeigen, recht deutlich, ebenso die auch nicht immer glücklichen Schicksale der kinderreichen Generationen, in die unsere Schriftsteller, ihre Eltern und ihre Kinder eingebettet sind. Damit nicht genug: es werden auch die Wappenbilder erklärt, die besonders treffenden Zitate aus den „Buddenbrooks“ aufgeführt und Einzelheiten über die Familiengruft auf dem Lübecker Burgtorfriedhof präsentiert. Dass ein Vornamen- und ein Personenregister sowie Quellen- und Literaturangaben den Band beschließen, ist selbstverständlich für den leidenschaftlich mit seinem Thema verbundenen Autor, der hier die völlig überarbeitete zweite Auflage dieses reizvollen Leitfadens durch das Gewirr genealogischer Zusammenhänge vorlegt.

Graßmann

Ulrich Büning, Die Fleischhauerstraße. Leben im Weltkulturerbe Altstadt von Lübeck, Lübeck: Schmidt-Römhild 2016, 256 S., zahlr. Abb. – Nachdem der Autor 2014 einen vergleichbar aufgemachten Band zur Geschichte, zum Erwerb und zur selbst durchgeführten Sanierung eines einzelnen denkmalgeschützten Gebäudes vorgelegt hat, „Das Lübecker Dielenhaus Fleischhauerstraße 79“ (bespr. in ZLG 94, 2014, S. 371), wendet

er sich nun der Geschichte, den Bauten und dem heutigen Leben der Fleischhauerstraße in ihrer Gesamtheit zu. – Herzstück des Werkes sind die Beschreibungen jedes einzelnen Hauses der Fleischhauerstraße. Diese fallen naturgemäß unterschiedlich lang aus, von einer halben bis zu zehn Seiten, je nach Geschichte und Bedeutung des Bauwerks. Der Grundaufbau der Beschreibungen ist stets gleich. Am Kopf der Seite findet sich eine Schwarz-Weiß-Zeichnung der Fassaden des betreffenden Hauses sowie der Nachbargebäude, so dass die Einbettung der jeweiligen Fassade in die Straßenzeile sehr schön deutlich wird. Daneben ist auf einem im gesamten Buch verwendeten stilisierten Stadtplanausschnitt die Lage des Gebäudes in der Fleischhauerstraße eingezeichnet. Danach folgt eine Auswahl von Daten und Ereignissen der Hausgeschichte in vier chronologischen Abschnitten nach den vom Autor im Archiv der Hansestadt Lübeck verwendeten Quellen: aus den Schröderschen Regesten zu den Oberstadtbüchern (1284 – ca. 1698), den Schoßbüchern (1701-1798), den Büchern der Brandassekuranzkasse (1761-1938) und den Lübecker Adressbüchern (ab 1798). Am Fuß der Seite ist die Hausbeschreibung aus der „Baufaufnahme zum Denkmalplan der Hansestadt Lübeck“ wiedergegeben. Hinzu kommen zu jedem Gebäude ein oder mehrere aktuelle und historische Fotos. Über diese Grundelemente hinaus hat der Autor zu vielen Häusern weitere Informationen über deren Geschichte und Bewohner zusammengestellt, vor allem durch den Abdruck von Ausschnitten aus Literatur, Presse und Internet. Häufig werden damit aufschlussreiche Einblicke in immer wiederkehrende Diskussionen um die Denkmalpflege und die Stadtentwicklung in der Lübecker Altstadt gewährt. – Verteilt zwischen den Beschreibungen von der Fleischhauerstraße 1 an der Breiten Straße bis zur Nr. 118 an der Kanalstraße sind diverse thematische Einheiten eingeschoben, z.B. zur Brautradition in der Fleischhauerstraße (68-70), zum Knochenhaueraufstand von 1384 (110-113), zu den Barockfassaden der Straße (137) oder zur Straßenreinigung (245). Diese Blöcke bestehen meist aus dem Abdruck verschiedener Quellen. – Der Autor hat auf diese Weise eine erstaunliche Fülle von Informationen in Form von Texten und Bildern zur Fleischhauerstraße und zur Geschichte der Lübecker Altstadt zusammengetragen. Leider erleichtert die Art der Aufbereitung und Gestaltung dem Leser nicht die Orientierung und Verarbeitung. Das Inhaltsverzeichnis (4f.) ist wenig übersichtlich gestaltet und verfügt weder über eine Kapitelnummerierung noch über eine andere nachvollziehbare Gliederung des dargebotenen Stoffes. Im gesamten Buchs fehlt ein stringentes Layout. Unter anderem sind keine Überschriften durchgängig identifizierbar, die dem Leser den Einstieg und den Ausstieg aus einer inhaltlichen Einheit erleichtern würden. Verwirrend wirken viele unterschiedliche Schriftarten, -größen und -farben. Die Vielfalt an Fotos und unterschiedlichen Textteilen auf einer Seite tragen nicht zu einer intuitiven Orientierung und Erfassung bei. Auch inhaltlich müsste der Zusammenhang zwischen den einzelnen Bestandteilen deutlicher gemacht werden. Der Zweck vieler Fotos bleibt unklar. Zwar startet das Buch mit willkommenen einleitenden Beiträgen zu den verwendeten Quellen, den im Laufe der Zeit wechselnden Hausnummern und den namensgebenden mittelalterlichen Bewohnern, den Fleischhauern, doch eine wirkliche Einleitung in Ziel und Verwendung des Buches gibt es erst an späterer Stelle (15) und nur ansatzweise. Dort wird erklärt: „Auswahl und Gewichtung sind zufällig und subjektiv, je nach Quellen, die ich gefunden habe und die mir interessant und wichtig erschienen. Um Objektivität habe ich mich nicht bemüht [...].“ – Entstanden ist ein Buch mit einer sehr persönlichen, wohlwollend-kritischen Präsentation von Geschichte und Gegenwart der Fleischhauerstraße, das anzustrengen und zu ermüden vermag, aber ebenso zu überraschen, zu informieren und zu inspirieren.

Kuhn

Dieter J. Mehlhorn, Architektur in Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Kiel/ Hamburg: Wachholtz – Murmann Publishers 2016, 406 S., zahlr. Abb. – Der

Autor hat sich bisher mit zahlreichen Publikationen zur Stadtbaugeschichte in Deutschland sowie zu Klöstern in Schleswig-Holstein und anderen Publikationen einen Namen gemacht. Mit dem vorliegenden Buch zur Architektur in Schleswig-Holstein fügt er ein weiteres Opus Magnum hinzu. Da der Rezensent über dieses übergreifende Wissen nicht verfügt, sowie aus Platzgründen kann hier nur der Lübeck betreffende Teil des Buches ausführlicher besprochen werden. – Schwerpunkte und Auswahl der behandelten Bauten liegen für den Autor überwiegend in Großbauten, wie Kirchen, Schlössern und öffentlichen Gebäuden, wie Rathäusern, Schulen und ähnlichem. Bürgerliche Häuser und Wohnungen der Unterschichten aus älterer Zeit werden in den Großstädten wie Lübeck und anderen behandelt, ausführlich geschieht dies jedoch überwiegend bei jüngeren Bauten des 19. und 20. Jahrhunderts, wobei der Verfasser eine „subjektive Auswahl“ nicht von der Hand weist. – Weiter werden verschiedene „das Bauen erfassende Faktoren“ sowie eine „politische Geographie“ und eine „Stilgeschichte der Architektur“ für die Zeit vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert auf zwei Seiten vorgestellt. Auf weiteren sieben Seiten behandelt der Autor ausführlich „Baustile“ vom 19. bis zum 21. Jahrhundert und verdeutlicht damit den Schwerpunkt seines Interessengebietes. Größere Abschnitte zu Wohnhäusern widmet der Autor allein der Architektur in Kiel und Lübeck. – Der Verfasser beginnt mit einer Beschreibung der frühen Topografie Lübecks und begrenzt dabei die frühe Kaufleutesiedlung seiner Ansicht nach mit der Lederstraße und der Siebenten Querstraße. Da beide Straßen jedoch seinerzeit weit über dem Wasserspiegel der Trave lagen und die Schiffe noch nicht über Kaianlagen geladen wurden, dürfte dies allerdings nur schwerlich möglich gewesen sein. – Weiter wird die Altstadt mit ihren Großbauten beschrieben. Dabei wäre zum Gründerviertel zu ergänzen, dass es sich bei einer Reihe ehemaliger Großbauten entlang der Trave wie im Bereich der heutigen Musikhochschule um umgewidmete mittelalterliche Getreidespeicher handelt und dass das im Südosten gelegene Aegidien-Quartier mit seinen zahlreichen Großgrundstücken wohl eher als Quartier adliger Familien, denn als Handwerkerquartier einzuordnen ist. – Eine kurze Einführung zu den Bürgerhäusern der Stadt beschreibt auch das Innere der Häuser mit einer Diele als halböffentlichem Raum, führt jedoch eine räumliche Binnendifferenzierung mit Dornse und Seitenflügeln entgegen dem Forschungsstand zurückliegender Jahrzehnte erst im 15.-16. Jahrhundert ein. Dabei zeigt sich, dass eine Klassifizierung der Häuser nach Baustilen bis in die Keller hinein die Stadt und ihre historischen Häuser nur beschränkt erfassen kann. Auch fehlt mit Ausnahme einiger Gänge leider ein Hinweis auf die zahlreichen „Kleinhäuser“, die zum Teil bis heute in Reihen einen großen Teil der Altstadt prägen. – Ausführlicher werden die Bauten der 1920er und 30er Jahre außerhalb der Altstadt beschrieben. An der Liste der Architekten zeigt sich, dass seinerzeit die staatlichen Bauten häufig von den Bauräten und Baudirektoren selbst entworfen wurden, wie z. B. von Carl Mühlenpfordt (Bauinspektor 1907, Baurat 1910-1914, zuletzt Professor TH Braunschweig), Friedrich Wilhelm Virck (1919-1927) und Hans Pieper (1927 Baurat, später Baudirektor). Zu Recht wird auch auf namhafte Architekten der Moderne hingewiesen, wie Emil Steffann mit dem Bau der St. Bonifatius Kirche von 1952 oder später auf das Büro Behnisch und Behnisch mit der Landesversicherungsanstalt 1997. Durch ihre Lage kamen diese bisher kaum in den Blick der Stadt. – In Travemünde werden die St. Lorenz Kirche und die ehemalige Lübsche Vogtei vorgestellt, sowie Bauten der erneuten Ausbreitung des Tourismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts: mit dem Strandbahnhof, der als Spätwerk von Friedrich Klingholz eher dem „Neuen Bauen“ als dem Jugendstil zuzuschreiben wäre. Drei Großbauten, von denen zwei ältere aus dem frühen 20. Jahrhundert ursprünglich als Kurhaus und Kasino genutzt worden waren, sowie ein drittes, das noch zur Zeit der Deutschen Teilung als Symbol gen Osten gerichtet war, und der spätmittelalterliche Leuchtturm schließen die Beschreibung der vielfältigen Architektur in Lübeck ab. – Der Autor versucht, einen Überblick über das

gesamte Bauen in Schleswig-Holstein zu bieten, was sonst meist in regionalen, zeitlichen oder sachlichen Abschnitten oder durch mehrere Autoren geschieht. Dabei werden für Lübeck, wie auch für andere Städte, zunächst deren Stadtbaugeschichte und mittelalterliche Großbauten, wie Kirchen, Rathäusern, Klöster, Stadtbefestigungen, präsentiert, bei größeren Städten jeweils geteilt in städtebauliche Quartiere. – Etwas kurz werden mit Hilfe von nur sechs Fassaden Bürgerhäuser und spätere Mietshäuser überwiegend nach stilistischen Merkmalen geordnet, was man sich bei einer Ankündigung der „Architektur vom Mittelalter bis in die Gegenwart“ im Vergleich mit den Gebäuden der Moderne etwas ausführlicher gewünscht hätte. – Insgesamt lässt sich festhalten, dass hier ein großes umfassendes Opus über die Architektur in Schleswig-Holstein für interessierte Laien vorgelegt wird, das im Hinblick auf vormoderne Zeiten die Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte aber leider nur teilweise berücksichtigt.

Scheffel

Sonstige Lübeck Literatur

(zusammengestellt von Antjekathrin Graßmann und Stefan Funk)

Bellin, Manfred: Privatschulen im Freistaat Lübeck: 1800-1932. Lübeck 2015. 16 S.

Bokholt, Gunter: Die Niendorf-Story: eine Reise durch das Lübecker Dorf. Lübeck 2015. 63 S., zahlr. Abb.

Brackhane, Rainer B.: Hermann Dwerger, der Herforder Studenten Hof und die „Nanischen Stipendien“, in: Herforder Jahrbuch 23 (2016), S. 186-207 [D. ist ein Lübecker Domherr].

Bucolo, Raffaella, Margarete Gütschow. Biografia e studi di un' archeologa. Roma 2015, 212 S., Abb. [G. ist gebürtige Lübeckerin].

Bürgerinitiative Rettet Lübeck e.V. (Hrsg.): Konzept für die behutsame Entwicklung der Nördlichen Wallhalbinsel in Lübeck: PIH-Konzept. Lübeck 2015. 115 S., zahlr. Abb.

Diestelkamp, Bernhard: Reaktionen der Seehansestädte auf den Wandel des Königsgerichts Anfang des 15. Jahrhunderts, in: Volker Friedrich Drecktrah/ Dietmar Willoweit (Hrsg.): Rechtsprechung und Justizhoheit. Festschrift für Götz Landwehr zum 80. Geburtstag von Kollegen und Doktoranden. Köln/Weimar/Wien 2016, S. 83-103.

Elliott, Peter: The Spilhaus Family. Five Hundred Years of History (1450-1959). Cape Town/South Africa 2015 [Familie weist auch Lübecker Personen auf].

Drenkhahn, Ulrich: Die Lübecker Keramikchronologie vom 12. bis zum 16. Jahrhundert (Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte 29), Rahden 2015. 321 S., Abb.

Fechner, Rolf: Leben und Arbeiten in Travemünde in alten Fotografien. Erfurt 2015. 119 S., überw. Abb.

Finke, Manfred: Europäisches Hansemuseum, in: Bauwelt 106 (2015), Heft 31. S. 16-21, Abb.

Fokuhl, Brigitte: Lübeck: Geschichten und Anekdoten – „das ist ja gediegen“. Gudensberg-Gleichen 2015. 79 S., Abb.

Gerke, Majka: Lübeck und Lübecker Bucht. Berlin 2015. 168 S., Abb. Kt.

Hammel-Kiesow, Rolf und Stephan Selzer: Hansischer Handel im Strukturwandel vom 15. zum 16. Jahrhundert (Hansische Studien XXV), Trier 2016, 228 S.

Hansestadt Lübeck, Fachbereich Planen und Bauen: 3. Regionaler Nahverkehrsplan der Hansestadt Lübeck: 2014-2018 (Lübeck plant und baut; Heft 110), Lübeck 2014. 113 S., Abb.

Hansestadt Lübeck, Fachbereich Planen und Bauen: *Gründungsviertel: Lübeck gründet...* Projekt, Wettbewerb, Gestaltungsleitfaden, Grundstücke. Lübeck 2015 [4 Broschüren, insges. ca. 180 S., zahlr. Abb.].

Hansestadt Lübeck, Fachbereich Planen und Bauen: Straßen erhalten – Brücken sanieren: die Situation der Jahre 2006-2014 (Lübeck plant und baut; Heft 111), Lübeck 2014. 154 S., zahlr. Abb.

Hansestadt Lübeck, Fachbereich Planen und Bauen: Wohnungsmarktbericht 2015. Lübeck 2015. 21 S.

Harfst, Dieter: Lübeck-Segeberger Eisenbahn von 1916 bis 1966: eine Zeitreise. Bad Segeberg 2015. 80 S., zahlr. Abb.

Huang, Angela: Die Textilien des Hanseraumes. Produktion und Distribution einer spätmittelalterlichen Fernhandelsware (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte 71), Köln u.a. 2015. 311 S.

Iwanow, Iwan A.: Die Hanse im Zeichen der Krise. Handlungsspielräume der politischen Kommunikation im Wandel (1550-1620) (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte 61), Köln u.a. 2016, 273 S.

Kießbauer, Inge und Rolf: Bronzenes für Deutschland aus den Gladenbeckschen Gießereien 1851 bis ca. 1929. Teil I.: der Norden (Friedrichshagener Hefte 57/I), Berlin 2010 [auch Lübecker Denkmäler erfasst].

Klingbeil, Kirsten: Ulrich-Gabler-Haus, in: *Bauwelt* 106(2015), Heft 31. S. 22-27, Abb.

Kruppe, Michael: Das Staatliche Archivlager und Göttingen (1953-1979): seine Geschichte und seine Bedeutung, in: *Preußenland* 6 (2015), S. 126-162. [berücksichtigt auch die kriegsbedingten Auslagerungsorte der Lübecker Archivalien Grasleben und Goslar].

Leimkugel, Frank: „Ich muß hoffen, dass er stirbt“. Der linksanarchistische Schriftsteller und Apothekergehilfe Erich Mühsam und seine Apotheker- und Ärzte Mispöche im Spiegel seiner Tagebuchaufzeichnungen, in: *Geschichte der Pharmazie* 67 (2015), S. 38-47.

Lipinski, Birte (u.a. Hrsg.): Emanuel Geibel: Aufstieg und Fall eines Umstrittenen. Lübeck 2015. 70 S., Abb. [Ausstellungskatalog].

Löper, Jens: Die Bahnstrecke Hamburg-Lübeck. Erfurt 2013, 127 S., Abb.

Lübecker Beiträge zur Familien- und Wappenkunde (Jubiläumsband) 66 (2016), 372 S., Abb.

Mende, Bernard und Porr, Thomas: St. Gertrud. Norderstedt 2016 (Lübeck in Luftbildern 7), [151 S.], überw. Abb., 1 Kt.

Nagel, Norbert: Der Einfluß gelehrter Juristen und Fürsten auf Kanzleien und Kanzleisprachen im hoch- und niederdeutschen Sprachraum des 15. und 16. Jahrhunderts, in: Christian Braun (Hrsg.): *Kanzleisprachen auf dem Weg zum Neuhochdeutschen* (Beiträge zu Kanzleisprachenforschung 7), Wien 2011, S. 143-166.

Pelc, Ortwin: Aufklärung und Alltag in Lübeck um 1800, in: Fischer, Ole (Hrsg.): *Aufgeklärte Lebenswelten*. Stuttgart 2016. S. 167-185.

Philippzik, Ruth und Klein, Kerstin: Elisabeth Haseloff 1914-1974: die erste Pastorin Deutschlands, in: „...von gar nicht abschätzbarer Bedeutung“ – Frauen schreiben Reformationsgeschichte. Kiel 2016. S. 142-147.

Querfurth, Gustav: Jauchzet, frohlocket...: vom Lachen und Lächeln im Lübecker Dom. Lübeck 2015. 40 S., Abb.

Paulsen, Reinhard: Schifffahrt, Hanse und Europa am Beispiel Hamburgs. Europäische Entwicklungslinien und die Forschung in Deutschland (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte 73), Köln u.a. 2016, 1078 S.

Peters, Robert: Die Rolle der Kanzleien beim Schreibsprachenwechsel vom Niederdeutschen zum (Früh-)Neuhochdeutschen, in: Kanzleisprachenforschung. Ein internationales Handbuch. Hrsg. von Albrecht Greule, Jörg Meyer und Arne Ziegler unter Mitarbeit von Melanie Glantschnig, Jakob Reichsöllner und Elisabeth Scherr. Berlin/Boston 2012, Nr. 9, S. 101-118.

Rabeler, Sven: Testaments- und Stiftungsbücher in Städten des südwestlichen Ostseeraums (15. und 16. Jahrhunderts), in: Hanno Brand, Sven Rabeler, Harm von Seggern (Hrsg.): Gelebte Normen im urbanen Raum. Zur sozial- und kulturgeschichtlichen Analyse rechtlicher Quellen in Städten des Hanseraums (13.-16. Jahrhundert). Hilversum 2014, S. 101-117.

Schmidt, Jürgen W.: Karl Theodor Gaedertz. Literaturhistoriker, Bibliothekar und plattdeutscher Dichter (1855-1912) (zum 100. Todestag am 8. Juli 2012), in: Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte 19 (2012), S. 245-247 [in Lübeck geboren].

Schnoor, Arndt: Die Bibliothek des Lübecker Musikvereins als Grundlage der Musikabteilung der Stadtbibliothek Lübeck, in: Musiksammlungen in den Regionalbibliotheken Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Frankfurt 2015. S. 253-264.

Schnoor, Arndt: Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen in Lübeck: die Rezeptionsgeschichte seiner Werke in seiner Heimatstadt, in: Melanie Wald-Fuhrmann u.a. (Hrsg.): Der Komponist Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen (1761-1817). Köln (u.a.) 2015. S. 245-254.

Schröder, Christiane (u.a.): Lübeck international: Geschichten von Menschen und Begegnungen. Lübeck 2016. 47 S., zahlr. Abb.

Schulze, Michael: Lübeck an einem Tag: ein Stadtrundgang. Leipzig 2015. 47 S., zahlr. Abb.

Schwalm, Jürgen: Beiträge zur Lübecker Kulturgeschichte, in: Almanach deutschsprachiger Schriftstellerärzte 38 (2016). Filderstadt 2015. S. 457-471.

Seggern, Harm von: Quellenkunde als Methode: zum Aussagewert der Lübecker Niederstadtbücher des 15. Jahrhunderts (=Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte 72). Köln (u.a.) 2016, 328 S.

Seggern, Harm von: Die Behandlung von Nachlaßangelegenheiten vor dem Lübecker Rat, in: Hanno Brand, Sven Rabeler, Harm von Seggern (Hrsg.): Gelebte Normen im urbanen Raum. Zur sozial- und kulturgeschichtlichen Analyse rechtlicher Quellen in Städten des Hanseraums (13.-16. Jahrhundert). Hilversum 2014, S. 83-100.

Seidel, Heiko: Die Raumgestaltung von St. Marien in Lübeck nach dem Zweiten Weltkrieg – die Orgeln als Teil des liturgischen Raumes, in: DenkMal!: Zeitschrift für Denkmalpflege in Schleswig-Holstein 22 (2015), S. 10-31, Abb.

Simon, Ulrich: Das Lübecker Niederstadtbuch. Seine Charakterisierung über das Jahr 1400 hinaus, in: Hanno Brandt, Sven Rabeler, Harm von Seggern (Hrsg.): Gelebte

Normen im urbanen Raum. Zur sozial- und kulturgeschichtlichen Analyse rechtlicher Quellen in Städten des Hanseraums (13.-16. Jahrhundert). Hilversum 2014, S. 63-82.

Spies, Hans-Bernd: Das 1808 eingeweihte Kepler-Denkmal in Regensburg, dessen Vorgeschichte und Finanzierung, in: *Mitteilungen aus dem Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg* 11 (2015), S. 279-296 [Lübeck finanzierte das Denkmal mit etwas über 92 fl.].

Spies, Hans-Bernd: Johann Anton Grimm (1756-1828), ein aus Wismar stammender lübeckischer Kaufmann, in: *Ebd.*, S. 340-349.

Steppuhn, Peter: Mittelalterliche und frühneuzeitliche Glasfunde aus der Altstadt von Lübeck. Rahden 2016 (Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte; Bd. 30). 406 S., Abb., Kt.

Tessmann, Günter: Mein Leben, Teil 2 und 3. Lübeck 2015 (Lübecker Beiträge zur Ethnologie). 302 S., 541 S., Abb.

Thomsa, Jörg-Philipp (Hg.): Gedenkveranstaltung für Günter Grass am 10. Mai 2015. Lübeck 2015. 66 S., überw. Abb.

Völker, Tobias, Vom Johanneum an die Hohe Pforte, – das Leben und Wirken des Hamburger Orientalisten und Diplomaten Andreas David Mordtmann d. Ä., in: *Yavuz Köse* (Hrsg.), *Osmanen in Hamburg. Eine Beziehungsgeschichte zur Zeit des Ersten Weltkriegs*. Hamburg 2016 [M. stand auch in lübeckischen Diensten].

Windgassen, Antje: Lübeck: Porträt einer Stadt. Meßkirch 2016. 186 S., Abb.

Lübeckische Blätter 180 (2015), Nr. 11 bis Ende

Zarnack, B.: Einweihung des Europäischen Hansemuseums und Eröffnungswochenende (181-183). – Eickhölder, M.: Erinnerungszeichen an „Pöppendorfer Lager“ enthüllt (220). – Schnoor, A.: Heinrich Stiehl (1829-1886) – der Orgellehrer Tschairowskys (230-231). – Leber, Th.-M.: Der Bahnhof „Lübeck-Travemünde Strand“ soll versteigert werden (263-264). – Pardey, W.: 30. Schleswig-Holstein Musikfestival erreicht neue Besucherrekorde (265-268). – Finke, M.: Parken für eine blühende City: ein blanker Anachronismus (280-281). – Kühn, U.: Regiobranding oder das Glück in der Lübecker Landschaft finden (320-322). – Eickhölder, M.: Emanuel Geibel – interessant, aber nicht wirklich witzig [Projekt Katharineum] (322-324). – Zarnack, B.: Wehdehof: Parkhausneubau wird zur akuten Bedrohung für das geplante Literaturmuseum (329-330). – Klatt, I.: „...ich kann Dich sehen.“ Widerstand, Freundschaft, Ermutigung der vier Lübecker Märtyrer – Ausstellung in der Lutherkirche (338-339). – Seier, M.: Wurzeln, Wachstum, Widerstand – ein Streifzug durch 750 Jahre Moisling (373-375). – Finke, M.: Lübeck 1500 – Kunst im Ostseeraum [Ausstellung] (376-378).

Lübeckische Blätter 181 (2016), Nr. 1 bis 10

Zarnack, B.: Termingerechte Fertigstellung: Konzept für die Entwicklung der Nördlichen Wallhalbinsel an die Stadt überreicht (1-3). – Vesely, I.: Neugierde und die Unberührbarkeit des Holstentores [5 Jahre Jugendbauhütte] (9-11). – Scheffler, H.: Feste Fehmarnbeltquerung: wie geht es weiter? (24-27). – Leber, Th.-M.: Kann der Charme des Fischereihafens erhalten werden, wenn das Umfeld zum „Hafenquartier“ umgestaltet wird? (33-34). – Leber, Th.-M.: „Ein Spontanversagen kann nicht ausgeschlossen werden“ [Gutachten Rehder- und Hüxtertorbrücke] (49-50). – Kusserow, B. [u.a.]: 226. Stiftungsfest der Gemeinnützigen [Jahresbericht, Tischrede] (57-64). – Rodiek, Th.: Ein Kni(ü)aller für das Museumsquartier [Erwerb Gemälde Gottfried Kniller] (82-84).

– Zarnack, B.: Ein ethnologischer Blick auf Stadt und Stadtgeschichte? [Tagung zum Holstentormuseum] (97-100). – Dohrendorf, B.: Rettet wenigstens die stadtgeschichtliche Sammlung im Holstentor-Museum! (128-129). – Siewert, R.: Konzept Kunsttankstelle: Wo? Wie? Wann? Wer? (129-131). – Leber, Th.-M.: Mit einem ausgeklügelten Konzept soll der Jugendstil-Bahnhof [Travemünde] wieder zum Entree des Kurbereiches werden! (136-137). – Graßmann, A.: Lübeck weltweit? Masken der Ntumu aus Zentralafrika im Holstentor? – die Antwort der Historikerin [Holstentormuseum, Völkerkundesammlung] (152-154). – Lubowski, K.: Der erste Gesamtüberblick über die Sammlung [Ausstellung „Fotografie in Lübeck 1840 bis 1945“] (170-171).

Hamburg, Bremen

Sarah Schmidt, Das Staatsarchiv Hamburg im Nationalsozialismus (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg 24), Hamburg 2016; 170 S., mehrere Schwarzweiß-Abb. – Dass etliche Archivare und Historiker sich leicht und zum Teil begeistert für die Ziele des Nationalsozialismus gewinnen ließen, ist ein Aspekt der Geschichte zwischen 1933 und 1945 der Beachtung verdient, nicht nur durch die Institutionen selbst. Archive waren wichtige Herrschaftsinstrumente des NS-Staates, wie Archivarleiter Udo Schäfer im Vorwort zutreffend zitiert, und das beileibe nicht allein bei der Erstellung von sogenannten „Ariernachweisen“ für die „Volksgenossen“. Auch bei den Beutegutraubzügen der Nationalsozialisten in den eroberten und besetzten Gebieten, wo Kunst-, Literatur- und Archivschätze verschleppt wurden, wirkten zahlreiche Berufskollegen im Reich während des Zweiten Weltkriegs mit. 2005 veranstaltete der „Verband deutscher Archivarinnen und Archivare“ dazu eigens einen Archivtag mit dem Thema „Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus“. Viele Archive haben hier gleichwohl Nachholbedarf. – Das Staatsarchiv Hamburg hat sich der Aufgabe gestellt und diesen Aspekt der Hausgeschichte aufarbeiten lassen. Dafür wurde eine Magisterstudentin der Universität Hamburg gewonnen, die in ihrer Arbeit alle wichtigen Aspekte dieses Themas aufgreift und untersucht. Etwas irritierend ist allerdings, dass unter der Überschrift „Rückführung ‚geraubten‘ Archivgutes“ nicht die Rückführung dieses Materials nach 1945 gemeint ist, sondern die zwangsweise Überstellung von Akten aus den besetzten westlichen Gebieten nach Hamburg während des Zweiten Weltkriegs. In der Sache geht sie gleichwohl fundiert vor. Neben Rolle und Arbeit der Hamburger Archivare und Historiker in dieser Zeit thematisiert *Schm.* zum Beispiel auch den Umgang mit jüdischen Nutzern im Hamburger Archiv, oder ob und wie sich die Bewertungsmaßstäbe und -praxis für die Auswahl von Archivgut im Zweiten Weltkrieg veränderten. Auch geht die Verf. unter anderem darauf ein, wie die Archivare – in Person des Archivarleiters Reincke – nach der Reichspogromnacht dafür sorgten, dass von der Gestapo beschlagnahmte Akten jüdischer Provenienz in das Staatsarchiv kamen. – Es ist höchst verdienstvoll, dass sich das Staatsarchiv Hamburg seiner Geschichte in der NS-Zeit angenommen hat und dabei auch die personale Ebene nicht ausspart. Für das Staatsarchiv (bis 1937) bzw. Stadtarchiv Lübeck ist diese Aufklärungsarbeit noch zu leisten; das gilt sowohl für die Institution Archiv der Hansestadt Lübeck als auch hier für die mit ihm verbundenen Archivare und Historiker, sei es nun Fritz Rörig, Georg Fink (ein erster Ansatz bei Hans-Bernd *Spies*, Georg Fink (1884-1966): Der Weg eines hessischen Archivars nach Lübeck, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 67 (2009), S. 231-290) oder Ahasver von Brandt.

Lokers

In der sachlich-methodischen Art des unbestechlichen Historikers untersucht *Rainer Nicolaysen (Aufschmalem Grat. Thomas Manns Hamburg-Besuch im Juni 1953, in: Zeitschrift für Hamburgische Geschichte 101, 2015, S. 115-161)* Vorgeschichte und Ablauf

(mit Lesungen, Ansprachen und Einladungen) von Thomas Manns Besuch in der Elbestadt im Juni 1953. Während der Emigrant Thomas Mann von 1933 (in die Schweiz) und 1938 (in die USA) auf der einen Seite als wichtigster lebender deutschsprachiger Schriftsteller mit Ovationen der Honoratioren und Studenten gefeiert wurde, blieb die politische Rolle Manns während des Zweiten Weltkriegs in Deutschland bekanntlich ein Stein des Anstoßes – in dieser ersten Zeit nach Kriegsende, als man noch weit entfernt war von einer rückhaltlosen Auseinandersetzung mit den Geschehnissen und Verbrechen der NS-Zeit. Wie skeptisch Thomas Mann selbst einen solchen Besuch betrachtet hat und wie wohlwogen andererseits die Hamburger Initiatoren aus Universität und Verwaltung (sie werden kurz skizziert) das Programm und die menschlichen Begegnungen in Hamburg gestaltet haben, wird gründlich ausgelotet. Der Besuch, der „alle Zeichen eines erfolgreichen Großereignisses“ trug, das „sogar die Züge eines Staatsbesuches annahm“ (143), wurde ein Erfolg. Anders Lübeck, wohin – ebenso wie nach Travemünde – den Ehrengast am 10. Juni eine Stippvisite führte. Das Verhältnis zu seiner Vaterstadt blieb angespannt, und ein Durchbruch wurde erst durch die Verleihung der Lübecker Ehrenbürgerwürde 1955 hergestellt. Aufgrund des einfühlsamen Eingehens des Verf. auch auf unterschwellige Nuancen kann der Leser die Ambivalenz dieser komplizierten Situation nachempfinden und begreift zugleich etwas von der Zeitstimmung in den Jahren nach dem Krieg.

Graßmann

Bremer Bürgerbuch 1289-1519, bearb. von Ulrich Weidinger, in Verbindung mit dem Staatsarchiv Bremen hrsg. von der Historischen Gesellschaft Bremen (Bremisches Jahrbuch, Reihe II, Bd. 4), Bremen: Selbstverlag des Staatsarchivs 2015, 704 S., zahlr. Abb. – Als die niederdeutschen Städte des Mittelalters das Schreiben lernten und die Schriftlichkeit als Verwaltungsinstrument verstärkt für ihren Behördenbetrieb zu nutzen begannen, differenzierten sich besondere Listen und Bücher aus, in denen die Neubürger eingetragen wurden. In Lübeck haben sich solche Listen aus dem Mittelalter leider nur für die Jahre 1317-1356 abschriftlich erhalten; Olof Ahlers hat sie in den Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck im Jahre 1967 ediert. Allerdings beweist eine einzelne Pergamentrolle mit Neubürgeramen, die bereits aus dem Jahr 1259 stammt, dass diese Lübecker Restüberlieferung einstmals weiter zurückgereicht hat und weitaus umfangreicher gewesen sein wird. – Tatsächlich ist die Aufnahme neuer Bürger aus rechtlicher sowie (durch das zu zahlende Bürgergeld) aus fiskalischer Sicht für alle mittelalterlichen Städte von so erheblicher Bedeutung gewesen, dass sie überall eine besonders erinnerungswürdige und erinnerungsbedürftige Materie darstellte. Denn Bürger zu werden, bedeutete innerhalb der mittelalterlichen Stadtverfassung nicht eine örtliche Zuzugsberechtigung oder gar die bloße Anmeldung eines neuen Wohnortes, sondern die Aufnahme als Genosse in die als Personenverband verstandene Kommune und die Übernahme der sich daraus ergebenden Rechte und Pflichten. Die Berechtigung, in den Bürgerverband aufgenommen zu werden, war an Bedingungen und Leistungen geknüpft. Deshalb bildete der Kreis der Bürger stets nur einen Teil der städtischen Einwohnerschaft, und daher führen Bürgeraufnahme und Bürgereid hin zum Kern der mittelalterlichen Stadtverfassung, die gedacht und legitimiert war als genossenschaftliche Vereinbarung gleichberechtigter Bürger, die ihr Zusammenleben nach selbst gefundenen Regeln ordneten. Dem Rat als Vorstand der Genossenschaft gegenüber legte der Neubürger seinen Eid ab, wobei ihm als Garant für Status und Freiheit seiner Person ein Bürge aus dem Kreis der Bürger beistand. Es ist wahrscheinlich, dass dieses Aufnahmeitual in Streitfällen zunächst von den einstmals Anwesenden aus dem Gedächtnis zu rekapitulieren war, bevor es durch Schrifteinsatz abgesichert wurde. An diesem Moment und bei der Einsicht in die rationale Zweckmäßigkeit einer Erinnerungssicherung durch Schriftlichkeit ist das Entstehen des hier als Edition vorgelegten Bremer Bürgerbuches situiert. Durch sein Alter steht der Bremer Codex im gesamten niederdeut-

schen Raum konkurrenzlos dar, nachdem das 1278 einsetzende Hamburger Bürgerbuch im Großen Brand von 1842 vernichtet worden ist. – Im Jahre 1289 als erster Neubürger in die Bremer Handschrift eingetragen wurde „Thetmarus de Hunthorpe“. Diesem ersten Eintrag sollten über 15.500 weitere folgen. Erst nach 230 Jahren schließt dieser älteste Band aus der Serie der Bremer Bürgerbücher im Jahre 1519 mit dem Eintrag von „Hinrick Elers“ ab. Zusammen mit den Personen, die für die Neubürgerinnen und Neubürger bürgten, sind somit ca. 30.000 Bremerinnen und Bremer dokumentiert. Darunter finden sich die Namen der Ratsherren, die bis 1398 am Beginn der Jahreseinträge stehen, sodass für das 14. Jahrhundert nebenbei eine vollständige Bremer Ratslinie vorliegt. Beiläufige Einträge von Ratsverordnungen und historischen Ereignissen, darunter die berühmte Nennung von vorgeblich 6.966 Pesttoten im Jahre 1351 (eigentlich 1350), sind weitere Textpassagen, die zum Hauptinhalt hinzutreten. Dass es zu einer Dokumentation der langen Dauer kommen würde, war bei der Anlage des Buches im Jahre 1289 nicht vorherzusehen. Aber dass man sie erhoffte und zu initiieren suchte, zeigt sich in der Art der Anlage der Handschrift. Die Einträge wurden auf Pergament geschrieben, sind lagenweise auf Zuwachs angelegt und abschließend in Leder eingebunden worden. Als Ausstattungsmerkmale kommen das Format (29,5 x 23,5 cm), das Seitenlayout und die für die Einleitung gewählte Buchschrift als weitere Indikatoren dafür hinzu, dass die Inhalte nicht für einen kurzen Moment, sondern auf Dauer erhalten werden sollten. Die Sprache ist zunächst Latein und wechselt ab 1350 und verstärkt nach 1380 zum Mittelniederdeutschen. – Diese Informationen sind der präzisen Quellenbeschreibung durch den Bearbeiter Ulrich Weidinger zu entnehmen. Seine Edition ist sehr sorgfältig gearbeitet, die notwendigen Entscheidungen zur Vereinheitlichung sind umsichtig und nachvollziehbar getroffen worden. Die Lesungen sind, wie sich an den beigegebenen Fotografien von ausgewählten Originalseiten nachprüfen lässt, durchgehend zuverlässig bzw. liegen (wie die Groß-/Kleinschreibung) innerhalb des editorischen Ermessensspielraums. Durch ein 233 Seiten starkes Namensregister ist das Material hervorragend erschlossen. Dem Bearbeiter sind auch Ansätze zur inhaltlichen Auswertung zu verdanken, für die erfreulicherweise über den städtischen Mauerring geschaut worden ist, sodass die Bremer Zeugnisse etwa in die wissenschaftliche Diskussion der Stadtbuchforschung und in Fragezusammenhänge der Neubürgeraufnahme eingebettet worden sind. Die vom Bearbeiter vorgeschlagene Verbindung der Anlage des Buches mit der 1303 erstmals nachgewiesenen, aber plausiblerweise als älter angenommene Praxis einer Bürgergeldzahlung, leuchtet ein. Die angesprochenen Besonderheiten der Bremer Neubürgeraufnahmepraxis (hoher Frauenanteil und bemerkenswert viele ärmere Personen) sind zukünftig zu überprüfen und vergleichend zu bearbeiten. Das gilt genauso für die Frequenz der Neubürgeraufnahme (rechnerisch durchschnittlich 67 Personen im Jahr, aber real zwischen 0 und 149 liegend), in der sich ökonomische und politische Konjunkturen spiegeln. Auch andere Dinge sind bedenkenswert: So zeigen sich beispielsweise Kommunikations- und Migrationsströme in der niederdeutschen Region. Dabei ist die Anzahl der als „von Lübeck“ bezeichneten Bremer Neubürger dieses Zeitraumes mit 15 Nennungen gegenüber den Kohorten aus Oldenburg oder Osnabrück gering, doch sind dies immerhin zweimal mehr Nennungen als aus Hamburg. – Dass solche und viele weitere Überlegungen an dieser vorzüglichen Edition angestellt werden können, verdankt sich dem Umstand, dass die notwendigen finanziellen Mittel zusammenkommen konnten, als ein Jubiläumsgeschenk zum 150jährigen Bestehen der Historischen Gesellschaft Bremen gesucht wurde. Die Wahl konnte auf dieses Amtsbuch fallen, weil es (dabei das Schicksal der Lübecker Archivalien teilend) nach seiner kriegsbedingten Verbringung nach Leningrad und Moskau im Jahre 1990 nach Bremen zurückkehren konnte. Die Historische Gesellschaft Bremen hat sich reich beschenkt, denn Ausstattung und Qualität des Bandes darf man zwischen Hansestädten als äußerst gediegen bezeichnen. Doch andererseits werden weder die Historische Gesellschaft, noch das kooperierende Bremer Staatsarchiv oder sollten gar

andere erwarten, dass weitere Editionen Bremer Amtsbücher in dieser außergewöhnlich repräsentativen Ausstattung vorgelegt werden können. Doch sind der Forschung ebenso Publikationen in solider, aber weniger kostenträchtiger Form willkommen, zumal dann, wenn es sich um serielle Quellen handelt, für deren gleichförmige Einträge auch andere Wiedergabemöglichkeiten bestehen.

Hamburg

Selzer

Bremisches Jahrbuch 94 (2015), 312 S. – Die hübsche Tradition des „Titelbildes“ wird in diesem Band durch einen Beitrag von *Konrad Elmshäuser* über die Reise des jungen bremischen Senators Johann Smidt vom Wiener Kongress zurück an die Weser fortgesetzt (unter dem Titel: „...zu Wasser und zu Land sicher und ungehindert durchkommen...“ Heimkehr vom Wiener Kongress im Sommer 1815, 13-24). Es gelingt dem kundigen Autor, anhand des abgebildeten Reisepasses mit seinen sehr zahlreichen Sichtvermerken nicht nur die Reiseroute der sechsköpfigen Bremer Reisegesellschaft – die Gattin Smidts hatte noch dazu in Wien eine kleine Tochter geboren – nachzuvollziehen, sondern auch die hochpolitische Stimmung zugleich mit den gesellschaftlichen Abhaltungen dieser europäischen Konferenz in der Kaiserstadt zu skizzieren. Dies alles ist auch für den Lübecker Leser anregend zu lesen, gibt es doch ähnliche Informationen des Lübecker Abgesandten Johann Friedrich Hach über diese wesentliche historische „Weichenstellung“, die den drei Hansestädten und damals noch Frankfurt am Main die politische Souveränität erhielt. – Ähnlich vorbildlich ist der Beitrag von *Hartmut Müller* (Emigrés bienvenus? Flüchtlinge zwischen Toleranz und Staatsraison 1795 in Bremen. Eine Fallstudie, 70-106). Waren schon 1688 600-700 französische Glaubensflüchtlinge an die Weser gekommen, ließen die Folgen der revolutionären Umwälzungen in Frankreich in den 1790er Jahren an die 1000 Emigranten aus Frankreich und den Niederlanden nach Bremen strömen. Verständlicherweise schwankten die Meinungen zwischen Hilfsbereitschaft und Ablehnung, was hier minuziös geschildert wird, dennoch herrschte „kein missliches Murren und Missvergnügen“ (106). Für Lübeck wäre es auch an der Zeit, nach fast hundert Jahren die unbefriedigende Arbeit von Paul Grundmann von 1920 zu diesem Thema zu revidieren. – Die weiteren Beiträge seien hier kurz aufgezählt: Die mittelalterlichen Burgen „Versfleth“ und „Witteburg“ – Entstehung, Niedergang und Lokalisierung (*Hans Georg Trüper*, 25-45); Sorgen eines Bremer Shetlandfahrers: Das Testament des Cordt Folkers von 1543 (*Adolf E. Hofmeister*, 46-57); Der poßierliche Doppelmensch“ – Gelegenheitsdichtungen von Joachim Neander (*Thomas Elsmann*, 58-69); Fechten und Turnen – Anfänge und Entwicklungslinien des organisierten Sports im Land Bremen (*Klaus Dirschauer*, 107-131); Vom Radfahren in Bremen: Die Bremer Fahrradgeschichte bis zum Ersten Weltkrieg (*Florian Nikolaus Reiß*, 132-162); Der Erste Weltkrieg und die evangelische Kirche in Bremen (Andrea Hauser, 163-191); Georg Ferdinand Duckwitz (1904-1973) – Der gute Deutsche (*Hans Kirchhoff*, 192-203); Was bleibt von Wilhelm Kaisens Amerika? Zur Geschichte der transatlantischen Beziehungen aus bremischer Perspektive (*Jan Logemann*, 204-224). Drei Miszellen schließen den Band, von denen die folgende hervorzuheben ist: Neue Sammlungen und Nachlässe zur Geschichte der Universität Bremen: Hans Werner Rothe, Imanuel Geiss und die Gründung der Universität Bremen (*Jörn Brinkhus* und *Brigitta Nimz*, S. 244-259).

Graßmann

Schleswig-Holstein und Nachbargebiete

Oliver Auge (Hrsg.), Vergessenes Burgenland Schleswig-Holstein. Die Burgenlandschaft zwischen Elbe und Königsau im Hoch- und Spätmittelalter (Kieler Werkstücke, Reihe A, Band 42), Frankfurt am Main: Peter Lang 2015, 392 S., zahlr. Abb. – Der

Band versammelt zwölf Beiträge zu einer interdisziplinären Tagung, die im September 2013 in Kiel stattgefunden hat. Ziel der Tagung war, einen Überblick über den Stand der Burgenforschung im nördlichsten Bundesland zu gewinnen. Dazu äußerten sich nicht nur Historiker, sondern auch Archäologen, in deren Fachbereich in jüngerer Zeit am ehesten Fortschritte der Forschung zu verzeichnen waren. Das legte nahe, während dieser Tagung Historiker und Archäologen zusammenzuführen, sie berichten und in gegenseitigen Austausch kommen zu lassen. Eine erste Forschungsbilanz aus historischer Sicht legte *Oliver Auge* vor (17-50), die archäologische Perspektive zum Thema schilderte *Ulrich Müller* (51-110). Belege über nordelbische Burgen in Helmold von Bosaus Slawenchronik referierte *Christian Frey* (111-126). Über die Rolle der Burgen in der Ausbildung der Landesherrschaft, nach den einzelnen Landesteilen Schleswig, Holstein und Lauenburg geordnet, informierte *Ortwin Pelc* (127-182). *Jan Habermann* setzte nichtadlige Führungsgruppen und Burgensitze in Beziehung (183-220), während *Stefan Magnussen* sich auf die Rolle der Kleinburgen im Herzogtum Schleswig beschränkte und an ihnen gesellschaftlichen und herrschaftsräumlichen Wandel ablas (221-232). Die Pfandbriefe Christians I. von Dänemark waren für *Frederic Zangel* die Quelle für eine Schilderung der Funktion landesherrlicher Burgen (233-248). Schließlich und endlich äußerte sich ein archäologisches Autorenteam zu Perspektiven der archäologischen Denkmalpflege im besprochenen Raum (249-278). – Diese Übersicht klingt zunächst sehr ergiebig, das täuscht jedoch, denn fast allen Beiträgen, so der Eindruck des Lesers, ist die Klage über eine geradezu eklatant lückenhafte und schlechte Forschungslage gemein, wobei die geschichtswissenschaftliche Bearbeitung nach Meinung der Referenten graduell noch schlechter abschneidet als die Seite der Archäologie. Besserung wird von allen Seiten gefordert und gelobt. Man verspricht sich merkbare Fortschritte von einer intensiven Verstärkung der Zusammenarbeit nach geographischen und interdisziplinären Gesichtspunkten bis hin zu einer stärker europäischen Ausrichtung der Arbeit, vor allem auf dem Gebiet des Austauschs von Arbeitsergebnissen. Ein erster Schritt auf diesem Wege sind die Beiträge am Schluss des Bandes, in denen berufene Vertreter über den Stand der Burgenforschung in Dänemark, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen und Südwestdeutschland berichten. Nur eine Schlussanmerkung: Für den Lübeck-Historiker ist der Tagungsbericht wenig ergiebig, lediglich der Beitrag von Ortwin Pelc fasst die bekannten Daten zur Lübecker Burg auf einer Seite zusammen.

Uelzen

Vogtherr

Volker Jacobson, Eutin und Lübeck. Vom Mittelalter bis zum Verlust ihrer Selbständigkeit. Eutin: Lumpeter & Lasel 2013, 305 Seiten. – Hinter dem etwas farblosen Titel verbirgt sich das ehrgeizige Unternehmen, 850 Jahre der Entwicklung des „Geistlichen Lübecks“ darzustellen. Das ist dem Verf. durchaus gelungen. Zwischen vier chronologische Kapitel hat er zwei Abschnitte über die Franzosenzeit im Fürstentum Lübeck und über „Eutiner“ Grabdenkmäler im Lübecker Dom eingefügt. Grundlage des Buches sind sechs Beiträge aus dem Eutiner Jahrbuch für Heimatkunde aus den Jahren 2005-2011, die hier unverändert abgedruckt sind. Für die Herstellung des Buches hat der promovierte Verf. einen Eutiner Winkelverlag mit dem in diesen Dingen doch eigentlich erfahrenen Wolfgang Griep aufgetan. Doch am Lektorat und am professionellen Know-how scheint's gehapert zu haben. Es beginnt damit, dass das Bistum 1160 von Eutin (recte: Oldenburg) an die Trave verlegt wurde (9) und endet mit der Nennung des Bankiers Max Warburg, wo doch dessen Sohn Eric M. Warburg gemeint ist (298). Aus Carl Boldemann wird Moldemann (183), die lübeckische Enklave Krumbek wird auch mal mit zwei m geschrieben (242), und Hermann Schumacher verfasst plötzlich das „Schuhmacher-Gutachten“ (271). Zu solchen Flüchtigkeiten passt die heute schon gängige Bilderpiraterie à la Wikipedia & Google mit oft schlichten bis banalen Bildunterschrif-

ten. So wird die Lübeck-Karte (215) – natürlich ohne Genehmigung! – aus der großen Lübeck-Geschichte geklaut, freilich in ihrer längst überholten Fassung der 1. Auflage – das kommt davon, wenn man veraltete Literatur heranzieht! – Wie man viermal so viele (!) Aufsätze über genau denselben Gegenstand perfekt bearbeitet und erst dann zu einem professionell gestalteten Buch zusammenfasst, haben jüngst Wolfgang Prange und Antjekathrin Graßmann demonstriert, als sie für unseren Geschichtsverein den Band „Bischof und Domkapitel zu Lübeck. Hochstift, Fürstentum und Landesteil 1160-1937“ (Lübeck: Schmidt-Römhild 2014, 727 S.) herausgegeben haben. Im Vergleich wirkt das hier wie Bundesliga gegen 3. Herren Eutin.

Ahrens

Die Fürsten des Bistums. Die Fürstbischöfliche oder jüngere Linie des Hauses Gottorf in Eutin bis zum Ende des Alten Reiches. Beiträge zum Eutiner Arbeitsgespräch im April 2014. Hrsg. von Oliver Auge und Anke Scharrenberg (Eutiner Forschungen 13). Eutin: Eutiner Landesbibliothek 2015, 211 S., Stammtafeln zu den Gottorfer Fürstbischöfen. – Der Band vereinigt zehn Vorträge der Veranstaltung der Eutiner Landesbibliothek und des Lehrstuhls für Regionalgeschichte der Kieler Universität. Alle Beiträge bieten bisher nicht bekannte interne persönliche Details der Fürstbischöfe, darunter auch die Rolle Katharinas II. bei den politischen Entscheidungen am Ende des 18. Jahrhunderts zur Wahrung der „Ruhe des Nordens“. – *Oliver Auge* (Das Konnubium der fürstbischöflichen oder jüngeren Gottorfer Linie bis zu Eheschließung Peter Friedrich Ludwigs (1781), 15-37) ordnet Strategien und Hintergründe der Eheverträge und Heiratsgaben in die dynastische Politik der Gottorfer ein. – *Anke Scharrenberg* (Die früheren Lübecker Fürstbischöfe aus dem Hause Schleswig-Holstein-Gottorf, 39-56). Nach der Einführung der Reformation durch Bischof Eberhard von Holle 1544 erhielten zwei Söhne von Herzog Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorf, das Bistum Eutin und zugleich das Erzbistum Bremen: Johann Adolf (1575-1616) und Johann Friedrich (1579-1634); unter dem Sohn von Johann Adolf, Johann X. (1606-1655, Bischof 1634), genannt Bischof Hans, wurde Eutin zur neuen Residenzstadt ausgebaut, durch Fideikommissgüter erweitert, und das Bistum als einziges protestantisches Fürstentum 1648 rechtlich abgesichert. Die Lübecker Domherren verpflichteten sich, die nächsten sechs Koadjutoren aus dem Hause Gottorf zu wählen. Die Ehe mit Julia Felicitas zu Württemberg-Weiltingen verlief unglücklich und wurde von Hans nach langen juristischen und konfessionellen Zuständigkeitsfragen von Eutiner Geistlichen geschieden. – *Melanie Greinert* (Leben und Wirken einer fürstbischöflichen Ehefrau: Julia Felicitas von Schleswig-Holstein-Gottorf geb. von Württemberg-Weiltingen, 57-73) gibt den detaillierten Einblick in das Privatleben, Ehe, Leben am Eutiner Hof und nach der Scheidung die Witwenjahre auf dem Gut Mönchneverstorf. – *Arne Suttkus* (Christian Albrecht auf Tour. Über Inhalte und Zweck der Reise an den schwedischen Hof, 77-93). Der Sohn des Gottorfer Herzogs Friedrich III., Gründer der Kieler Universität und der jüngeren Gottorfer Linie, Christian Albrecht (1641-1695, Bischof 1655-1666, 1659 Herzog) hielt sich nach dem Frieden von Brömsebro von 1658 im erneut ausgebrochenen Krieg zwischen Dänemark und Schweden während der Belagerung Kopenhagens im schwedischen Gefolge auf bis zum Frieden von Kopenhagen 1660: Militärische Ausbildung, gesellschaftlicher Umgang am schwedischen Hof und diplomatische Erfahrungen waren der Zweck der Prinzenreise. – *Lars Kühl* (Die „steile Karriere“ von Fürstbischof Adolf Friedrich: Vom Vormund für den Kieler Zarewitsch zum König von Schweden, 95-111). Adolf Friedrich (1710-1771, Bischof 1727-1750, König von Schweden 1743) verzichtete auf die Rechte als Vormund des Enkels Peters des Großen, Karl Peter Ulrich, seit 1742 Großfürst von Russland, und erlangte die Wahl zum schwedischen König, weil die Zarin Elisabeth nach dem Siege Russlands über Schweden 1743 den schwedischen Reichsrat während der Frie-

densverhandlungen unter Druck gesetzt hatte. – *Frederic Zangel* (Die fürstbischöfliche Linie des Hauses Gottorf auf dem schwedischen Königsthron, 113-126) behandelt die Entwicklung über Gustav III. und Karl XIII. bis Bernadotte als Karl XIV. Johann von Schweden. – *Detlev Kraack* (Herzog Peter Friedrich Wilhelm von Oldenburg (1754-1823) – armer Irrer oder Opfer einer politischen Intrige?, 127-156). Der Sohn Friedrich Augusts (1711-1785), Bischof 1750, Herzog von Oldenburg 1774) galt als kranker Sonderling und wurde als nicht regierungsfähig aus der Nachfolge ausgeschlossen, lebte unter dänischer Bewachung im Plöner Schloss. Gegenüber dem sensiblen Individualisten und Träumer bevorzugte Katharina II. bei ihren politischen Zielen den Neffen Friedrich Augusts, Peter Friedrich Ludwig. – *Bernd Müller* untersucht „Die Schicksalswende im Leben des jungen Herzogs Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Gottorp. Ereignisse und Zusammenhänge während seiner Reise nach Deutschland, Holland und England vom Februar 1775 bis zum Dezember 1776“ (157-195). Unter der Fürsorge Katharinas II. war Peter Friedrich Ludwig nach Ausbildungsjahren 1765-1773 in Bern und Bologna nach St. Petersburg zurückgekehrt und hatte am russisch-osmanischen Krieg teilgenommen. Während seiner Reise erfuhr er 1776 von der Wahl zum Koadjutor im Bistum und der Verzichtserklärung seines Veters auf die Thronfolge und betrachtete sich als Nachfolger des Onkels Friedrich August als Bischof und Herzog von Oldenburg. – *Anke Scharrenberg* (Die Eutiner Hofbibliothek – ein Teil des Gründungsbestandes der Eutiner Landesbibliothek, 197-207). Die heutige Bibliothek geht auf den Kauf der Privatbibliothek Georg Anton Halems 1816 zurück, ergänzt durch ein Geschenk von August Moritz Appenfelder aus Kiel. Der wichtigste Teil stammt aus dem Nachlass des für mündig erklärten, 1823 verstorbenen Herzogs Peter Friedrich Wilhelm. Es sind die erhaltenen Reste der Eutiner Hofbibliothek von Bischof Hans bis Friedrich August.

Malente

Günter Meyer

Oliver Auge (Hrsg.), *Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 350 Jahre Wirken in Stadt, Land und Welt, Kiel und Hamburg: Wachholtz 2015, 1030 S. zahlr. Abb.* – Der zum 350. Jubiläum der Kieler Universität (CAU) erschienene, frisch, lebendig und aussagekräftig bebilderte, gut lesbare und redigierte, aspekt- und perspektivreiche Band widmet sich in mehr als 50 Beiträgen der Geschichte, Gegenwart und Zukunft der einzigen ‚Volluniversität‘ des Landes, deren wechselhaftes Schicksal stets durch die Zugehörigkeit zum Herzogtum Schleswig-Holstein-Gottorf, dem Königreich Dänemark und Preußen sowie seit nunmehr 70 Jahren dem Bundesland Schleswig-Holstein beeinflusst wurde (15). – Ihre repräsentative Vielfalt verdankt die Festschrift dem Zusammenwirken der 50 sachkundigen Autoren, die sich – einschließlich der Verwaltung – aus allen Gruppen der Universität sowie der Landes- und Kommunalpolitik rekrutieren. – Die Beiträge sind informativ und übersichtlich in sechs Rubriken gegliedert: ‚Verhältnis zu Stadt und Staat‘ (26-287); ‚Die Fakultäten‘ (288-421); ‚Forschende, Lehrende, Studierende‘ (422-695); ‚Exzellenz im Norden‘ (696-795); ‚Weltwissen – Die Sammlungen‘ (796-945); ‚Die CAU international‘ (946-1017). – Nur wenige Darstellungen seien hervorgehoben: Auges ‚Gang durch 350 Jahre akademischer Festgeschichte‘; Göllnitz‘ Skizze ‚Über die erfolgten Schließungen und geplanten Aufhebungen der [CAU]‘; Meyer-Pritzls ‚Die Rechtswissenschaftliche Fakultät‘; Visbecks und Schneiders ‚Exzellenzcluster Ozean der Zukunft‘; Auges und Göllnitz‘ ‚Kieler Professoren als Erforscher der Welt und als Forscher in der Welt: Ein Einblick in die Expeditionsgeschichte der [CAU]‘. – Der Band über das Wirken der jahrhundertlang einzigen Landesuniversität wird gewiss viele ihr verbundene Leser dieser Zs. interessieren. Darüber hinaus ergänzt er das Wissen um das Leben und Werk so manchen Lübecker Bürgers aus der Kieler Perspektive. Zu erwähnen ist hier vor allem der Rechtsphilosoph Gustav Radbruch, der lange Jahre u.a. in Kiel lehrte und im Gedenken an den eine junge Einrichtung aller Fakultäten, das ‚G.-R.-Netz-

werk für Philosophie und Ethik der Umwelt‘, seinen Namen erhielt (336f., 443, 515), ferner die Theologen Johann Lorenz von Mosheim (217f., 344) und August Hermann Francke (344) sowie der Graphiker Alfred Mahlau (279f.). Bei all diesen Männern wäre ein Hinweis auf ihre Lebensläufe im Biographischen Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck dienlich gewesen. Der ältere Lübecker Zeitgenosse wird sich der noch heute landesweit gleichsam flächendeckend aktiven Schleswig-Holsteinischen Universitäts-Gesellschaft erinnern, deren zumal in der Nachkriegszeit rege Sektion Lübeck sich Mitte der siebziger Jahre im Hinblick auf die junge Lübecker Universität auflöste (277-287, hier: 284). Ein Zeugnis der Kooperation beider Universitäten markiert das seit 2007 durch die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder geförderte medizinische Exzellenzcluster ‚Entzündung an Grenzflächen‘ (775-791).

Vogeler und Freytag

Rainer Hering (Hrsg.), Die „Reichskristallnacht“ in Schleswig-Holstein. Der Novemberpogrom im historischen Kontext (Veröffentlichungen des Landesarchivs Schleswig-Holstein 109), Hamburg: Hamburg University Press 2016, 394 S., mehrere SW-Abb. – Auch wenn vielfach die allgemeine Meinung vorherrscht, dass über die „Reichskristallnacht“ doch alles gesagt bzw. geschrieben sei: Abgesehen davon, dass diese Ansicht nicht zutrifft, ist es für die lokale Geschichte und die Identität mit derselben höchst bedeutsam, die Erinnerung vor Ort oder in der Region wachzuhalten. Aus Anlass der 75-jährigen Wiederkehr der Reichspogromnacht initiierte das Landesarchiv Schleswig-Holstein die verdienstvolle Wanderausstellung, die mit großer Resonanz seit 2013/14 an mehreren Stationen des Bundeslandes gezeigt wurde, darunter für mehrere Wochen auch in Lübeck im Januar 2016. Zahlreiche Schulklassen und weitere Besucher wurden in dieser Zeit durch die Ausstellung geführt, um die herum das Kulturbüro und das Archiv der Hansestadt Lübeck ein begleitendes Vortragsprogramm organisiert hatten. Die Ausstellung ging auf die lokalen Ereignisse und Hintergründe in der Hansestadt mit mehreren Schautafeln ein. – Vorgeschichte, Ablauf und Folgen der Reichspogromnacht werden in Überblicksartikeln und anhand von regionalen Einzelschicksalen dargestellt. Lübecks, wo die bedeutendste und größte jüdische Gemeinde in der preußischen Provinz Schleswig-Holstein lebte, wird naturgemäß in sehr vielen Beiträgen des Bandes gedacht. Namhafte Zeithistoriker präsentieren das Thema auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes. Besonders hervorgehoben seien hier nur die Überblicksdarstellung von *Bettina Goldberg*, die einen fundierte Zusammenschau bietet; *Beate Meyer* liefert einen erschütternden Bericht über die Deportation der Juden im Dezember 1941, darunter auch der hier noch lebenden jüdischen Gemeindemitglieder aus Lübeck. Gerade die Einzelschicksale, etwa der Beitrag von *Gerhard Paul* über Benjamin Gruszka, einen polnischen Überlebenden des Holocaust, der nach 1946 trotz schwieriger Umstände und Hindernisse in Lübeck heimisch wurde, sind es, die den Band ausmachen. Wer als Lehrer das Thema im Unterricht behandelt, einen Überblick über das Thema über die NS-Zeit bis zum „jüdischen Nachleben“ nach 1945 auf aktuellem Forschungsstand und für Schleswig-Holstein/Lübeck sucht, um seinen Schülern die Geschehnisse anschaulich nahezubringen, sollte dieses Buch heranziehen.

Lokers

Demokratische Geschichte. Jahrbuch für Schleswig-Holstein 26, Malente: Schleswig-Holsteinischer Geschichtsverlag 2015. – Mit gleich zwei Nachrufen auf Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt beginnt der diesjährige Band. Diese Doppelung und die Warmherzigkeit der biographischen Skizze *Michael Platas* sind ein Indiz für die Größe der Lücke, die „Loris“ Tod in seinem Freundes- und Kollegenkreis hinterlassen hat. Biographisches überwiegt auch bei den folgenden acht Beiträgen, sie alle eint der Blick

auf das 20. Jh., dabei geht es kreuz und quer durchs Land: *Gunnar Take* beschäftigt sich ausführlich mit Bernhard Harms, dem Gründer (1914) und Direktor (bis 1939) des Kieler Instituts für Weltwirtschaft (13-74). Von der Ostseeküste schwenkt der Blick auf die südliche Landesgrenze und die Pläne für ihre Verschiebung: *Dirk Stegmann* widmet sich auch mit Hilfe zahlreicher historischer Fotos der Entwicklungsgeschichte der Modelle „Groß-Hamburg“ und „Groß-Altona“ im Rahmen der „Eingemeindungsdebatte in den Elbvororten 1915-1927“ (75-114). Mit der Sicherung der nördlichen Landesgrenze beschäftigt sich der Beitrag von *Martin Göllnitz* (Ein Schleswiger Museumsprojekt in den 1930er Jahren. Geschichtspolitik im Widerspruch von Wissenschaft und Grenzrevanchismus; 115-142). *Michael Plata* berichtet über rassenkundliche Untersuchungen 1925-1935 in Norddeutschland (143-168). Schon das dem Titel vorangestellte Zitat „Die Süderdithmarscher sind kaum mehr schmalgesichtig, aber mehr langnasig als die Fehmaraner“ lässt eine kurzweilige Lektüre vermuten. In der Tat, dieser Eindruck täuscht nicht, doch ist das Ergebnis zwiespältig, wie der Verf. selbst einräumt, denn er „wirft ein Schlaglicht auf rassenkundliche Aktivitäten, die aus heutiger Sicht fast skurril anmuteten, würden sie nicht vor dem Hintergrund des sich formierenden Nationalsozialismus in der Region und in ihrer menschenverachtenden Anlage so beklemmend wirken“ (143). – Nach Nennung der Beiträge über „Hans Brandt: Juraprofessor an der Universität Kiel und Kriegsgefangener in Jugoslawien“ von *Jens Flemming* (169-192) und „Willi Lassen – Eine biografische Skizze. Wirken im Dienste demokratischer Erziehung“ von *Nicolaus Schmidt* (193-226) sind aus Lübecker Perspektive die folgenden Texte zu Fritz Solmitz ausführlicher zu würdigen („Erinnern. Brigitte Solmitz Alexander über ihren Vater Fritz Solmitz und weitere markante Dokumente“, 227-244). Ein Vorwort von *Uwe Danker* führt mit einer Vita des Lübecker Sozialdemokraten und Bürgerschaftsmitgliedes seit 1926 ein in die deutsche Übersetzung des Manuskriptes einer Rede von Brigitte Solmitz Alexander, vorgetragen am 6. November 2012 im ehemaligen Konzentrationslager Fuhlsbüttel. Hier war ihr Vater am 19. September 1933 unter ungeklärten Umständen nach mehrtägiger Folter verstorben – entweder ermordet oder in den Selbstmord getrieben. Der Text vergegenwärtigt das Ausmaß des Leides, das dieser Akt nationalsozialistischer Gewalt bei den Hinterbliebenen ausgelöst hat. Dass der damalige Haupttäter Willi Dusenschön straffrei aus dem 1962 vor dem Hamburger Oberlandesgericht angestregten Prozess hervorgegangen ist, wie der dritte Teil des Beitrags dokumentiert, erscheint vor diesem Hintergrund noch unfassbarer. – Der jüngsten Landesgeschichte widmet sich schließlich *Uwe Danker* (Schleswig-Holsteins Sozialdemokratie in der Regierungsverantwortung 1988-2009. Eine erste Analyse anhand ausgewählter Politikfelder, 245-270). Er arbeitet zwei Thesen heraus: in dieser Phase sei das Land zum einen „offener geworden, nach innen und außen“, zum anderen „moderner [...], mental wie real“ (267). – Das „Didaktische Forum“ gewährt einen informativen Einblick in die momentane Diskussion der neuen Fachanforderungen Geschichte bzw. der künftigen Gestaltung des Geschichtsunterrichts im Land: *Benjamin Stello* beleuchtet „Didaktische Grundprinzipien der neuen Fachanforderungen Geschichte für Schleswig-Holstein“ (275-285), *Karl Heinrich Pohl* äußert „Überlegungen zu den Anforderungen an das Fach Geschichte in der Oberstufe“ (287-300) und *Uwe Danker* erläutert „Ziele des Geschichtsunterrichts und die Bedeutung der Zeitgeschichte“ (301-309).

Kruse

Unter dem Titel „*Schiffbau in Kiel. Kleine Werftgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*“ (*Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft mbH u. Co. KG, 229 S., zahlr. Abb.*) bietet *Christian Ostersehle* einen anschaulichen und fachkundigen Überblick über das zentrale maritime Gewerbe Kiels am Ostufer der Förde, das die Stadt, seit sie 1865 den Status des Reichskriegshafens bekam, auszeichnet. Eine „kleine“

Werftgeschichte scheint eine Untertreibung, wird dem Leser hier doch eine ausführliche und – zum ersten Mal – auch eine Gesamtdarstellung vom Schiffbau seit dem 17. Jahrhundert geboten – zugleich mit gutgewählten Abbildungen – und wird hier doch die Entwicklung der Großwerften Howaldt, Krupp-Germania und Kaiserliche Werft (sowie kleinerer Werftbetriebe) von einem hervorragenden Kenner präsentiert, der sich nicht mit der Sammlerleidenschaft des Schiffsenthusiasten leiten lässt, sondern als kritischer Historiker auch die allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Wandlungsprozesse berücksichtigt, von denen ganz besonders die Geschichte des Schiffbaus nicht nur in den Weltkriegen abhing, sondern noch in der Gegenwart abhängt. Mit dieser auch die heutigen Veränderungen der deutschen und europäischen Werftindustrie verdeutlichenden Schilderung geht verständlicherweise ebenfalls ein Blick in die Geschichte Kiels einher, dessen sog. 2. Stadtgründung im Zuge der Werftentwicklung nach 1865 ihren Anfang nahm.

Graßmann

Eckardt Opitz (Hrsg.), Biografisches Lexikon Herzogtum Lauenburg, Husum: Husum Druck- und Verlagsanstalt mbH u. Co KG. 2015, 446 S., zahlr. Abb. – Das Herzogtum Sachsen-Lauenburg ist für die Hanse- und einstige Reichsstadt Lübeck das historische Glacis, politischer Kontrahent und Partner für Kultur, Wirtschaft und Verkehr – alles Gründe, weshalb man gespannt auf das vorliegende Werk ist. Bemerkenswert ist der Kreis Herzogtum Lauenburg ohnehin, hat er sich doch schon vorbildlich seiner Geschichtsdarstellung durch einen Atlas und ein Handbuch angenommen, wie ihn wohl kaum andere Landkreise in Deutschland aufweisen. Hier wird ein Personenlexikon anstelle eines allgemeinen Lexikons vorgelegt, – auf das man vielleicht noch hoffen könnte? Etwa 600 Artikel vom 11. Jh. bis heute informieren über Politiker, Künstler, Theologen, Vertreter von Wissenschaft und Wirtschaft, wobei jedoch die Auswahlkriterien nicht so einfach zu durchschauen sind. Man hat den Eindruck, als sei man weniger von einer kritisch zusammengestellten Liste ausgegangen, sondern hätte sich die Aufnahme von Personen eher aufgrund ihres Vorkommens in bisher erschienener Publikationen, wie u.a. der „Lauenburgischen Heimat“, diktieren lassen oder sei von „Liebhabeereien“ der einzelnen der fleißigen Mitarbeiter ausgegangen. Dieser Eindruck drängt sich z. B. auf bei Detlev Werner v. Bülow, der für den Adel im weitesten Sinne geradesteht, oder bei Hansjörg Zimmermann für alle kleineren und größeren Exponenten des Nationalsozialismus. Das muss nicht negativ sein, wenn dadurch nicht eine gewisse Ungleichmäßigkeit und Zufälligkeit regieren würde. Die ca. 25 Frauen stehen nun einmal ohnehin im Schatten der Männer, das ist nicht verwunderlich. Allerdings bleibt ein wenig der Vorwurf bestehen, ob man nicht doch mehr Arbeit in die Angabe von Lebensdaten hätte stecken sollen. Derlei Hinweise sind eine Interpretationshilfe und tragen unzweifelhaft zur Einschätzung der Biografierten bei; auch bedarf man solcher Angaben des Lexikons, um anderwärts daraus zu zitieren. So sind manchmal Personen aufgenommen worden, aus deren Leben eigentlich e i n Lauenburg-Bezug oder eine einzige Tatsache herausgegriffen worden sind, was jedoch dringend notwendiger Relativierung durch einen vollständigen Lebenslauf bedürfte. Ein gewisses Ungleichgewicht herrscht in der Angabe über Vorfahren, die teils erwähnt, teils nicht genannt werden. Auch Literaturangaben und Nachweise sind unterschiedlich ausführlich. Der Herausgeber ist um seine mühevollen Arbeit nicht zu beneiden. Das Positive dieser Leistung und der Realisierung der Idee dieses Lexikons, also eines Standardwerkes, soll selbstverständlich nicht verkannt werden. Beifällig hervorzuheben ist, dass auch Personen der allgemeinen norddeutschen und nordeuropäischen Geschichte, die Sachsen-Lauenburg beeinflusst haben, miterfasst worden sind, wie z.B. die Kaiser und Könige aus Mittelalter und Neuzeit oder auch Heinrich der Löwe, August der Starke, Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, Militärs

der Franzosenzeit. Die Lauenburger Herzöge lernt man gut kennen; schön wäre vielleicht noch eine kleine Stammtafel gewesen. Die Zeitleiste im Anhang ist sehr zu begrüßen, mehr noch das sehr nützliche Sachverzeichnis (Stichworte: „Ablösungsgesetze“ bis „Verkopplung“). Da ein Inhaltsverzeichnis fehlt, findet man diese sehr brauchbaren Ergänzungen nicht sofort. Was die Lübeck-Bezüge betrifft, so sind u.a. die Chronisten Detmar, Adam von Bremen und Arnold von Lübeck genannt, oder auch Künstler wie K. Gatermann, K.-H. Goedtke, C.J. Milde, weiter Bürgermeister A. Köhler (16. Jh.), J. Pratje (Präses der IHK zu Lübeck), der Puppenspieler Fey und auch der Schriftsteller Günter Grass, schließlich auch Theologen wie Valentin Korte und Johannes Bugenhagen, die Baumeister Lillie und Hansen, aber ebenso Dieter Kasan, Leiter der Lübecker Sternwarte, und auch Walter Müller, der Lübecker Erforscher des Stecknitz-Kanals. Erfreut liest man die Einträge über Michael Gartenschläger (Fluchthelfer zu DDR-Zeiten) über den Briten C. M. Barber und den Russen N. G. Ljaschtschenko, die 1945 das wichtige militärische Abkommen über den Gebietstausch östlich von Ratzeburg abschlossen, und natürlich auch eine Biografie des Schriftstellers und Rundfunkjournalisten Walther von Hollander. Das Ziel, ein Kaleidoskop der Lauenburger vor dem Auge des Lesers erstehen zu lassen, ist gut erreicht. Auch die Mühe der Bildbeschaffung ist zu würdigen. Farbige, vielseitig und anregend sind die Beiträge ganz gewiss. Es handelt sich – das ist wichtig – nicht nur um herausragende Personen, sondern auch um Menschen des Alltags. So lädt das Buch in erster Linie mehr zum Stöbern ein als vielleicht durchgehend zur Beschaffung fester Daten. Das Kompliment für die Leistung des etwas heterogenen Verfasserkreises soll hier wirklich nicht fehlen. Die „Exklusivität“ (S. 6) Lauenburgs, das ähnlich wie Lübeck für die schleswig-holsteinische Geschichte immer – nicht nur geographisch – am Rand liegt, wird dem Leser recht deutlich.

Graßmann

Jahresbericht 2015

Es gab auch im Jahr 2015 wieder viele interessante Veranstaltungen für die Mitglieder des Vereins und für interessierte Gäste:

- Februar Vortrag von Herrn Manfred *Bannow*, „Verfolgt – verurteilt – vergessen: NS-Militärjustiz in Lübeck“ (gemeinsam mit der Initiative Stolpersteine für Lübeck).
- Februar Vortrag von Herrn Dr. Peter *Steppuhn*, Lübeck, „Archäologie und Glas im mittelalterlichen Lübeck“ (im Anschluss an die Jahresmitgliederversammlung).
- März Die Katharinenkirche nach der Restaurierung. Führung durch die noch nicht wiedereröffnete Katharinenkirche unter Leitung von Herrn Dr. Michael *Scheftel*.
- März Führung durch die neugestaltete Lutherkirche und die Ausstellung über die Lübecker Märtyrer bzw. Karl Friedrich Stellbrink durch Frau Dr. *Meyer-Rebentisch*.
- März Vortrag von Studiendirektor a.D. Günter *Meyer*, Malente, über das Bistum Lübeck.
- März Vortrag von Prof. Rainer *Postel*, Hamburg, über die Spätzeit der Hanse: „Warum ging die Hanse zugrunde?“.
- April Vortrag von Dr. Lothar *Sickel*, Rom: „Das Testament Friedrich Overbecks in Rom“.
- Mai In Kooperation mit der „Initiative Stolpersteine für Lübeck“ Vortrag von Dr. Jan *Lokers*: „Untergang und Zeitenwende“. Lübeck in der ersten Jahreshälfte 1945.
- Juni Führung durch die Marienkirche (incl. Trese) durch Frau Prof. Dr. Antjekathrin *Graßmann* und Prof. Dr. Gerhard *Ahrens*.
- Juni In Kooperation mit der „Initiative Stolpersteine für Lübeck“ Buchvorstellung und Vortrag von Dr. Linde *Apel*, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg: „Walter und Moshe Wolff. Das eigene Leben erzählen. Geschichte und Biografie von Hamburger Juden aus zwei Generationen“.
- Juni Führung über den Lübecker Ehrenfriedhof durch Prof. Dr. Gerhard *Ahrens*.
- Juni Buchvorstellung in Kooperation mit der Deutsch-Israelischen Gesellschaft e.V. – Arbeitsgemeinschaft Schleswig-Holstein: „Hirschfeld, Asch und Blumenthal. Jüdische Firmen und jüdisches Wirtschaftsleben in Lübeck 1920-1938“, von Albrecht *Schreiber*.
- Juli Zwei Führungen durch die in der Restaurierung begriffene Synagoge durch Dr. Michael *Scheftel* und Herrn Architekten *Schröder-Berkenthien*.

- September Dritte Synagogenführung durch Dr. Michael *Scheffel* und Herrn Architekten *Schröder-Berkenthien*.
- September Eine Exkursion nach Lüneburg musste mangels Nachfrage abgesagt werden.]
- Oktober „Lübeck um 1500“. Kunstmetropole im Ostseeraum. Führung durch die Kuratoren Dr. Jörg *Rosenfeld* und Dr. Jan Friedrich *Richter*.
- Oktober „Die Lübeck-Flagge und die Nationalsozialisten“. Vortrag von Prof. *Ahrens* im Rahmen der Dienstagsvorträge der Gemeinnützigen.
- November Vortrag von Studienrat Hauke *Wegner*: „Asmus Jessens ‚Blaue Pyramide‘ Das wechselvolle Schicksal des Denkmals für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Schüler und Lehrer der Oberrealschule zum Dom“.
- November Filmabend: Kaiserbesuch 1913 und Feier der Reichsfreiheit 1926, begleitet von einem Vortrag und Erläuterungen von Prof. Dr. Antjekathrin *Graßmann* und Prof. Dr. Gerhard *Ahrens*.
- November Bücher-Schnäppchenmarkt des Vereins, organisiert und durchgeführt von Prof. *Ahrens*, Prof. *Graßmann* und Frau Angela *Schlegel*.
- Dezember Der 160. Geburtstag unserer wissenschaftlichen Zeitschrift: Buchpräsentation und Vortrag von Frau Prof. *Graßmann* und Prof. *Ahrens*.
- Dezember Führung durch das Europäische Hansemuseum durch Prof. Dr. Rolf *Hammel-Kiesow*.

An den insgesamt 23 Veranstaltungen des Jahres 2015 nahmen 1.057 Interessierte teil. Auf diese Zahlen und die damit geleistete Arbeit zur Stärkung der lokalen Identität, zur Bindung an die Heimat und ihre Geschichte kann der Verein sehr stolz sein. Allen Referenten ist für die gelungene Durchführung sehr zu danken, allen Zuhörern für ihr Kommen und ihr Interesse! Der Veranstaltungszyklus hat sich damit als Säule neben dem Jahrbuch erneut sehr bewährt.

Der Band 95 (2015) der Zeitschrift für Lübeckische Geschichte konnte im Berichtsjahr wieder vor Weihnachten ausgeliefert werden und wurde auf der erwähnten Veranstaltung am 3.12.2015 im Verlagshaus Schmidt-Römhild von Frau Prof. Graßmann und Prof. Ahrens vorgestellt. Der aktuelle Band enthält auf 440 Seiten 13 Beiträge, die zeitlich einen Bogen vom Hochmittelalter bis in die Gegenwart schlagen. Abgerundet wird der Band durch den ausführlichen Bericht der Lübecker Archäologie, abgefasst von Frau Schalies M.A., für das Jahr 2014/15 sowie die Besprechungen und Hinweise zur neuen Lübeck-Literatur. Auch diesen Band hat wiederum die Ehrenvorsitzende des Vereins Frau Prof. Dr. Graßmann im Auftrag des Vereins zusammengestellt und herausgegeben. Bei den redaktionellen Arbeiten hat Frau Meike Kruse umsichtig mitgewirkt. Dafür gebührt beiden der Dank des Vereins.

Auch dieser Band konnte nur mit finanzieller Unterstützung mehrerer Stiftungen, nämlich der Possehl-Stiftung, der Jürgen Wessel-Stiftung, der Gemeinnützigen Sparkassenstiftung zu Lübeck, der Reinhold-Jarchow-Stiftung sowie mit Hilfe eines Zuschusses des Bereichs Archäologie der Hansestadt Lübeck realisiert werden. Ihnen allen gilt der verbindlichste Dank des Vereins, ebenso wie denjenigen Vereinsmitgliedern, die den Verein mit Spenden bedachten oder den Jahresmitgliedsbeitrag etwas großzügiger ausfallen ließen. Nicht minder gedankt sei denjenigen Referenten, die bei den Veranstaltungen auf ihr Honorar verzichteten. Nur auf diese Weise ist es möglich, die satzungsgemäßen Ziele des Vereins zu verwirklichen.

Die Digitalisierung der 16 Bände umfassenden Mitteilungen des Vereins (Zeitraum 1883-1941) sowie aller 93 Bände der ZLG von 1860-2013 und drei Registern ist abgeschlossen. Geplant ist, jeden Band im PDF-Format einschließlich der Inhaltsverzeichnisse bis zum Jahrgang 2010 auf der Homepage des Vereins einzustellen. Die Inhaltsverzeichnisse werden in der Suchfunktion der Webseite berücksichtigt, das jeweilige PDF können die Nutzer aufrufen und durchsuchen. Diese Digitalisierung eröffnet einen neuen Zugang zur Lübecker Geschichte und soll zu gegebener Zeit entsprechend der Presse vorgestellt werden!

Der Neustart der Homepage ist in Vorbereitung; er soll im Wesentlichen eine Modernisierung des Layouts und der Anzeigetechnik erfolgen (vergleichbar der Homepage des Vereins für Hamburgische Geschichte).

Auf der ordentlichen Mitgliederversammlung am 12. Februar 2015 erklärte der Vorsitzende des Vereins Herr Dr. Michael Hundt unter Erläuterung seiner Gründe seinen Rücktritt von diesem Amt. Als neuen Vorsitzenden bestätigte die Mitgliederversammlung Dr. Jan Lokers, der für Wahl und Bestätigung dankte. Herr Lokers sprach Herrn Dr. Hundt seinen Dank dafür aus, dass er sich trotz mancher Bedenken für die Übernahme des Vereins in einer schwierigen Übergangszeit bereit erklärt hat und das Amt des Vorsitzenden stets außerordentlich engagiert und zum Wohl des Vereins wahrgenommen hat.

Auf der Mitgliederversammlung wurden in ihrem Amt im Vorstand des Vereins für eine weitere Amtszeit von drei Jahren bestätigt Frau Meike Kruse M.A., Herr Dr. Mathias Riemer und Frau Dr. Hildegard Vogeler. Ebenso in seinem Amt als Kassenprüfer bestätigt wurde Herr Dipl.-Ing. Otto Kastorff. Die Mitgliederversammlung wählte alle Genannten einstimmig, dieselben nahmen die Wahl an.

Die Mitgliederentwicklung verlief 2015 ähnlich wie in den Vorjahren. Acht Beitritten standen drei Austritte sowie 2 Todesfälle gegenüber, das ergibt ein Mitgliederplus von drei Personen. Im Vergleich zu vielen anderen Vereinen, die unter starkem Mitgliederschwund leiden, können wir darüber bescheiden erfreut sein. Zum Ende des Jahres 2015 zählt der Verein 368 Mitglieder. Meine Bitte an Sie alle ist, in Ihrem Bekannten- und Freundeskreis Werbung für den Verein zu machen.

Die Mitgliederverwaltung, insbesondere die Verbuchung der einzelnen Mitgliedsbeiträge, bedarf dringend einer Modernisierung durch Umstellung auf die

elektronische Form. Diese scheitert derzeit noch an den technischen Rahmenbedingungen im Archiv. Frau Letz arbeitet kontinuierlich daran.

Last but not least gebührt der Dank von Verein und Vorstand den beiden Archivarinnen des Archivs, die neben ihrer starken dienstlichen Inanspruchnahme für den VLGA wirken: Zum einen Frau Letz für die kompetente Kassenführung. Frau Kruse gilt weiterhin der Dank für die Betreuung der Internetseite und versierte Hilfe bei der Redaktion der Zeitschrift für Lübeckische Geschichte.

Lübeck, den 31. Dezember 2015

Dr. Jan Lokers

